

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1909

Zweites Buch - Zur Analyse des Inhalts

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3067](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3067)

Zweites Buch.

Zur Analyse des Inhalts.

Zweiter Buch.

Zur Analyse des Inhalts.

Erstes Kapitel.

Der historische Hintergrund der Ilias.

Wenn gefragt wird, ob die Heldensage in der Geschichte oder im Mythos ihren Ursprung habe, so gibt es nicht wenige, die zugunsten des Mythos entscheiden. Aber auch wer nach dieser Seite am weitesten geht und etwa dem Grundsatz huldigt *Quisq̄ue praesumitur deus donec probetur contrarium*, muß doch anerkennen, daß sich in Jahrhunderte langer Überlieferung des Gesanges Eindrücke und Erfahrungen der Wirklichkeit in den Vorstellungskreis der Dichter eingedrängt haben, so daß nun in den Liedern, die wir lesen, uralte mythische Bilder und geschichtliche Erinnerung verschmolzen erscheinen. Von diesem geschichtlichen Niederschlag soviel als möglich aufzuspüren und auszulösen, ist eine Arbeit, die eigentlich erst getan sein muß, ehe die mythische Deutung mit einiger Sicherheit einsetzen kann.

I. Mitgebrachtes.

Breit und mächtig ist die Stellung, welche in der griechischen Mythologie Thessalien einnimmt. Der Olymp als Göttersitz, die Muse die an seinem Nordfuß in Pierien heimisch ist, die thessalischen Berg- und Waldriesen, Aloiden und Kentauren, die Meer-göttin Thetis und ihr Gemahl Peleus, der Eponymos des Pelion, endlich Achilleus ihr Sohn: alle diese und manche verwandte Sagenstoffe sind im Heldenepos teils vorausgesetzt teils weiter entwickelt. Die Art, wie sie in Ilias und Odyssee verarbeitet sind, sieht jedenfalls nicht so aus, als ob sie durch nachträglichen Einfluß in ein schon vorhandenes Bette der epischen Dichtung eingedrungen wären; vielmehr bildeten sie den ursprünglichen Strom, der dann aus anderen Quellen neue Nahrung empfangen hat. Und dieser Strom muß schon recht kräftig geflossen sein, da er allem, was später in ihn einging, die Richtung bestimmte. Auf dem Olymp

wohnen die Götter Homers, nicht auf dem troischen Ida, noch weniger auf einem Berge des Peloponnes. Allerdings erhält Zeus zweimal in der Ilias (II 605. Ω 294) den Beinamen Ἰδαῖος, vom Ida aus sieht er dem Kampfe zu, hier besucht ihn Here, als Ἰδαίθεν μεδέων wird er an mehreren Stellen — die später ihre Beachtung finden sollen — angerufen: es sind doch nur vereinzelte Ansätze im Vergleich zu der herrschenden Vorstellung, daß er mit den übrigen Göttern Ὀλύμπια δώματα bewohnt. Hier hat Hephästos einem jeden sein Gemach erbaut (A 607 f.), hier rüstet sich Here zu ihrem Gang nach dem Ida (Ξ 154. 166 ff.), hier finden die Szenen des gemeinsamen Mahles wie der Beratung statt (A 533 ff. Δ 1 ff. 74; Θ 2 ff.), von hier fahren Here und Athene in die Schlacht (E 720 ff. 750), hier suchen die von Diomedes verletzten Götter Aphrodite (E 360) und Ares (E 868 f.) Zuflucht. Ὀλύμπιος ist nicht nur viel häufiger als Ἰδαῖος der Beiname des Zeus; es wird schlechthin als Name für ihn gebraucht.

Diese Tatsachen sind ja längst jedem bekannt; aber nur wenige mögen sich entschließen daraus die entscheidende Folgerung zu ziehen. Auch Eduard Meyer hat dies nicht getan (GA. II § 127; vgl. § 151. 261). Er hebt zwar die Fülle thessalischer Elemente im Epos hervor und erkennt, daß sie von den Äolern aus der Heimat nach Kleinsien mitgebracht sein müssen, hält aber diesen Tatbestand für vereinbar mit der Annahme, daß »die griechische Götter- und Heroensage das erste und grundlegende Stadium ihrer Entwicklung in Äolis durchlebt« habe. Vielmehr muß die erste und grundlegende Entwicklung des Heldengesanges noch in Thessalien sich vollzogen haben. Der Engländer Geddes hat zuerst, soviel ich sehe, dies ausgesprochen, schon im Jahre 1878¹⁾. Ob auch das richtig ist, was er hieraus für die Stellung der böotischen Dichterschule folgert, soll jetzt nicht untersucht werden; um so entschiedener dürfen wir die Hauptsache betonen. Griechische Verskunst und Sangeskunst, der empfängliche Sinn, der Natur und Leben beobachtet, die Ausdrucksfähigkeit der Sprache, die Kraft lebendig und anschaulich zu erzählen: aus thessalischem Boden sind sie erwachsen und aufgeblüht, da, wo die Menschen den von Schnee schimmernden Gipfel des Olymp vor Augen hatten. Um das zu beweisen, würde allein schon die Rolle ausreichen, die dieser Berg

1) William D. Geddes, The problem of the Homeric poems, p. 236 ff.

und mit ihm Pierien und die Musen in den Vorstellungen der Griechen allezeit gespielt haben, fast ja noch in den unsrigen spielen.

Ist dem aber so, haben die äolischen Ansiedler ihre in der Heimat ausgebildete Verstechnik und Kunstsprache mit übers Meer genommen, so müssen wir weiter fragen: in welcher Weise ist dies wohl geschehen? Sicher nicht in Gestalt eines Systems metrischer Regeln, eines poetischen Wörterbuches oder Gradus ad Parnassum, sondern in Liedern. Und von der anderen Seite: wenn unsere in Kleinasien zum Abschluß gekommenen Epen hier und da Personen, Örtlichkeiten, Fabelwesen thessalischer Herkunft eingesprengt enthalten, in welcher Form können diese mit herübergekommen sein? Doch nicht von Anfang an in zerstreuten oder halbversunkenen Erinnerungen, sondern in Liedern, deren Inhalt dann freilich in den neuen Wohnsitzen durch frische, Leidenschaft und Phantasie mächtig aufregende Erlebnisse mehr und mehr verdrängt wurde. Cheiron, Achills Lehrer und ein Meister der Heilkunst, wird einmal »der gerechteste der Kentauren« genannt (A 832); der Kampf der Lapithen mit den Kentauren wird an zwei Stellen der Ilias, einmal in der Odyssee erwähnt (A 260 ff. B 743. φ 295 ff.). Aber nirgends erzählt der Dichter unmittelbar von diesen Dingen, sondern berührt sie nur flüchtig, in einer Weise die uns späten Lesern das Verständnis erschwert; bei seinen Zuhörern konnte er sie als bekannt voraussetzen, als Gegenstand alter Erinnerungen. Denn da, wo relativ am genauesten darauf eingegangen wird (in A), unterscheidet Nestor, dem die Erwähnung in den Mund gelegt ist, deutlich und scharf jene stärkeren Männer eines früheren Geschlechtes, mit denen er noch verkehrt habe (*ἀρελοσιν ἡέ περ ὑμῖν ἀνδράσιν*), von den gegenwärtigen: *κείνοισι δ' ἂν οὐ τις τῶν, οἳ νῦν βροτοί εἰσιν ἐπιχθόνιοι, μαχέοιτο*. Immerhin erkennen wir auch hier, wie ältere Sage, die einst mächtig und voll erklungen sein muß, noch in der troischen Dichtung nachtönt. Und die Frage muß gestellt werden, ob sich nicht reichere Spuren von jener entdecken lassen. Dabei werden wir nicht nur Thessalien ins Auge zu fassen haben, sondern auch das stammverwandte²⁾ Bötien und die diesem benachbarten Landschaften.

²⁾ Wilamowitz, Ztschr. für Gymnasialw. 38 (1884) S. 113. 115. Ed. Meyer, GA. II 48. Otto Hoffmann, Griech. Dialekte II S. 6 f.

Einen bequemen Rahmen, um Weiterzurückliegendes einzufügen, boten dem Sänger die Gespräche der Helden, zumal der bejahrten unter ihnen. So erzählt Phönix die aus Ätolien stammende Geschichte von der kalydonischen Jagd (I 529—599), Nestor gedenkt, wie schon erwähnt wurde, der Kentauren, an einer andern Stelle des Herakles (Λ 690 ff.). Von Taten der Pylier, bei denen er selber mitgewirkt habe, berichtet er dreimal (H 133—156. Λ 670—764. Ψ 630—642); aber hier muß man zweifeln, ob alte Erinnerung oder späte Eindichtung vorliegt. Denn die Wettspiele in Elis, die er im Verlauf der einen Erzählung erwähnt, sind doch wohl schon die olympischen. Eine ganze Reihe älterer Sagen enthält der Heroinnen-Katalog der Nekyia, wo die Abgeschiedenen einzeln *ὄν γόνον ἐξαγόρευον*; darunter ausgesprochen thessalische Stücke wie die von Tyro und Enipeus (λ 235 ff.) und von den Aloiden Otos und Ephialtes, die Olymp, Ossa, Pelion aufeinander türmten, um den Himmel zu ersteigen (λ 305 ff.). — Von diesen beiden erzählt in der Ilias Dione, wie sie einst den Ares gefesselt hätten (E 385 ff.); und sie reiht daran ein Beispiel von der Verwegenheit des Herakles (392 ff.). Überhaupt beinahe das meiste von dem, was wir über diesen Helden erfahren, ist Göttern in den Mund gelegt: außer Dione dem Hypnos (Ξ 250 ff.), der Athene (Θ 362 ff.), dem Zeus selber (O 24 ff.). Über seine Geburt spricht ausführlicher Agamemnon (I 98 ff.), über seinen Ausgang Odysseus, aus Anlaß der Begegnung in der Unterwelt (λ 601 ff.); daß auch Nestor gelegentlich von ihm erzählt, wurde schon bemerkt. Nur wenig über ihn berichtet der Dichter selbst (O 639 f. Y 445 f. φ 25 ff.). — Die Sage von Ödipus wird etwas eingehender nur in der Nekyia berührt, wo Odysseus dessen Mutter Epikaste sieht (λ 274 ff.). Zu Erinnerungen aus den Kämpfen um Theben gibt Diomedes' Vater Tydeus Anlaß, den ihm Agamemnon wie Athene als Muster vorhält (Δ 372—399. E 804—808), auf den er dann selbst sich der Göttin gegenüber und im Rate der Fürsten beruft (K 285 ff. Ξ 444 ff.). Daß erst die Söhne vermocht haben Theben zu bezwingen, erwähnt Diomedes' Wagenlenker Sthenelos (Δ 406). Der Gedanke an eine Herrscherstellung des ätolischen Flusses Acheeloos ist Φ 194, zumal wenn 195 wegfällt, erhalten³⁾.

Das Verzeichnis ließe sich vermehren, ohne daß wesentlich

3) Ed. Schwartz, *Adversaria* (1908) p. 5. Vgl. Usener, *Sintflutsagen* S. 40.

Neues gewonnen würde; für die Untersuchung erst recht fruchtbar ist das Fortleben älterer Sagen unter veränderter Gestalt, in der den ursprünglichen Sinn aufzuspüren Usener gelehrt hat. Auf seine Anregungen geht Ferdinand Dümmlers ausgezeichnete Studie über Hektor zurück, deren Hauptergebnis mir bei wiederholter Prüfung immer gesicherter erscheint. Von den Bööterfürsten, die B 494 f. genannt sind, wird Leitos P 604 durch Hektor verwundet, Arkesilaos O 329 von ihm getötet. Auch E 707 ff. wird unter den von Hektor Erschlagenen ein Bööter hervorgehoben, Oresbios aus Hyle am Kopais-See. Verbindet man diese Angaben mit der durch Pausanias (IX 18, 5) erhaltenen Kunde, daß die Thebaner das Grab eines Hektor besaßen, dem sie heroische Ehren erwiesen, so tritt die überraschende Ansicht heraus: »Hektor ist in ältester Sage »Herrscher über eine griechische Bevölkerung in Theben, welches »er gegen die aus Thessalien eindringenden Bööter lange erfolgreich verteidigt, wobei er aber doch schließlich, wie das Grab »wahrscheinlich macht, seinen Tod findet.« Dümmler, der dies so ausspricht, konstruiert dann einen etwas künstlichen Umweg, auf dem Hektor nach Asien und in die troische Sage gekommen sein soll. Das Natürliche und Nächstliegende scheint doch, daß der viel gefeierte Held von den böotisch-äolischen Eroberern des nordwestlichen Kleinasiens unmittelbar dorthin mitgebracht und im Liede auf den Kampf um Ilios übertragen wurde. Und so haben wir hier ein anschauliches Beispiel von dem Inhalte, den der epische Gesang schon im Mutterlande, vor der Zeit der äolischen Kolonisation, gehabt haben muß, und von der Umbildung, mittels deren er von späteren Sängern zur Ausgestaltung der Ereignisse, die sie erzählen wollten, verwertet worden ist.

Denselben Weg wie Dümmler zu gehen schien Bethe wenig geneigt, als er die Spuren einer ältesten Ödipusdichtung bei Homer nachwies; später ist er ihm um so entschiedener gefolgt, zuerst in einem auf der Straßburger Philologen-Versammlung gehaltenen Vortrag⁴⁾. Er erneuerte Otfried Müllers Methode der Forschung

4) Dümmler: Hektor. Im Anhang zu Studniczkas »Kyrene« (1890), S. 194—205. — Erich Bethe, Thebanische Heldenlieder (1894) S. 145. 176 f. — Homer und die Heldensage. Die Sage vom troischen Kriege. NJb. 7 (1904) S. 637 ff. — Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik. NJb. 13 (1904) S. 1—14. — Die beiden Abhandlungen sind auch in Sonderabdrücken erschienen.

und stellte den Grundsatz auf, daß Personen der Sage da zu Hause sind, wo sie Gräber und Kultstätten haben, wo es Örtlichkeiten gibt, deren Namen mit den ihrigen oder mit denen ihrer nahen Verwandten, Genossen, Feinde zusammenstimmen. Auf diese Weise gelang es ihm eine Reihe wertvoller Resultate festzulegen. Der Heraklide Tlepolemos von Rhodos (B 653 ff.) unterliegt E 627 ff. dem Lykier Sarpedon; wie kommen beide nach Ilios? Daheim waren sie Nachbarn; und ihr Kampf gehört eigentlich in den Zusammenhang der Versuche, welche die Rhodier gemacht haben, im gegenüberliegenden Lykien Besitz zu erwerben. Bethe hat gewiß recht, daß »dieser Sang gedichtet ist zum Preise lykischer Fürsten und in ihren Hallen gesungen, ursprünglich ganz ohne Beziehung zu Troja und ohne Gedanken an den trojanischen Krieg.« Ebenso ist der Kampf zwischen Idomeneus und Phästos E 43—47 der »letzte Rest eines altkretischen Heldenliedes«; denn wenn auch das lydische Tarne als Heimat des Phästos genannt wird, so ist er doch offenbar in seinem Ursprunge der Eponym der gleichnamigen kretischen Stadt. — Das sind Einzelzüge, die den Rahmen der Ilios-Dichtung, in die sie nun eingefügt sind, schon voraussetzen und ihren Platz darin dem Wunsche verdanken, den in späterer Zeit die verschiedensten griechischen Stämme hegten, an der Ehre des troischen Krieges Anteil zu haben. Anders steht es mit den Beziehungen, die nach Thessalien weisen. Plutarch hat (Thes. 34) aus der Ἀτθίς des Istros die Notiz erhalten: Ἀλέξανδρον τὸν ἐν Θεσσαλίᾳ Πάριν ὑπ' Ἀχιλλέως καὶ Πατρόκλου μάχῃ κρατηθῆναι παρὰ τὸν Σπερχειόν. Bethe verbindet hiermit die Beobachtung, daß in der Ilias Alexandros-Paris, von Menelaos und Diomedes abgesehen, fast nur mit Thessalern kämpft — Machaon (Λ 506), Eurypylos von Ormenion (B 734. Λ 581), Menesthios (H 9. Π 473 f.) —, und die Nachricht, daß er schließlich dem Herrn von Thaumakie in Süd-Thessalien, Philoktetes, erliegt (Apollodor III 42, 6); so gelangt er zu dem Schluß, daß die drei — Achill, Philoktet, Alexandros — in Thessalien »in nächster Nachbarschaft saßen, und darum in dauerndem Kampf und erbitterter Todfeindschaft« (S. 670). In Thessalien lag ja auch, am Spercheios, Achills Heimat, Phthia; und in der Phthiotis gab es ein Theben (Strabon IX 434), dessen Ruinen, auf einer Vorhöhe des Gebirges unfern der Küste gelegen, noch heute zu sehen sind. So wird man den von Bethe und Kern vertretenen Gedanken wohl nicht zu kühn finden,

daß dieses eigentlich das von Achill zerstörte Θήβη ὑποπλακίη (Z 397. 444 ff.), die Vaterstadt der Andromache, gewesen sei⁵).

Es liegt nahe zu denken, daß auch der Kampf zwischen Achill und Hektor schon in den Liedern besungen gewesen sei, die von den Äolern übers Meer nach Kleinasien mitgebracht wurden; doch fehlt es an bestimmten Anzeichen hierfür. Mit einem anderen griechischen Helden ist Hektor von alters her in fester Feindschaft verbunden, und zwar so, daß hier wieder ein örtlicher Zusammenhang durchschimmert. Robert hat kürzlich die Vermutung ausgesprochen und gut begründet, daß die beiden Aias bei Homer im Grunde nicht zwei Personen, sondern durch gewollte Differenzierung aus einer entstanden seien⁶). Bethe schließt sich ihm an; nur hält er, von Robert abweichend, den Lokrer für die ursprüngliche Gestalt. Gewiß mit Recht. Denn abgesehen davon, daß eine Neuerfindung doch wohl in steigerndem, nicht in abschwächendem Sinne (P 279 f. vgl. mit B 528 f.) erfolgt sein wird, spricht gegen die Priorität des großen Aias auch das Schattenhafte seiner Herkunft: Τελαμώνιος heißt er nach dem Tragriemen seines gewaltigen Schildes — darauf hat zuerst Wilamowitz hingewiesen (HU. 246) —, während der Sohn des Oileus genealogisch wie geographisch in der Sage befestigt ist. Versuchen wir einmal ihm das zuzurechnen, was die Ilias von seinem Namensvetter erzählt. Achtmal⁷) stehen dieser und Hektor sich gegenüber; fast jedesmal (N 809. Π 358 sind anders) kommt es zu hartem Streite, der in zwei Fällen (H 271. Ξ 448) so ungünstig für Hektor verläuft, daß er nur durch wunderbare Fügung gerettet wird; wozu es denn einigermaßen stimmt, wenn Λ 542 berichtet wird, er habe das Zusammentreffen mit Aias gemieden. Aus diesem Tatbestand ergibt sich, daß der Gegensatz zwischen den beiden Männern ein altes, gern variiertes Thema der Dichtung war. Nimmt man hinzu, daß Aias der Hauptvertreter des Kampfes mit dem altertümlichen, mykenischen Turmschild ist, daß die Handhabung dieser Waffe bei Gelegenheit seines

5) Otto Kern, Die Landschaft Thessalien und die Geschichte Griechenlands. NJb. 7 (1904) S. 42—22; über Theben S. 46. Bethe führt (S. 674) noch weitere Spuren an, die auf eine Zugehörigkeit der Andromache zu Thessalien hindeuten.

6) Robert, Studien zur Ilias, S. 408. Bethe in der zweiten der vorher angeführten Abhandlungen.

7) H 482 ff. N 490 ff. 809 ff. Ξ 403 ff. O 445 ff. Π 444 ff. 358 ff. P 304 ff.

Zweikampfes mit Hektor besonders deutlich beschrieben wird (H 238 f.), so wird man zu dem Schlusse gedrängt: die Aiaslieder gehören zum urältesten Bestande des Epos. Bethe, der das Verdienst hat dies erkannt zu haben, meint nun, hiermit sei der eigentliche Grundstock der Ilias gefunden, dem alles jüngere Wachstum sich angegliedert habe; der Begründung dieser Hypothese ist im wesentlichen sein zweiter, in Halle im Jahre 1903 gehaltener Vortrag gewidmet. Hier vermag ich ihm nicht mehr zu folgen, vor allem deshalb, weil die Geschichten von Aias zusammengenommen gar keinen irgendwie greifbaren Gang der Handlung ergeben. Vielmehr stellen sie sich als Reste alten Heldengesanges dar, die in die später entsprungene, aber dann alles beherrschende Ilias-Dichtung mit verarbeitet worden sind.

Diese Auffassung bestätigt sich, wenn man im einzelnen schärfer zusieht. Zunächst an einer Stelle, in H, ist es unzweifelhaft so gewesen. Der Zweikampf zwischen Aias und Hektor, seinem eignen Verlaufe nach durchaus altertümlich eben der mykenischen Rüstung wegen, ist da, wo er jetzt steht, in den Zusammenhang einer gegebenen Reihe von Ereignissen erst nachträglich eingefügt worden; denn es fehlt dieser Episode nach rückwärts die Motivierung und nach vorwärts jegliche Folge, wie in einem späteren Kapitel genauer gezeigt werden soll. Die herausfordernden Reden ferner, die am Ende von N zwischen beiden Helden gewechselt werden, und ganz so klingen als müsse jetzt ein blutiger Zusammenstoß folgen, verhalten wirkungslos; nicht ein Zweikampf schließt sich an, sondern ein allgemeines, für die Anschauung leeres Vorrücken der Scharen von beiden Seiten (833 ff.). Man gewinnt auch hier den Eindruck, daß der Dichter in dem Wortgefechte der berühmten Gegner ein beliebtes Motiv mit verwertet habe, um der Schilderung der Kämpfe, von denen er im Anfang von Ξ zu etwas Neuem übergeht, vorläufig einen wirksamen Abschluß zu geben. Beide Szenen — der Waffengang in H und die Reden in N — sind nicht wesentliche Glieder im Ganzen der Ilias, sondern sind ältere Stücke, die ein Dichter der abschließenden und zusammenfassenden Periode sich zunutze gemacht und eingeflochten hat, ebenso wie die Proben heimatlicher Nachbarkämpfe, von denen vorher die Rede war. Und nun erinnern wir uns, daß Hektor ja, nach Dümmlers Entdeckung, eigentlich in Theben in Böotien zu Hause war; dort hat Aias der Lokrer ihn angegriffen und, wie man nach dem

Verlauf der in H und E erzählten Kämpfe in der Tat vermuten kann, zuletzt erschlagen. Hiernach wird man es für mehr als Zufall halten, daß zweimal, da wo Aias gegen Hektor steht, von diesem ein Phoker, ein gemeinsamer Nachbar, getötet wird (O 515 ff. 304 ff.). Er heißt beidemal Schedios, nur der Name des Vaters ist verschieden; um so mehr erscheint sein Fall von Hektors Hand als alte Erinnerung beglaubigt, die der Dichter ein wenig variiert hat. Auf der andern Seite kämpft, in derselben Partie, neben Hektor der starke Melanippos; Antilochos durchbohrt ihn mit der Lanze, doch Hektor rettet den Leichnam (546—585). Bethes frühere Vermutung (Njb. 4902 S. 674), daß dies kein anderer sei als der durch die Sage der Sieben gegen Theben berühmte Heros, dessen Kult in Theben lebendig blieb, wäre eine weitere Stütze für die Ansicht, daß all die Kämpfe, in denen Aias eine so bedeutende Rolle spielt, ursprünglich gedichtet worden waren, um ein Ringen zwischen Lokrern und Thebanern auszumalen.

*Helios ist
mit Hektor
Kampf zu
unterst*

X Gab es denn aber in der böotischen Ebene ein Schiffslager? Das zu verteidigen ist doch die eigentliche Aufgabe und Leistung des Telamoniers. — In unserer Ilias allerdings; in O und II erscheint er wiederholt als Vorkämpfer der Schiffe, und so hat ihn spätere Dichtung festgehalten. Doch dieser Tatbestand begreift sich vollkommen auch von der Grundanschauung aus, zu der wir gelangt sind, daß der Schauplatz des Kampfe, in denen von Sängern der Vorzeit Aias und Hektor dargestellt worden waren, in Bötien lag. Generationen später, als es galt den Verteidiger des Schiffslagers zu schildern, war Aias, der unermüdliche starke nie verwundete, die geeignetste Persönlichkeit; das Bild des von allen Seiten bedrängten und doch standhaltenden Helden paßte gut in die neu geschaffene Gesamtlage. Deshalb zeigen die Szenen, in denen Aias allein den auf die Schiffe eindringenden Feinden widersteht (O 676 ff. 727 ff., auch II 442 ff.), einen klaren und anschaulichen Verlauf. Aber daß die Verteidigung gerade eines Schiffslagers nicht die eigentliche und ursprüngliche Aufgabe war, die der Held im Epos zu erfüllen hatte; tritt wenigstens an einer dieser Stellen noch erkennbar hervor. In den Versen, die der letzten Szene vorausgehen (II 402—444), ist die Situation des Schiffskampfes so wenig klar vorausgesetzt, daß man geradezu an eine Interpolation gedacht hat. Haupt (wo?) erklärte die zehn Verse für eingeschoben, und Düntzer, Benicken u. a. sind ihm gefolgt. Das ist nun wohl, wie

man heute die Dinge ansehen muß, nicht richtig, so wenig wie wir den Zweikampf in H oder die höhnnenden Reden in N als »interpoliert« verwerfen dürfen. Aber das bestätigt sich auch hier, daß der oder die Dichter der Ilias altüberlieferte Lieder kannten, aus denen sie einzelne Züge oder Szenen nach Bedarf und Belieben in die eigene Darstellung verwoben.

Diomedes und Aias, Hektor und Alexandros, auch Andromache, waren schon besungen in den Liedern, welche die Eroberer aus ihrer nordgriechischen Heimat nach Kleinasien mitbrachten. Dasselbe gilt von der Frau, deren frevelhaftes Tun das Motiv zu der ganzen troischen Verwicklung bildet, die also aufs festeste gerade mit diesem Sagenkreise verbunden erscheint: Helena. Usener⁸⁾ hat Spuren ihrer Verehrung als Göttin an mehreren Stellen nachgewiesen, unter denen ich freilich Therapie in Lakonien, für welches Isokrates (Ἐλένη 63) diesen Kult bezeugt, als beweiskräftig nicht gelten lassen möchte, da hier nachträgliche Wirkung des Epos vorliegen kann. Wichtiger ist Useners Hinweis auf zwei von der troischen abweichende Formen der Helena-Sage. Nach der einen (Schol. A zu Γ 242; Diodor IV 63) wurde sie von Theseus mit Hilfe des Peirithoos entführt, in der attischen Feste Aphidnai geborgen, durch die Dioskuren befreit⁹⁾. Die andere Sagenform ist die, welche der euripideischen Tragödie zugrunde liegt: Helena von Hermes durch die Luft entrückt und zu dem weisen Proteus nach Ägypten gebracht, von wo Menelaos nach der Zerstörung Trojas sie wieder heimführt. Inwiefern hier wirklich alter Göttermythus offen zutage liegt — Hermes der Lichträuber, wie auch beim Raube der Sonnenrinder, bei der Tötung des Argos Panoptes; Helena die Himmelskönigin — lasse ich dahingestellt. Darin hat Usener sicher recht, daß beide Versionen älter sind als die Ilias. Bei der zweiten läßt sich aus der künstlichen Erfindung des Schattenbildes, das Hera dem Paris habe folgen lassen, noch erkennen, wie spätere Dichter sich bemühten, den Widerspruch dieser älteren Vorstellung mit der homerischen, die inzwischen durchgedrungen war, zu erklären. Aber auch die Erzählung von dem Raube durch Theseus kann nicht wohl erfunden worden sein, seitdem der Inhalt der

8) Der Stoff des griechischen Epos (Wien 1897. Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wiss. 187, 3) S. 11 f.

9) Etwas anders konstruiert wird diese Sage von Finsler, Herm. 44 (1906) S. 435 f.

Ilias allen vertraut war. So ergibt sich denn: die Geschichte von Helenas Raub und Befreiung stammt aus der altgriechischen Heimat; erst die Sänger, die von dem Kampf um Ilios zu erzählen hatten, haben sie in diesen Zusammenhang gebracht.

Der Zusammenhang selbst aber, wie ist er entstanden? Aus freier Erfindung, die für eine Fülle überkommener Einzelzüge den Rahmen schaffen wollte? Oder waren es geschichtliche Vorgänge, die der Entwicklung des Heldengesanges einen neuen Ausgangspunkt, und damit die Kraft gaben auch älteren Stoff in geänderte Form zu gießen?

II. Der Kampf um Ilios.

Allen kritischen Zweifeln zum Trotz hat sich der Gedanke behauptet und immer wieder durchgesetzt, daß in der Sage von dem Kriege um Troja eine wenn auch noch so dunkle Erinnerung an wirkliche Ereignisse enthalten sei, die sich auf demselben Boden abgespielt hätten; und was schien da natürlicher als diese Ereignisse in den Kämpfen zu finden, welche die Äoler mit den älteren, ungriechischen Einwohnern des Landes⁴⁰⁾ ausgefochten haben müssen, als sie zuerst in diese Gegenden kamen und sie ihrer Herrschaft unterwarfen? Diese Ansicht hat lange Zeit unangefochten gegolten und hat auch unter den neueren Bearbeitern der griechischen Geschichte ihre Vertreter. So sagt Adolf Holm (Griech. Gesch. I [1886] S. 197): »Die Äoler, welche in Asien eine ganze ›Landschaft in Besitz genommen haben, geben zu einem Epos von ›Eroberungen und Kämpfen die faktische Grundlage.« Und Beloch warnt zwar (Griech. Gesch. I [1893] S. 3) vor dem Versuche »den geschichtlichen Kern z. B. der Ilias oder der Thebais zu erkennen«, meint aber doch selbst, indem er den Ursprung des Epos auf alte mythische Stoffe zurückführt (S. 143): »Die Gruppierung aller ›dieser Mythen um den Krieg gegen Ilios kann erst auf asiatischem ›Boden erfolgt sein. Es spricht sich darin die Erinnerung an die ›langen Kämpfe aus, welche die griechischen Ansiedler mit den Ur-›bewohnern des Landes um den Besitz der Küste zu führen hatten.« Und dabei haben beide Gelehrte das sprachliche Argument hier

40) Einen interessanten Versuch, troische Orts- und Personennamen etymologisch zu deuten und auf Grund solcher Deutung eine alte semitische Kolonisation der Troas zu erweisen, hat neuerdings Ernst ABmann veroffentlicht: »Ohne Spaten in Troja« (Tägl. Rundschau 27. Juni 1907).

kaum beachtet, das doch für so alte Denkmäler der Dichtung das eigentlich entscheidende ist und mit dem sie das Gewicht ihrer Ansicht erheblich hätten verstärken können. Thessalien und Böotien sind die Länder, von denen aus der Norden der kleinasiatischen Westküste besiedelt worden ist; sie sind die Heimat der Äoler. Deren Mundart erhielt sich in der Peneios-Landschaft auch nach der Eroberung durch die stammfremden Thessaler¹¹⁾; hier sprach man, wie wir seit 1882 wissen, noch zur Zeit König Philipps, den die Römer besiegten, äolisch. In den Gebieten um den Kopais-See erlag die Sprache der Eroberer, der Βοιωτοί¹²⁾, nicht so völlig der einheimischen; es gab eine Mischung, deren Bestandteile im einzelnen zu erkennen heute eine Aufgabe der Wissenschaft ist¹³⁾. Vor der Periode der Wanderungen aber herrschte auch hier das Äolische. Auf der anderen Seite, in Kleinasien, haben wir als die Sprache, in der die älteren, unserer Ilias vorhergehenden Gesänge von Achill und Agamemnon gedichtet waren, eben dieses Äolisch, das in Nordgriechenland heimisch war. Und weiter: der Hauptheld der Ilias, Achill, hat sein Reich im südlichen Thessalien; und der Führer des gesamten Griechenheeres ist zwar aus dem Peloponnes gekommen, aber er hat seine Flotte im Euripus versammelt, der Hafen von Aulis ist als Ausgangspunkt des großen Kriegszuges in der Erinnerung geblieben. Man meint, die Übereinstimmung könne nicht größer sein, sie könne nicht auf Zufall beruhen.

Trotzdem fehlt es nicht an Widerspruch, der zum Teil auf sehr ernsthafte Erwägungen gegründet ist. Dies gilt allerdings

11) Herodot VII 476 spricht bei Beschreibung der Thermopylen von der Zeit, ἐπεὶ Θεσσαλοὶ ἤλθον ἐκ Θεσπρωτῶν οἰκίσσοντες γῆν τὴν Αἰολίδα, τὴν περὶ νῦν ἐκτέταται.

12) Thuk. I 42: Βοιωτοὶ γὰρ οἱ νῦν ἐξηκοστῷ ἔτει μετὰ Ἰλίου ἄλωσιν ἐξ Ἄρνης ἀναστάντες ὑπὸ Θεσσαλῶν τὴν νῦν μὲν Βοιωτίαν, πρότερον δὲ Καδμηίδα γῆν καλουμένην ᾤμισαν.

13) Vgl. oben S. 493 Anm. 2. Die hier angedeutete Aufgabe erkennt auch Beloch an, *Histor. Zeitschr.* 79 (1897) S. 222, und streicht damit eigentlich die Forderung wieder aus, die er kurz vorher (S. 210) erhoben hat: daß wir, um konsequent zu sein, annehmen müßten, beim Zusammentreffen verschiedener Mundarten von Eroberern und Besiegten habe sich das Verhältnis überall ebenso gestellt wie in Thessalien. Die verschiedene Entwicklung, welche romanische und germanische Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung an verschiedenen Stellen des alten Reiches genommen haben (woran Beloch selbst erinnert), sollte doch lehren, daß in solchen Fällen mannigfaltige Möglichkeiten gegeben sind.

nicht von den beiden Aufsätzen¹⁴⁾, in denen Karl Sittl unsre Frage abzutun unternommen hatte. Wenn er den ersten derselben mit dem Urteil schließt, daß »die äolischen Heldenlieder einzig und allein aus den homerischen Äolismen konstruiert« seien, so hat er damit allerdings recht; aber eben deshalb steht ihre Existenz so durchaus fest. Denn es handelt sich hier um eine Periode, aus der direkte Zeugnisse gar nicht erhalten sein können und, wenn sie doch irgendwo überliefert wären, das stärkste Mißtrauen gegen ihre Echtheit erwecken müßten; für eine solche Zeit gibt es kein Mittel der Forschung als die Analyse nach inneren Merkmalen. Sittl macht es wie ein Historiker, der dem Geologen den Glauben an die Schichten des Erdreichs versagen und das Recht bestreiten wollte von einer Geschichte der Erde zu sprechen, weil es keine geschriebenen Quellen gibt, aus denen sie geschöpft werden kann.

Eingehendere Prüfung verlangt die Ansicht von Eduard Meyer (GA. II § 132). Er glaubt, »daß die Sage vom troischen Kriege nicht äolischen Ursprungs, nicht aus den Taten der Äoler erwachsen, sondern als Tradition, als geschichtliche Kunde aus der Vorzeit ihnen überkommen« sei; »wie später die Ionier haben vor ihnen die Äoler sie durch Einfügung ihrer eigenen Sagen gestalten erweitert.« Wir sollen also eine voräolische Periode des Heldengesanges annehmen, zu der die äolische sich ebenso verhalten würde wie später die ionische zur äolischen. Von der Sprache, in der diese ältesten Lieder abgefaßt gewesen sein könnten, und ob sich Spuren von ihr noch in unsrer Ilias finden, darüber sagt Ed. Meyer nichts; wohl aber sucht er einigermaßen den Inhalt abzugrenzen. Achill, »offenbar eine äolische Sagen-gestalt«, muß dem voräolischen Epos fremd gewesen sein; »seine Verbindung mit dem troischen Kriege, so alt sie ist, ist doch sekundär«. Aber Agamemnon, der König von Mykene, bildete schon damals den Mittelpunkt der Erzählung; die troische Sage stammt überhaupt aus dem Peloponnes (§ 132. 121) und hat zum Kern (§ 133) »die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug pelo-

14) »Die Äolismen der homerischen Sprache.« Philol. 43 (1884) S. 1—31. — »Die Griechen im Troerlande und das homerische Epos.« Philol. 44 (1885) S. 201—127. — Zum ersten Aufsatz vgl. die Schrift von Gustav Hinrichs: »Herr Dr. Karl Sittl und die homerischen Äolismen.« Berlin 1887.

»ponnesischer Fürsten oder vielmehr, wie wir wohl unbedenklich »sagen dürfen, durch den König von Mykene und seine Mannen.« Das Datum dieses Ereignisses »ist wahrscheinlich noch beträchtlich »über das alexandrinische Datum, 1184 v. Chr., hinaufzurücken« (§ 131). Erst geraume Zeit später, damals als die Äoler den Nordwesten von Kleinasien besiedelten, sind die Kämpfe geführt worden, die zur Entstehung der Achilleus-Sage den Anlaß gegeben haben (§ 150. 153). Meyer erwähnt das Bedenken, daß ein so großartiges Unternehmen wie der Heerzug gegen Troja »über die Kräfte der mykenischen Zeit hinausgehe«, weist es aber als »gänzlich unbegründet« zurück (§ 133): »was damals möglich war, wissen wir »nicht von vornherein, sondern wir sollen es aus den Zeugnissen »lernen, die wir besitzen«.

Unter diesen nimmt den vornehmsten Platz ein der Boden selbst mit den Resten uralten Altertums, die er enthüllt hat. Läßt sich mit ihrer Hilfe die Frage nach dem historischen Inhalte der Ilios beantworten?

Nachdem Schliemanns rastlose Tätigkeit dem unerquicklichen Streit, ob Hissarlik oder Bunarbaschi, ein Ende gemacht und für jeden Unbefangenen die zweite Möglichkeit ausgeschlossen hatte, blieb zu prüfen, wie tief unter der Oberfläche des Hügels von Hissarlik die Reste der Stadt verborgen seien, aus deren Bekämpfung und Verteidigung einst die Sage vom troischen Kriege entstanden sein mochte. Und da wurde zunächst angenommen, daß es die zweite Schicht von unten sei, der dieses homerische Troja angehört habe: denn das war die einzige, in der sich umfangreiche Reste von Mauern und Burganlage gezeigt hatten. Aber der Charakter der in dieser Schicht gefundenen Geräte und Waffen paßte ganz und gar nicht zu dem Stande der Kultur, den die homerischen Gedichte darbieten, auch nicht zu demjenigen, den die Durchforschung der Ruinen von Mykene, Tiryns, Orchomenos ergeben hatte. Während in der mykenischen Periode die Bearbeitung der Metalle, vor allem der Bronze, vollkommen entwickelt ist, steht die alttrojanische Kultur noch auf dem Boden der Steinzeit und läßt erst die Anfänge der Verwertung von Bronze in Pfeil- und Lanzen spitzen erkennen. Homer verwendet (Σ 600) in einem Gleichnis die Töpferscheibe, kennt also ihren Gebrauch und setzt ihn auch bei seinen Zuhörern als bekannt voraus; die in Troja innerhalb der zweiten Schicht gefundenen Tongefäße sind fast alle mit der

Hand gearbeitet¹⁵⁾. Auf Grund dieses Tatbestandes erklärte schon vor mehr als zwanzig Jahren Wolfgang Helbig¹⁶⁾: daß die primitiven Niederlassungen, deren Reste Schliemann bei Hissarlik entdeckt habe, ungleich älter seien als die homerischen Gedichte. — Das ist nun anders geworden durch die epochemachenden Ausgrabungen, die im Sommer 1893 und weiter 1894 stattgefunden haben¹⁷⁾. Es stellte sich heraus, daß die sechste Schicht von unten viel stattlichere Überreste enthält als die zweite. Eine umfangreiche Burg ist aufgedeckt mit einer mächtigen Ringmauer und vielen großen Bauwerken im Innern; Beschreibung und Pläne in Dörpfelds abschließendem Werke (1902) ermöglichen es auch dem, der nie selber die Stätte betreten durfte, sich von der Gesamtanlage wie von den Einzelheiten ein Bild zu machen. Und im Bereiche dieser Ansiedlung sind in Menge Bruchstücke von Tongefäßen gefunden worden, deren Technik wie Ornamentik der mykenischen Weise entspricht, die also, mögen sie nun importiert oder nach eingeführten Mustern an Ort und Stelle verfertigt sein, jedenfalls das Leben der Menschen, denen sie einst gedient haben, der Periode zuweisen, die nach dem Inhalte der Ausgrabungen von Mykene benannt wird. Die Kultur dieser Periode ist, wovon in einem späteren Kapitel genauer die Rede sein wird, im wesentlichen eben die, welche Homer voraussetzt: also hat die städtische Anlage der sechsten Schicht den meisten Anspruch darauf, für das homerische Ilios gehalten zu werden. Die viel ältere Burg der zweiten Schicht mitsamt ihren Kleinfunden ist dadurch in weit frühere, prähistorische Zeit hinaufgerückt.

15) »Fast alle«; denn vereinzelt sind schon hier, bei den Ausgrabungen von 1893 und 1894, tellerförmige Gefäße gefunden worden, an denen sich Spuren der Scheibentechnik feststellen ließen. Dörpfeld, Troja und Ilios (1902) S. 254.

16) Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert (1884) S. 35; ebenso in der zweiten Auflage (1887) S. 47.

17) »Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen«, von Wilh. Dörpfeld, unter Mitwirkung von Alfr. Brückner, Max Weigel und Wilh. Wilberg. Leipzig 1894. — »Troja und Ilios. Ergebnisse der Ausgrabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilios 1870—1894«, von Wilhelm Dörpfeld unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Hans von Fritze, Alfred Götze, Herbert Schmidt, Wilhelm Wilberg, Herman Winnefeld. Athen 1902. — Über die Topfware der sechsten Schicht s. Troja und Ilios S. 284 ff.

Wenden wir uns von hier wieder der Annahme Eduard Meyers zu, nach welcher ein Eroberungszug des Herrschers von Mykene den geschichtlichen Bestand der troischen Sage bilden würde, so finden wir in dem Ergebnis der Ausgrabungen bis jetzt nichts, was dem widerspricht, aber auch nichts, was dafür entscheidet. Denn mit diesem Ergebnis in seiner Gesamtheit verträgt sich auch die Ansicht, die er bekämpft, aufs beste. Auch die äolische Kolonisation im nordwestlichen Kleinasien gehört ja noch der mykenischen Zeit, den letzten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends v. Chr. an; das hat gerade Ed. Meyer durch scharfsinnige und vorurteilslose Erwägung der geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse einleuchtend gezeigt (GA. II § 444. 464). Wie kommt es, daß er sich dagegen sträubt, die bei dieser Kolonisation geführten Kämpfe mit der Sage vom troischen Krieg in Verbindung zu bringen, und lieber eine voräolische Ilias ohne Achill, also ein Epos ohne erkennbare Form und ohne greifbaren Inhalt, annimmt?

Weil er den Beweis zu haben glaubte, daß gerade Ilios und seine unmittelbare Nachbarschaft von dieser frühesten äolischen Eroberung nicht mit ergriffen worden sei.

In seiner »Geschichte von Troas« (Leipzig 1877) hat Ed. Meyer die griechische Kolonisation der Nordwestecke von Kleinasien eingehend behandelt (S. 79 ff.) und namentlich den Unterschied betont, der zwischen den ältesten äolischen Pflanzstädten in dieser Gegend einerseits und denen auf der Ida-Halbinsel andererseits gemacht werden müsse. Jene liegen an der Küste von Teuthranien und Lydien, auf Lesbos, Tenedos, den Hekatonnesoi und verdanken dem ersten großen Strome von Auswanderern ihren Ursprung, der aus Nordgriechenland über das ägäische Meer kam, und der von Beloch (GrG. I 58) der zweiten Hälfte, von Ed. Meyer selbst (GA. II § 464) dem letzten Viertel des zweiten Jahrtausends v. Chr. zugewiesen wird. Den äolischen Städten der Troas aber weist Herodot eine Sonderstellung zu: *κεχωρίδεται γὰρ αὐταί* (I 151); und Strabon berichtet von ihnen, sie seien der Mehrzahl nach Kolonien von Lesbos (XIII 4, 38; p. 599). Über Ilion im besonderen sagt er (a. O. 42; p. 601): *ἐπὶ τῶν Λυδῶν ἢ νῦν ἐκτίσθη κατοικία καὶ τὸ ἱερόν*; bis dahin habe, seit der Zerstörung durch Agamemnon, die Stätte wüst gelegen. Aus dem allen folgerte Meyer, daß »es vor dem Jahre 700 schwerlich griechische Kolonien in der Troade gegeben« habe, und sah hierin einen »sicheren Beweis für die

»Unhaltbarkeit der Ansicht, daß der troische Krieg nur eine sagenhafte Gestaltung der griechischen Kolonisation sei«. Auch später, als er von neuem und in größerem Zusammenhange die ganze Frage behandelte (GA. II [1893] § 132), hielt er an dieser Überzeugung fest, schränkte sie aber doch etwas ein und ergänzte sie durch ein wichtiges Zugeständnis: diejenigen Teile der epischen Überlieferung, in denen Achill eine Rolle spielte, gingen wirklich auf die Zeit der ersten äolischen Kolonisation zurück; »seine Taten spiegeln die Eroberung von Lesbos (vgl. I 429), Tenedos, der »teuthratischen Küste durch die Äoler wider«. Erst nachträglich sei die Sage von Achill und seinen thessalischen Mannen mit der aus dem Peloponnes stammenden troischen Sage verbunden, Achill durch die Dichtung zum Gegner Hektors gemacht worden. Auch darin kam Eduard Meyer der von ihm bekämpften Ansicht nun entgegen, daß er annahm, die Äoler hätten »an der Südseite der troischen Akte weit früher gekämpft als am Skamander«; er hielt es für möglich, daß in Achills Kämpfen gegen Lyrnessos, Pedasos, Thebe, Chryse (Y 92. A 366. 400)¹⁸⁾ sich ebenso gut geschichtliche Erinnerungen widerspiegeln wie in seinem Zuge gegen Lesbos, wo er das Mädchen von Brisa sich gewonnen hatte. Doch »weiter »im Norden, in der thebischen Ebene und auf der Idahalbinsel sei »zur Zeit der ältesten äolischen Kolonisation eine Festsetzung zunächst wenigstens nicht gelungen, wenn sie auch vereinzelt versucht sein möge. Nur die Insel Tenedos an der troischen Küste »und die Hekatonnesoi am Eingang des Adramyttischen Golfs »wurden okkupiert.«

Mich dünkt, wenn dies alles feststeht oder wenigstens so wahrscheinlich ist, daß Ed. Meyer es nicht bestreiten mag, so ist damit aller nur wünschenswerte Anhalt für die Annahme gegeben, daß zur Zeit der ersten äolischen Eroberungen auch schon diejenigen Schlachten geschlagen worden sind, von denen sich in der Erzählung vom troischen Kriege eine Kunde erhalten hat. Von Tenedos nach Hissarlik war kein weiter Weg; und wenn die äolischen Eroberer die Insel in ihrem Besitz hatten, so werden sie es schwerlich unterlassen haben auch nach der unmittelbar gegen-

18) Nach der ursprünglichen Auffassung war die Chryseis beim Falle von Chryse, nicht bei dem von Theben erbeutet worden; s. Wilamowitz HU. 414.

überliegenden Küste die Hand auszustrecken. Bei dieser Gelegenheit ist denn Ilios belagert worden; und wenn die Belagerung wirklich erfolglos geblieben sein sollte, so könnte man ja auch diese Tatsache im Epos ausgedrückt finden. Oder ist es Zufall, daß die Ilias mit Hektors Fall abschließt und den Wettstreit der beiden Völker unentschieden läßt?

Wilamowitz war es, der diese Frage aufwarf, und verneinte (HU. 407): da die Lesbier im Skamandrostale vergebliche Versuche gemacht haben sich festzusetzen, so sei es ganz in der Ordnung, daß die Kämpfe vor Troja und nicht Trojas Fall der Hauptinhalt des Epos sind; die Πέρσις sei stofflich jünger als die Sagen unserer Ilias. In ähnlichem Sinne äußerte sich Müllenhoff, der in der »Deutschen Altertumskunde« (I² 29) die Erzählung vom Ausgange des Krieges einer scharfen Kritik unterworfen hat. Er findet schon in der Darstellung von Paris' Tode »mehr ein Produkt klügelnder »Überlegung, wie wohl der letzte gefährliche Troer beiseite geschafft »sei, als der unbefangenen, aus innerm Drange fortarbeitenden Sage«, und meint dann vollends: »die zuletzt angewandte Kriegslist beweist, daß es den Griechen nicht nur an jeder historischen oder »historisch aussehenden Überlieferung, sondern überhaupt an jeder »ernsthaften Sage über die Einnahme der Stadt mangelte«. Die Geschichte von dem listigen Werk des Epeios sei »ursprünglich nur ein scherzhafter Einfall nach Märchenart« gewesen, der erst nachträglich in das ernste Epos aufgenommen und zu einer Tragödie umgearbeitet wurde. Müllenhoff sagt geradezu: »Auf die Frage, »wie denn endlich die Griechen Ilion eingenommen und die heiligen »unzerbrechlichen Mauern der Stadt gefallen seien, war die Antwort, daß die tapfersten Helden sich in den Bauch eines großen »hölzernen Pferdes versteckt und daß nun die Troer, um das »Wunderwerk oder Heiligtum in die Stadt zu schaffen, selbst die »Mauer an einer Stelle durchbrochen hätten, eben gut genug für »Kinder und Toren und ganz von derselben Art wie die Possen, »mit denen man im dreizehnten Jahrhundert in Österreich auf die »Frage antwortete, wohin denn zuletzt König Etzel gekommen sei.«

Im Anschluß an solche Bemerkungen mag man versuchen, wie ich es in der ersten Auflage dieses Buches getan habe, den Plan einer Ilias, der die sichere Aussicht auf den Fall der Stadt fehlte, in Gedanken wiederherzustellen; es gelingt doch nicht recht. Zwar daß unser eignes Denken zunächst widerstrebt, brauchte uns nicht

zu stören; von frühester Jugend an gehört zu unsrer Vorstellung vom trojanischen Kriege das hölzerne Pferd ebenso wie der Zwist der Könige oder Hektors Tod. Und wenn nicht nur das ganze spätere Altertum auf dem Boden dieser Anschauung stand, sondern auch die Odyssee, so könnte dies wieder eines der Merkmale des Altersunterschiedes sein, der sie von der Ilias trennt. Aber diese selbst deutet doch an mehr als einer Stelle auf das Ziel des großen Kampfes, und daß es erreicht werden wird, hin. Die Prophezeiung des Zeus allerdings, O 56—77, die in den Zusammenhang unseres Epos schlecht paßt und deshalb von den Alexandrinern gestrichen wurde, scheint ebenso jüngeren Ursprungs zu sein wie die Vorausdeutung des Dichters, der (M 1—33) erklärt, weshalb von der Mauer der Achäer im Gelände keine Spur zu finden war¹⁹⁾, und dabei die im zehnten Jahre erfolgte Eroberung erwähnt (15). Fester mit dem Bestande der Ilias verbunden ist die Klage der Andromache Q 725 ff., in der Szenen der Zerstörung ausgemalt werden; denn wenn auch dieser Gesang zu den jüngsten gehört, so knüpft er doch gerade in diesem Punkte, weiter ausführend und verstärkend, an einen schon anderwärts gegebenen Gedanken an²⁰⁾. Das ist Hektors trüber Ausblick in die Zukunft, Z 447 ff.; er weiß es und glaubt es (οἶδε κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν): der Tag wird kommen, wo die heilige Ilios hinsinkt. Dieselben Worte spricht voll trotziger Zuversicht Agamemnon, in dem Augenblick, wo Menelaos von Pandaros verwundet und durch diesen Frevel der Zorn der Götter gegen die Troer heraufbeschworen ist (Δ 463 ff.). Auch in X, wo der entscheidende Zweikampf die Sorge der Belagerten aufs höchste steigert, wird des Zusammenbruches, der nach Hektors Fall kommen müsse, gedacht. Freilich nicht von Andromache, deren Jammer der Dichter hier (477 ff.) in milderer Farben gemalt hat, doch von Priamos, noch ehe der Waffengang begonnen hat (60 ff.). So behält wohl Heinrich Heine recht²¹⁾, wenn er von dem »prophetischen Schmerz« spricht, »den wir in dem alten Heldenliede finden, »wo Trojas Brand nicht den Schluß bildet, aber in jedem Verse »geheimnisvoll knistert«.

19) Ὁ πλάσας ποιητῆς ἠφάνισεν. Aristoteles bei Strabon XIII 4, 36; p. 598.

20) Das hat Niese EHP. 35 erkannt.

21) Lutetia. Zueignungsbrief, Abs. 6.

Allerdings, ein Beweis liegt in solcher Empfindung nicht. Und es bleibt immer bemerkenswert, daß wir uns die Hindeutungen auf den Ausgang aus der Ilias zusammensuchen mußten, daß die Erzählung davon nicht nur nicht den Hauptgegenstand des Helden- gesanges gebildet, sondern daß es, wie wir mit Müllenhoff sagen dürfen, überhaupt keine alte epische Überlieferung davon gegeben hat. Auf der andern Seite steht die Tatsache, daß in mykenischer Zeit Hissarlik von einer ansehnlichen Stadt besetzt war, die durch Gewalt zerstört worden ist. Wenn wir also — und darüber ist ja zwischen Eduard Meyer und uns gar kein Widerspruch — annehmen wollen, daß eine Erinnerung an die damals geführten Kämpfe der Ilias zugrunde liegt, so werden wir versuchen müssen uns den Verlauf dieser Kämpfe so vorzustellen, daß sich das Fehlen des Abschlusses in der Erzählung einigermaßen begreifen läßt. Das ist, wie mir scheint, schwer möglich unter der Voraussetzung eines einheitlichen Kriegszuges, der mit gesammelter Kraft unternommen wurde, um die feindliche Stadt zu bezwingen, und, wenn auch erst nach jahrelangen Mühen, doch den erstrebten Erfolg hatte. Viel verständlicher wird der Zustand der Überlieferung, wenn wir uns denken, daß im Zusammenhang einer Eroberung der ganzen Landschaft wiederholte, mehrfach unterbrochene Versuche gemacht worden sind, die auf Hissarlik ragende Burg der Feinde zu brechen, und daß erst sei es die gestaltende Kraft der Sage oder dichterische Phantasie das Bild des zehnjährigen, in sich geschlossenen, durch das mitgebrachte Motiv des Helena-Raubes bestimmten Krieges geschaffen hat. Manche der Erinnerungen, die dabei verwertet wurden, waren wohl schon zu Liedern geformt, als endlich die stolze Stadt fiel. So kam es, daß dieses Ereignis nicht mehr mit anschaulicher Kraft in die Sage einging, und daß es auch in der abgerundeten Gestalt des Epos, die auf uns gekommen ist, zwar der Phantasie vorschwebt und die Gedanken beschäftigt, aber nur in ein paar nachträglich eingefügten Voraussagungen (M 15. O 71) als geschehen oder sicher bevorstehend erwähnt wird.

In solcher Weise könnten wir, müßten wir den Hergang zu verstehen suchen, auch wenn es richtig wäre, daß die Äoler in der troischen Landschaft vor dem Jahre 1000 nur erfolglos gekämpft, erst um 700 v. Chr. sich dauernd festgesetzt hätten. Aber dieser Satz, den Ed. Meyer aus Herodot und Strabon abgeleitet hatte, läßt sich heute nicht mehr aufrecht erhalten. Alfred Brückner

hat in seiner »Geschichte von Troja und Ilios«²²⁾ zunächst die Aussagen der beiden genannten Autoren einer erneuten Prüfung unterzogen, und gezeigt daß sie gar nicht gegen eine frühe Besiedelung der Troas durch die Äoler zeugen, wenn sie auch freilich nichts enthalten was ausdrücklich dafür spricht (S. 556. 567 f.). Unzweifelhaft aber tut dies der uralte Bestand eines Athene-Heiligtums auf dem Burghügel. Daß der Kultus der Ἀθήνα Ἰλιάς und der schaurige Tempeldienst lokrischer Mädchen, den die Sage an den Frevel des Lokrers Aias anknüpfte²³⁾, nicht erst zur Zeit der lydischen Könige eingerichtet sein kann, ergibt sich aus historischen Erwägungen (S. 558 f.) und wird bestätigt durch eine Entdeckung in den Ruinen, wo ein sehr alter Brunnenschacht mit unterirdischem Zugang, der Art jenes Dienstes entsprechend, deutlich erhalten ist (S. 561). Brückner hat ebenso besonnen wie entschlossen die Tatsachen verwertet und es wahrscheinlich gemacht, daß bald nach dem Sturze der einheimischen Königsherrschaft inmitten der Trümmer auf dem Burgberge das Heiligtum der Athene gegründet worden ist (S. 569), dessen Hüter, von den Bewohnern des Landes nicht beunruhigt und vielleicht durch griechische Besatzungen der Küstenplätze geschützt, lange Zeit allein hier oben hausten (S. 570 f.), bis sie von Barbaren, etwa thrakischer Herkunft, verdrängt wurden, die dann ihrerseits wieder, durch die Lyder vertrieben, einer erneuten, nunmehr umfangreicheren griechischen Ansiedlung Platz machten (S. 200. 556). Zum Dienste der Athene von Ilios sandten Jahrhunderte hindurch, bis in hellenistische Zeiten herab, die Hypoknemidischen Lokrer Jungfrauen vornehmer Geburt; daraus darf man schließen, daß die Zerstörung der Stadt wie die Gründung des Heiligtums das Werk von Erobererscharen gewesen ist, zu denen die Lokrer gehörten. Sie und ihr Führer, Aias Oileus' Sohn, haben ihren festen Platz unter den Achäern der Ilios.

Zu diesen Achäern aber, zu den Kämpferscharen, deren Taten zu der Sage vom troischen Kriege den geschichtlichen Grund gelegt haben, gehören auch Achilleus und seine Myrmidonen. Oder sollen wir, mit Ed. Meyer, glauben, daß er erst nachträglich in diese

22) Abschnitt IX in dem S. 205 angeführten Werke »Troja und Ilios« (1902). Der Zeit von der Zerstörung Trojas bis zu den lydischen Königen sind S. 554—572 gewidmet.

23) Von Timäos berichtet, uns überliefert in den Scholien zu Lykophrans Alexandra 444—4473. Erwähnt auch von Polybios 12, 5, 7.

Sage aufgenommen worden sei? Dem widerspricht die Ilias selbst und ihr Inhalt, sobald wir sie genauer betrachten. Es gibt ja eine Reihe von Büchern, B—H, in denen die Person des Helden so sehr zurücktritt, daß er fast vergessen erscheint; und aus diesen hat bekanntlich George Grote ein besonderes Epos bilden wollen, das er im strengeren Sinne »Ilias« nennt als Gegensatz zur »Achilleis«, der er die Hauptmasse unserer 24 Gesänge zuweist. Er findet (*History of Greece* II [New-York 1864] p. 475), jene sechs Bücher seien *of a wider and more comprehensive character*, weil in ihnen der in sich geschlossene Gang der Achilleus-Dichtung (*a plan comparatively narrow*) verlassen ist. Hieran ließe sich vielleicht anknüpfen, um der Hypothese eine bestimmtere Gestalt zu geben und von einer »Ilias ohne Achill« ein Bild zu gewinnen; aber gerade dieser Versuch führt dazu, den Gedanken abzulehnen. Grote selber war überzeugt, daß in dem uns vorliegenden Epos die »Achilleis« den Rahmen bilde, in den die »Ilias«-Dichtung später eingefügt worden sei; und durch die weiteren Forschungen, die sich aus seinem fruchtbaren Gedanken entwickelt haben, ist erkannt worden, daß die von ihm vorausgesetzte »Ilias« niemals als selbständiges Werk existiert hat, vielmehr die Gesänge B—H, mögen auch ältere Stücke darin verarbeitet sein, doch in der uns vorliegenden Gestalt für ihren jetzigen Platz, als Eindichtung in das überlieferte große Epos, geschaffen worden sind. Aus diesem aber kann Achill nicht weggedacht werden, ohne daß das Ganze zerstört wird; darauf wurde schon kurz hingedeutet (S. 206). Die Ilias-Szenen sind, wie wir früher gesehen haben, in ihrem Kern uralt, aber nur wiederholte Bearbeitungen eines und desselben Motivs, nicht Teile einer zusammenhängenden Geschichte. Und auch Agamemnon bietet, wenn man ihn für sich nimmt, nicht Stoff genug, um ein eigenes Epos zu füllen; von den Stellen, an denen er ohne Beziehung zu Achill erscheint, kommen der Vertrag mit den Troern in Γ, die ἐπιπόλῃσις in Δ nicht mit in Betracht, weil sie als jüngerer Zuwachs anzusehen sind. In der πεῖρα (in B) könnte ein Stück älterer Dichtung enthalten sein, das dann in unsres Ilias unvermittelt und unverstanden dastehen würde. Außer ihr bliebe nur das elfte Buch (Ἀγαμέμνωνος ἀριστεία), das uns natürlich nicht genau den Inhalt, aber doch ungefähr den Charakter der ursprünglichen, vorachilleischen Ilias anschaulich machen müßte, während auf der andern Seite der Streit zwischen Agamemnon und

Achilleus, Thetis' Bitte an Zeus, Kampf und Tod des Patroklos, die Versöhnung, Hektors Fall erst der jüngeren Schicht angehören würden. Ich meine, man braucht diese Verteilung nur einmal in Gedanken klar zu erfassen, und man wird erkennen daß sie ganz unmöglich ist.

Wenn danach der Versuch aufgegeben werden muß die Sage vom troischen Kriege ihrer Entstehung nach von der Achilleus-Sage und damit zugleich von dem historischen Ereignis der äolischen Kolonisation zu trennen, so bleibt hier doch eine Schwierigkeit. Gerade aus dem Teile Thessaliens, der die Wohnsitze der Myrmidonen umfaßte, aus der Phthiotis, liegt bis jetzt keine Inschrift in äolischem Dialekte vor. Und das ist um so auffallender, weil die Bewohner dieses Gebietes sich der fremden Eroberung gegenüber kraftvoller behauptet hatten als die der nördlichen Landstriche; Herodot nennt (VII 132) unter den Völkerschaften, welche dem Xerxes Erde und Wasser auslieferten, die phthiotischen Achäer (*Ἀχαιοὶ οἱ Φθιώται*) ebenso wie die Doloper, Perrhäber, Magneten u. a. als selbständige Gemeinde neben den Thessalern. Wenn also in der Peneios-Ebene die Überlegenheit der altererbten Kultur so stark war, daß die Thessaler, als sie das Land eroberten, ihre eigene nordwestgriechische Sprache aufgaben und die äolische Mundart der Unterworfenen nahezu unverändert zu der ihrigen machten, so müßte man vollends erwarten, daß in dem nicht unterworfenen südlichen Teile des Landes die frühere Sprache unversehrt geblieben wäre. Aber wer beweist uns, daß sie das nicht war? Wir besitzen altertümliche phthiotische Inschriften überhaupt nicht; und mindestens einige der späteren Urkunden dieses Gebietes sind unter der Herrschaft des ätolischen Bundes geschrieben, zeigen daher naturgemäß die Sprache des regierenden Stammes. Wir sind also über den einheimischen Dialekt, der in dieser Landschaft in historischer Zeit gesprochen wurde, so gut wie gar nicht unterrichtet, sondern können heute oder morgen durch den Fund einer Inschrift überrascht werden, die uns über ihn ebenso viel Neues lehrt wie einst über den nordthessalischen die Tafel von Larissa. Und ganz fehlt es doch schon jetzt nicht an Anhaltspunkten für die Hoffnung, daß auf diesem Wege die sprachliche Zusammengehörigkeit zwischen dem Süden und dem Norden von Thessalien hervortreten werde. Sie verrät sich in dem Gebrauch der Patronymika auf einzelnen phthiotischen Steinen: *Ἀμύνανδρος Μαχάειος* (Del. 2 388 = GDI. 1453)

und Φυλίκα Εἰβιωτεία (Del.² 390 = GDI. 4460). Fick hat zwar angenommen, Amynder sei von Herkunft ein Nordthessaler gewesen und der Grabstein der Phylika gehöre nicht nach Pteleon, wo er gefunden ist, sondern nach dem benachbarten Alos, das eine Zeitlang unter pharsalischer Oberhoheit gestanden habe, er sei zum Bau einer Kirche von da nach Pteleon geschleppt worden; aber zu beiden Konjekturen hat ihn nur eben die Form der Patronymika veranlaßt. Vorsichtiger schien es mir, als ich vor 25 Jahren für meinen Delectus die thessalischen Inschriften ordnete, beide Steine als phthiotisch gelten zu lassen und in dem Εἰβιωτεία, Μαχάειος eine Spur der einheimischen Mundart zu sehen. Jetzt hat Otto Kern, der die Gegend bereist hat und kennt, den Gedanken der Verschleppung als ganz unmöglich abgelehnt und, was besonders erfreulich ist, ein drittes Beispiel hinzugefügt, eine wenn auch nicht mehr im Original doch in sorgfältiger Aufzeichnung der Worte erhaltene Weihinschrift aus der Gegend des phthiotischen Eretria: Μεθίστας Πιθούνειος Ἄπλουι²⁴). So sind wir doch schließlich berechtigt, auch das Tal des Spercheios als äolisches Sprachgebiet und Achill als einen Helden äolischen Stammes in Anspruch zu nehmen.

Daß seine Gestalt zu denen gehört, die bereits als Gegenstand von Liedern aus der Heimat mit übers Meer gewandert sind, wurde schon früher erwähnt (S. 494). Seine Lanze ist auf dem Pelion gewachsen (Π 443 f.); der Kentaur Cheiron, der für seinen Vater die Esche gefällt hat, ist sein Lehrer gewesen (Λ 834 f.); noch vor Troja betet Achill zu Spercheios, dem heimatlichen Flußgott, dem sein Haupthaar geweiht war (Ψ 444 ff.) Also: wenn wir uns eine Ilias ohne Achill nicht denken können, einen Achill ohne Ilias hat es sicher gegeben. Als die blutigen, langwierigen und zuletzt doch erfolgreichen Kämpfe um den Besitz der Nordwestecke von Kleinasien Stoff zu neuem Singen und Sagen geschaffen hatten, da wurde, in der fortwachsenden, Fernes und Nahes vermischenden Erinnerung, den vaterländischen Helden ein Hauptanteil an dem frischen Ruhme gegeben. Was von ihnen auf thessalischem Boden vollbrachten Taten in Liedern verherrlicht war, übertrug man auf den fremden Schauplatz, so daß es ein Stück des troischen Krieges wurde oder doch räumlich und zeitlich ihm angegliedert erschien.

24) Kern in dem früher (S. 497) zitierten Aufsätze S. 46 f.

So haben, um an Useners Worte zu erinnern, die Wanderungs- und Eroberungszüge achäisch-äolischer Stämme, die das Volk zu neuen Lebensbedingungen führten und seinen Geist bis in die Tiefe erregten, einen Strom epischer Überlieferung entstehen lassen, in den alles mit aufging, was schon früher Gegenstand des Gesanges gewesen war²⁵).

III. Achäer, Danaer, Argeer.

»Achäisch-äolische Stämme«: mit welchem Rechte sagen wir so? Daß der Name »Äoler« im Epos nirgends vorkommt, braucht uns nicht irre zu machen; schon früher (S. 185) wurde der Tatsache gedacht, daß er erst in den Kolonien aufgekommen ist, und nur vor der Folgerung gewarnt, daß darum auch der Stamm als eine lebendige Einheit erst in Kleinasien erwachsen sein müsse. Die Gemeinsamkeit der Sprache — Thessalisch, Lesbisch — gibt ihm festen Bestand. Die Träger dieser Sprache aber machten nur einen Teil der vordorischen Bevölkerung von Griechenland aus, die man sich neuerdings gewöhnt hat in ihrer Gesamtheit als »Achäer« zu bezeichnen. Vor anderen war es Otto Hoffmann, der diese Bezeichnung einführte und durchführte. Alles, was nicht ionisch ist, faßte er in zwei große Gruppen zusammen: Dorisch und Äolisch oder, wie er nun dafür einsetzte, Achäisch; und innerhalb der zweiten Gruppe unterschied er weiter nordachäische Dialekte (Thessalisch, Lesbisch) und südachäische (Arkadisch, Kyprisch). Gegen diese Anordnung habe ich früher Bedenken erhoben, die mir auch heute noch nicht widerlegt zu sein scheinen; aber der Gebrauch hat für die vorgeschlagenen Sammelnamen entschieden. Und Kretschmer mag recht haben, daß es praktisch ziemlich gleichgültig sei, ob sich dieser moderne Gebrauch des Achäer-Namens mit dem antiken genau decke oder nicht (Glotta I S. 9). An sich behält doch auch die Frage nach jenem ihren Wert; und insbesondere, was von den Achäern im Epos zu halten sei, kann nur von hier aus beurteilt werden.

Auf historischem Boden kennen wir Achäer an drei Punkten: in Unter-Italien, an der Nordküste des Peloponnes und im südlichen

²⁵) Usener, Der Stoff des griechischen Epos (1897) S. 3. 21. Inwiefern der Gedanke hier etwas anders gewendet ist als Usener ihn meinte, wird der Kündige leicht erkennen.

Thessalien. Daß hier, in der Gegend von Phthia, äolisch gesprochen wurde, haben wir vorher als wahrscheinlich erkannt; etwas anders liegt die Sache bei den peloponnesischen und italischen Achäern. Zwar ist auch aus diesen Gebieten das inschriftliche Material, das wir besitzen, kümmerlich²⁶⁾; aber es reicht doch aus, um zu zeigen, daß der Dialekt von dem lesbischen und thessalischen sehr verschieden, dagegen den Mundarten der nordwestlichen Gruppe (Lokrisch, Phokisch, Ätolisch) ähnlich ist. Otto Hoffmann (Griech. Dial. I [1894] S. 10) meint, diese Tatsache lasse sich daraus erklären, daß die Stämme, welche von Norden kommend den Peloponnes eroberten, hier nicht, wie in Thessalien, ihre Mundart der einheimischen zuliebe aufgaben, sondern sie behaupteten und nur in geringem Grade mit solchen Elementen mischten, die sie aus der Sprachgewohnheit der älteren Bewohner des Landes annahmen. Er kann sich hierfür auf ein Zeugnis Strabons berufen, der über die Sprachverhältnisse auf dem Peloponnes berichtet (VIII 4, 2; p. 333): *καὶ οἱ ἐντὸς (Ἰσθμοῦ) Αἰολεῖς πρότερον ἦσαν, εἰτ' ἐμίχθησαν, Ἰώνων μὲν ἐκ τῆς Ἀττικῆς τὸν Αἰγιαλὸν κατασχόντων, τῶν δ' Ἡρακλειδῶν τοὺς Δωριέας καταγαγόντων, ὑφ' ὧν τὰ τε Μέγαρα ᾤκίσθη καὶ πολλαὶ τῶν ἐν τῇ Πελοποννήσῳ πόλεων. οἱ μὲν οὖν Ἴωνες ἐξέπεσον πάλιν ταχέως ὑπὸ Ἀχαιῶν, Αἰολικοῦ ἔθνους· ἐλείφθη δ' ἐν τῇ Πελοποννήσῳ τὰ δύο ἔθνη, τὸ τε Αἰολικὸν καὶ τὸ Δωρικόν· ὅσοι μὲν οὖν ἤττον τοῖς Δωριεῦσιν ἐπεπλέκοντο — καθάπερ συνέβη τοῖς τε Ἀρκάσι καὶ τοῖς Ἡλείοις . . . — οὗτοι Αἰολιστὶ διελέχθησαν, οἱ δ' ἄλλοι μικτῇ τιμῇ ἐχρήσαντο ἐξ ἀμφοῖν, οἱ μὲν μᾶλλον οἱ δ' ἤττον αἰολίζοντες· σχεδὸν δ' ἔτι καὶ νῦν κατὰ πόλεις ἄλλοι ἄλλως διαλέγονται, δοκοῦσι δὲ δωρίζειν ἅπαντες διὰ τὴν συμβῆσαν ἐπικράτειαν.* Indem er ausdrücklich nur die Eleer und die Arkader ausnimmt und von allen andern sagt, daß sie einen aus Dorisch und Äolisch gemischten, überwiegend aber dorischen Dialekt gesprochen hätten, rechnet Strabon offenbar auch die Achäer zu denjenigen, deren Mundart einen starken Einfluß durch die Einwanderer erfahren habe. Ob er recht tut diese alle insgesamt als Dorer, die älteren Einwohner ebenso unterschiedslos als Äoler zu bezeichnen, bleibt allerdings die Frage; aber daß eine Mischung stattgefunden hatte, wird er oder sein Vorgänger in dieser Untersuchung richtig erkannt haben. Wir selbst müßten es vermuten, wenn nichts davon

26) GDI. 4599—4682, von Otto Hoffmann bearbeitet.

überliefert wäre. Denn im Grunde ist doch das was sich in Thessalien vollzogen hat das Auffallende und Ungewöhnliche; gleich diejenige Mundart, die räumlich und verwandtschaftlich der thessalischen besonders nahe steht, die böotische, zeigt ein anderes Verhältnis. Hier ist die einheimische Sprache in die der Einwanderer aufgegangen und bildet nur ein untergeordnetes Element der Mischung, die den böotischen Dialekt der geschichtlichen Zeit charakterisiert²⁷⁾. Was aber für Achaia im Prinzip nicht bestritten werden: so gut wie die älteren Einwohner der einen Landschaft können auch die der anderen äolisch geredet haben.

In bezug auf die sprachlichen Verhältnisse des peloponnesischen mehr noch als des phthiotischen Achaia kommen wir über Vermutungen nicht hinaus. Daß aber zwischen den Bewohnern beider Landschaften eine alte Verbindung bestanden hat, dafür fehlt es auch an bestimmten Zeugnissen nicht. Von den peloponnesischen Achäern glaubte man, daß sie aus Thessalien herstammten; denn Strabon berichtet VIII 7, 4 (p. 383 f.): Ἀχαιοὶ Φθιωταὶ μὲν ἦσαν τὸ γένος, φήκασαν δ' ἐν Λακεδαιμόνι, τῶν δ' Ἑρακλειδῶν ἐπικρατησάντων . . . τοῖς Ἴωσιν ἐπέθεντο, καὶ γενόμενοι κρείττους τοὺς μὲν ἐξέβαλον, αὐτοὶ δὲ κατέσχον τὴν γῆν . . . οὕτω δ' ἴσχυσαν, ὥστε τὴν ἄλλην Πελοπόννησον ἐχόντων τῶν Ἑρακλειδῶν, ὧν ἀπέστησαν, ἀντεῖχον ἄνωγος πρὸς ἅπαντας, Ἀχαιῶν ὀνομάσαντες τὴν χώραν. Wieviel von dem, was hier über die wechselvollen Schicksale des Stammes angedeutet wird, der Wirklichkeit entsprach, ist schwer zu sagen; aber das ist sicher, daß sie selbst das Bewußtsein, um Phthia zu Hause zu sein, immer bewahrt haben. Denn als sie später vom Ägialos aus nach Italien hinüberfuhren und dort Kolonien gründeten, nannten sie das neuerworbene Land »das große Hellas« im Gegensatz zu dem älteren, kleineren, das am Othrys die Heimat ihrer Vorfahren gewesen war. Ob die Namen Ἑλλάς und Φθία ganz dasselbe bezeichneten oder ob, wie der Sprachgebrauch des Epos (B 683. I 395. 478 f.) zu fordern scheint, ein Unterschied zwischen ihnen bestand und wie dieser abzugrenzen wäre, vermochte schon Strabon (IX 5, 6 p. 434 f.) nicht zu entscheiden; darüber aber läßt auch er keinen Zweifel, daß die Wohnsitze der Achäer im südlichen Thessalien so gut »Hellas« wie »Phthiotis« heißen konnten.

27) Vgl. oben S. 202 und Anmerkung auf S. 493.

Und daß nach diesem Vorbild ἡ μεγάλη Ἑλλάς benannt worden ist, folglich dieser Ausdruck mit »Großgriechenland« sehr unglücklich übersetzt wird, hat Ed. Meyer (Forschungen zAG. I [1892] 111) überzeugend dargelegt. Die drei Gruppen von Achäern also, die es in historischer Zeit gibt, hängen unter sich deutlich zusammen und haben alle in der Phthiotis ihren Ursprung.

Hierzu würde es gut passen, wenn im Epos der Name Ἀχαιοί auf denjenigen Teil des griechischen Volkes beschränkt wäre, der in der Phthiotis wohnte; aber dem ist nicht so. Schon das häufige Vorkommen des Namens in der Odyssee reicht aus um zu beweisen, daß er eine weiter ausgedehnte Bedeutung hat. Hier wie in der Ilias werden die Bezeichnungen Ἀχαιοί und Ἀργεῖοι ohne Unterschied für sämtliche Griechen gebraucht. Ἀχαιοί begegnen uns in Messenien (Λ 759) und in Argos (ο 274), Ἀχαιῖδες heißen die Frauen auf Ithaka (β 404) so gut wie in Mykene. Wenn also Achill, indem er die Ehe mit Agamemnons Tochter zurückweist, sagt (I 395): πολλὰ Ἀχαιῖδες εἰσὶν ἀν' Ἑλλάδα τε Φθίην τε, so stellt er allerdings die Bewohnerinnen seiner Heimat den Töchtern anderer griechischer Landschaften gegenüber; aber das wird erst durch die hinzugefügte geographische Bestimmung deutlich. Besonders lehrreich in dieser Beziehung sind die Stellen, an denen die Masse der Griechen mit Ausschluß Achills und seiner Mannen gemeint ist und mit dem Namen Παναχαιοί bezeichnet wird. So in der Bitte, die Odysseus an den zürnenden Peliden richtet (I 300 ff.):

εἰ δέ τοι Ἀτρεΐδης μὲν ἀπήχθετο κηρόθι μᾶλλον,
αὐτὸς καὶ τοῦ δῶρα, σὺ δ' ἄλλους περ Παναχαιούς
τειρομένους ἐλέαιρε κατὰ στρατόν.

Im siebenten Buche, wo die Führer der Danaer sich fürchten den Einzelkampf mit Hektor, der sie herausgefordert hat, aufzunehmen und dafür von Nestor gescholten werden, nennt er sie (H 159) ἀριστῆες Παναχαιῶν; und Achill selber bedient sich einmal (Ψ 236) der Anrede: Ἀτρεΐδῃ τε καὶ ἄλλοι ἀριστῆες Παναχαιῶν. An der universellen Geltung des Namens Ἀχαιοί kann also für das Epos gar nicht gezweifelt werden. Die Frage ist, ob man darin den Rest eines historischen Verhältnisses oder eine Verallgemeinerung sehen soll, die nur dem poetischen Sprachgebrauch verdankt wird. Eduard Meyer ist geneigt (GA. II § 50) das erste anzunehmen; und allerdings würde es zu dem Bilde stimmen, das er sich von dem

politischen Zustände der vorhomerischen Periode gemacht hat. Wenn damals wirklich, im Gegensatz zu der »Zersplitterung der Folgezeit«, in Griechenland ein großes Reich bestand, das von Argolis aus regiert wurde und unter anderem mächtig genug war einen gemeinsamen Kriegszug nach der Troas zu unternehmen, so liegt die Annahme nicht fern, daß diese »mykenische Epoche einen Namen gekannt hat, der einen größeren Teil der Nation zusammenfaßte«. Und davon könnte sich dann ein Rest darin erhalten haben, daß gelegentlich auf ganz getrennten Punkten für Personen oder Örtlichkeiten sich Bezeichnungen finden, die vom Namen Ἀχαιοί gebildet sind: Ἀχαιῶν ἀκτὴ auf Kypros, ein Ort Ἀχαια auf Rhodos, Φιλάχαιος der Vater des Xuthias in Lakonien. Aber diese Spuren sind doch gar zu vereinzelt und fallen nicht ins Gewicht gegenüber der Tatsache, daß in historischer Zeit der Achäername auf jene drei klar bestimmten, unter sich zusammenhängenden Gruppen beschränkt ist. Und die Hypothese von der politischen Konzentration, die zur Zeit der mykenischen Kultur — trotz Thukydides I 3 — bestanden haben soll, entbehrt jeder herzhaften Begründung; um das zu erkennen braucht man nur nachzuzählen, wie oft in der Beschreibung, die Ed. Meyer (§ 106) von diesen Dingen gibt, Ausdrücke wie »vielleicht, vermutlich, wohl zweifellos« vorkommen. Auf der andern Seite wird durch innere wie durch äußere Gründe die Annahme empfohlen, daß es dem Namen der Achäer ebenso ergangen ist wie dem der Argeer: beide bezeichneten in Wirklichkeit die Bewohner einzelner Landschaften, wurden aber im Munde der Dichter, die drüben in Asien von den Taten ihrer Vorfahren erzählten und die Verhältnisse der Heimat nicht mehr aus eigener Anschauung kannten, vollends nachher von den stammfremden ionischen Fortsetzern des epischen Gesanges ohne scharfe Scheidung angewendet und allmählich zu zwei gleichbedeutenden, d. h. gleich bedeutungslosen Benennungen sämtlicher Griechen ausgeweitet. Nur in dem Verse des Schiffskataloges, der die Untertanen des Achilleus angibt (B 684):

Μυρμιδόνες δὲ καλεῶντο καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί,

wie vielleicht in dem vorher angeführten I 395, scheint sich eine Erinnerung an den ursprünglichen Sinn erhalten zu haben.

Neben dem Achäernamen gibt es zwei andere, mit denen die Gesamtheit der Griechen bezeichnet wird: *Δαναοί* und *Ἀργεῖοι*. Alle drei sind kürzlich von einem italienischen Gelehrten, A. della Seta, in sorgfältiger Untersuchung behandelt worden²⁸⁾. Diese geht aus von dem Nachweis, daß die einzelnen Formen von *Ἀχαιοί* für die Unterbringung im Hexameter weniger bequem waren als die anderen, stellt fest, daß sie trotzdem in beiden Epen viel häufiger vorkommen, und zieht aus dieser doppelten Beobachtung den Schluß, daß zum Grundstock der Ilias eigentlich nur *Ἀχαιοί* gehören, während die Benennungen *Δαναοί* und *Ἀργεῖοι* späteren Ursprungs und demgemäß erst in jüngeren Schichten des Epos zu finden seien. Diese Vermutung scheint dadurch bestätigt zu werden, daß Quintus von Smyrna, der ein Jahrtausend nach Homer dichtete und den epischen Sprachschatz als etwas Abgeschlossenes übernahm, sich den metrischen Vorteil entschieden zunutze gemacht hat, wie folgende Übersicht zeigt:

	<i>Ἀχαιοί</i>	<i>Ἀργεῖοι</i>	<i>Δαναοί</i>
Ilias	605	476	446
Odyssee	118	30	13
Quint. Smyrn.	118	224	102

Dasselbe, meint della Seta, würden die Verfasser des alten Epos getan haben, wenn sie die drei Namen als gleich berechnete gekannt hätten; der seltene Gebrauch von *Ἀργεῖοι* und *Δαναοί* lasse sich nur so erklären, daß diese Benennungen, während Ilias und Odyssee entstanden, erst im Aufkommen begriffen gewesen seien. — Der metrischen Verwendbarkeit ist hier zuviel Gewicht beigelegt. Für Quintus mag die gegebene Erklärung gelten, für Homer stimmt schon die Beobachtung nicht ganz. Wenn die metrisch gefälligeren Formen die jüngeren wären, so müßte ihr Verhältnis zu den anderen in der Odyssee eine Zunahme aufweisen; das ist bei *Ἀργεῖοι* nicht der Fall, bei *Δαναοί* zeigt sich sogar das Gegenteil. So sind wir viel mehr berechtigt, in beiden Bezeichnungen etwas Altertümliches zu sehen. Dafür sprechen auch innere Gründe.

Weder *Ἀργεῖοι* noch *Δαναοί* ist in der Odyssee noch ein Wort der lebendigen Sprache. Hier werden nicht die handelnden Personen so genannt, sondern die Personen des älteren Epos, wo von

28) A. della Seta, »Achaioi, Argeioi, Danaoi nei poemi omerici«, Accademia dei Lincei, Rendiconti vol. 46 (1907) p. 133—240.

ihnen die Rede ist, die Helden die vor Ilios kämpften. Das gilt von den »Danaern« ausnahmslos²⁹); höchstens, was Penelope sagt, sie habe einen Mann verloren παντοίῃς ἀρετῇσι κεκασμένον ἐν Δαναοῖσι (δ 725. 845), steht auf der Grenze. Ἀργεῖοι, wie es überhaupt häufiger ist, zeigt auch eine etwas größere Mannigfaltigkeit der Verwendung; sieht man aber näher zu, so dienen die Ausnahmen der Regel nur zur Bestätigung. Denn sie beschränken sich darauf, daß zweimal die Bewohner von Argos Ἀργεῖοι heißen: in der Erzählung von Ägisthos γ 309 (vgl. 251) und in der von Melampus ο 240 (vgl. 239). In allen übrigen Fällen sind Ἀργεῖοι, wie Δαναοί, in der Odyssee nur die Troja-Kämpfer: εἶτε Ἴλιον εἶς ἀνέβαινον Ἀργεῖοι β 172 f. u. ö.; Antilochos war οὔ τι κάκιστος Ἀργείων δ 199 f., usw. Die Äußerung des Menelaos, er habe gehofft, den Odysseus φιλησέμεν ἔξοχα πάντων Ἀργείων (δ 171 f.), bezieht sich zwar auf die Zeit nach dem Kriege, also auf die Situation der Odyssee; aber es sind die alten Kriegsgefährten, von denen er spricht. Ein der Bedeutung von Ἀχαιοί in der Odyssee gleichartiger Gebrauch des Argeer-Namens liegt auch hier nicht vor.

Um so enger scheinen auf den ersten Blick Δαναοί und Ἀργεῖοι unter sich zusammenzugehören. Denn der Mythos von Danaos und den Danaiden ist in Argolis fest lokalisiert; und nichts scheint natürlicher, als daß »Danaer« die Leute des Danaos, die also in Argos zu Hause waren, bedeute³⁰). Doch, von der Übereinstimmung der Namen abgesehen, gibt es keinerlei Anhalt für diese Verbindung. Homer kann sie unmittelbar schon deshalb nicht bezeugen, weil er den Danaos und seine Töchter nirgends erwähnt. Aber auch zu der Landschaft, als deren Beherrscher und Wohltäter Danaos in der Sage galt, liegt an keiner der 159 Stellen, an denen die Δαναοί in Ilias und Odyssee erwähnt werden, eine Beziehung vor. Daß in Phthia und Hellas Achäer wohnten, war den Verfassern von Versen wie B 684. I 395 immerhin bewußt; nichts der Art haben wir für Argos und die Danaer. Das hat

²⁹) So modifiziert sich der Gedanke von Gladstone (Landmarks of Homeric study [1890] p. 38): *The Danaan is an archaic name, which perhaps had never been in actual use for the whole people, and in the Poems it has a specially military colour.*

³⁰) Allzusicher Ed. Meyer (Forsch. zaG. I 73): »Daß dieser Name ehemals als Stammname in der argivischen Ebene wirklich lebendig gewesen ist, wird niemand bezweifeln.«

Strabon wohl bemerkt. Er vermutet zwar im Anschluß an Euripides (fr. 230, aus dem Ἀρχέλαος), daß der Gesamtname früher eine engere Bedeutung gehabt habe: οἶμαι εἶτι — — Δαναούς, ὥσπερ καὶ Ἀργείους, ἢ δόξα τῆς πόλεως ταύτης ἀπ' αὐτῆς καὶ τοῦ ἄλλου Ἑλλήνας καλεῖσθαι παρεσκευάσεν (VIII 6, 9; p. 374); aber aus dem wirklichen Sprachgebrauche kennt er hier wie anderwärts (p. 369. 574) nur die erweiterte Bedeutung. Und nur diese liegt bei Homer vor, besonders deutlich da wo die Danaer den Troern entgegengestellt werden (B 40 u. ö.). Möglich wäre noch, daß die Bezeichnung Δαναοί sich besonders geläufig da eingestellt hätte, wo von Agamemnon, der über ganz Argos herrschte (B 108) und die Argeerin Helena seinem Bruder zurückerobern wollte, erzählt wurde; aber auch dies trifft nicht zu. Zwar wird Agamemnon einmal »allen Danaern«, einmal »den andern Danaern« gegenübergestellt (A 90. I 316); aber das Gleiche geschieht öfter mit Achill (B 674. H 227 f. P 280. Ω 338). Von dessen Myrmidonen wird mehrmals gesagt, daß sie für die Danaer Rache nehmen, den Danaern Hilfe bringen (A 797. Π 39. 546). Und in einer ganz persönlich dem Achill gehörenden Szene, dem Gespräch des Helden mit den Götterpferden, heißt es: φράζεσθε σαωσέμεν ἡνιοχῆα ἄψ Δαναῶν ἐς ὄμιλον (T 401 f.). Nach dem allen sieht es eher so aus, als wären die Δαναοί ταχύπωλοι — dies ihr häufigstes Beiwort, das außer ihnen bloß die Myrmidonen einmal (Ψ 6) haben — in Nordgriechenland zu Hause. Zu derselben Vermutung ist von anderer Seite her Wilamowitz gekommen³¹⁾, indem er daran erinnert, daß der Eigename Δανᾶ in Thessalien nachweisbar ist (GDI. 347). Mag diese Kombination erneuter Prüfung empfohlen sein, bei der vielleicht auch eine historische Beziehung — zu den Danauna, die unter Ramses III. um 1160 v. Chr. an dem Einfall von Seevölkern in Ägypten teilnahmen, und in denen Ed. Meyer (GA. II § 121) die Danaer zu erkennen glaubt — erst in ihr rechtes Licht treten wird. Soviel steht schon jetzt fest: mit Argolis und dem Inachostale haben die Danaer ursprünglich nichts zu tun.

31) Herakles² I [1895] S. 17 Anm. 34. Von der dort ausgesprochenen Bemerkung soll noch in anderem Zusammenhange Gebrauch gemacht werden.

Wenn die Achäer sicher und die Danaer wahrscheinlich thessalischer Herkunft sind, so kann uns das eigentlich nicht wunder nehmen, bei dem grundlegenden Anteil den Thessalien an der Ausbildung der Heldensage gehabt hat. Von dort ging der Eroberungszug aus, dessen Mühen, Gefahren, Taten im Epos fortleben; die Götter, auf deren Schutz das Volk vertraute und denen es zuletzt für den Sieg dankte, waren die olympischen; Achill, der tapferste Held, der allein dreiundzwanzig Städte in der Nähe von Ilios genommen und zerstört hat, ist in Thessalien zu Hause. Aber wie steht es mit Agamemnon, dem anerkannten Führer der Gesamtmacht? Müßte nicht auch er ein Thessaler sein? Und er stammt doch aus dem Peloponnes! er herrscht in Mykene, sein Bruder in Sparta, ihre Mannen sind die Argeer. Der Name bezeichnet zwar bei Homer, ebenso wie die beiden vorher besprochenen, alle Griechen; aber das ist eben eine poetische Übertragung: von rechts wegen, scheint es, kam er nur den Bewohnern von Argolis zu.

Alle diese Bedenken sind mit einem Schlage gehoben, wenn wir der glänzenden Vermutung nachgeben, die zuerst von Busolt (GrG. I² [1893] S. 223), kurz darauf auch von Beloch (GrG. I [1893] S. 157) ausgesprochen worden ist, daß die homerischen Dichter ursprünglich unter Argos nur das thessalische verstanden haben. Ist dies richtig, so war auch Agamemnon der echten Sage nach ein thessalischer Fürst und ist erst in späterer Zeit, als die Pflege des epischen Gesanges bereits auf die Ionier übergegangen war, nach dem Peloponnes versetzt und zum Könige von Mykene gemacht worden.

Der Gedanke ist so kühn und führt zu so weitreichenden Konsequenzen, daß wir ihn mit großer Vorsicht aufnehmen müssen. Aber er hält der strengsten Prüfung stand. Die Erwägungen, auf denen er beruht, lassen sich in vier Punkte zusammenfassen. Der erste Grund ist sprachgeschichtlicher Art: wenn Agamemnon ebenso wie Achill dem frühesten Bestande der Sage angehört, so muß er wie dieser aus einer Landschaft stammen, in der äolisch gesprochen wurde; und zwar nicht äolisch in dem weiten Sinne, den die Alten dem Wort gegeben haben, wo der Name das Eleische und Arkadische mit umfaßt, sondern lesbisch-äolisch. Dies war, wie die Inschriften lehren, die Sprache der Ureinwohner von Thessalien; daß es im Peloponnes jemals geherrscht habe, wird von niemandem auch nur behauptet. Otto Hoffmann, der die gemeinsamen

3284

cf. H. Kroll
117 1912, 155. 17912

Züge des Thessalischen, Lesbischen, Arkadischen, Kyprischen stark betont, hebt doch zugleich hervor, daß die zwei ersten (»Nordachäisch«) und die beiden anderen (»Südachäisch«) enger zusammengehören und durch die eigenartigen Formen, die jede der beiden Gruppen entwickelt hat, Einheiten niederer Ordnung bilden³²). — Zweitens: Agamemnon ist mit seiner Flotte von Aulis ausgefahren; auch dies weist ihn in die nördlichen Gegenden, die Heimat griechischer Schiffahrtskunst und Seefahrersage, das Land, in dem in ältester Zeit die Stämme saßen, von denen die äolischen Kolonien im nördlichen Teil der kleinasiatischen Westküste gegründet worden sind. Er ist in der Sage von vornherein mit Achilleus verbunden; seine Argeer sind die Genossen der von jenem geführten Achäer; beide Stammnamen werden beliebig miteinander vertauscht, und jeder von ihnen ist geeignet die Heerscharen zu benennen die vor Troja kämpfen: also müssen Argeer und Achäer Nachbarn gewesen sein. — Eine dritte Spur der richtigen Bedeutung von Ἄργος liegt in dem Beiwort ἰππόβοτον. Beloch erinnert daran, daß das peloponnesische Argos noch im 5. Jahrhundert v. Chr. keine Reiterei besessen hat; nirgends in der Geschichte spielen argivische Reiter eine Rolle: die Bedeutung der thessalischen Ritterschaft braucht nur erwähnt zu werden. Neumann hat in seiner »Physikalischen Geographie von Griechenland« zwar an der Vorstellung des »rossenährenden Argos« keinen Anstoß genommen (S. 405); aber die Beschreibung, die er selbst (S. 479) von der Bodengestalt der Argolis gibt, läßt uns nicht zweifeln, daß jenes Epitheton nicht hier sondern in der Peneios-Ebene entstanden ist. — Endlich darf nicht vergessen werden, daß die Tatsache eines Irrtums in dem Gebrauch, den Homer vom Namen Ἄργος macht, bereits anerkannt ist. Daran nämlich zweifelte wohl schon im Altertum niemand, daß, als die formelhafte Verbindung καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος entstand, Hellas die Landschaft um Phthia, Argos die benachbarte Zentralebene Thessaliens war; diese Formel aber ist in der Odyssee ohne Bewußtsein ihres eigentlichen Sinnes gebraucht. Denn wenn Penelope klagt (α 343 f.):

τοίην γὰρ κεφαλὴν ποθέω μεμνημένη αἰεὶ
 ἀνδρός, τοῦ κλέος εὐρὺ καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,

32) Hoffmann, Die griechischen Dialekte, I (1894) S. VIII. Vgl. oben S. 216.

so denkt sie natürlich nicht an Thessalien; sondern der Dichter hat ihr diesen Ausdruck in den Mund gelegt, weil er selbst ihn als einen festgeprägten überkommen hatte. Geschaffen sein muß er in einer Zeit, wo Hellas und Argos zusammengenommen das Gebiet ausmachten, das alle Vorstellungen und Interessen der Sänger umfaßte und für sie wie für ihr Publikum die Welt bedeutete; deshalb hatte Aristarch recht, an dem erweiterten Gebrauch von Ἑλλάς und Ἑλληνες Anstoß zu nehmen: οὐκ οἶδεν ὁ Ὅμηρος τὴν καθ' ἡμᾶς Ἑλλάδα, ἀλλὰ τὴν Θεσσαλικὴν οὕτω λέγει, καὶ Ἑλληνας τοὺς ἐκεῖθεν (zu δ 720, u. ä. ö.). Nur werden wir ihm, wenn er durch Athetese zu helfen suchte, nicht beistimmen, sondern eine unwillkürliche Verschiebung des Sinnes der Worte annehmen. Noch weiter vom Ursprung entfernt als an der angeführten Stelle ist dieser in dem Anerbieten, das Menelaos dem Telemach macht (ο 80 f.):

εἰ δ' ἐθέλεις τραφῆναι ἀν' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,
ἄφρα τοι αὐτὸς ἔπωμαι, ὑποζεύξω δέ τοι ἵππους.

Hier wissen sich die Herausgeber nicht anders zu helfen als daß sie sagen, Ἄργος sei der ganze Peloponnes, Ἑλλάς das griechische Festland. Wohl, so verstand es der Dichter von ο; aber er verstand die übernommenen Worte anders, als der welcher sie geprägt hatte. Ein Mißverständnis liegt also im Gebrauch des Namens Ἄργος unter allen Umständen vor; wir haben nur zu fragen, wie weit es sich erstreckt und auf welchem Wege es sich entwickelt hat.

Strabon erklärt (V 2, 4; p. 221): τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἢ Θετταλία λέγεται, τὸ μεταξὺ τῶν ἐχβολῶν τοῦ Πηνειοῦ καὶ τῶν Θερμοπυλῶν ἕως τῆς ὄρεινης τῆς κατὰ Πίνδον, διὰ τὸ ἐπάρξει τῶν τόπων τούτων τοὺς Πελασγούς. Und über die Doppelheit der Bedeutung sagt er (VIII 6, 5; p. 369 f.): τὴν ὁμωνυμίαν τοῖς ἐπιθέτοις διαστέλλεται, τὴν μὲν Θετταλίαν Πελασγικὸν Ἄργος καλῶν (»νῦν αὖ τοὺς, ὅσοι τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον«), τὴν δὲ Πελοπόννησον (»εἰ δὲ κεν Ἄργος ἰκοίμεθ' Ἀχαιικόν« — »ἢ οὐκ Ἄργεος ἦεν Ἀχαιικοῦ«) σημαίνων ἐναυθὰ, ὅτι καὶ Ἀχαιοὶ ἰδίως ὠνομάζοντο οἱ Πελοποννήσιοι κατ' ἄλλην σημασίαν. Ἰασόν τε Ἄργος τὴν Πελοπόννησον λέγει: »εἰ πάντες σε ἴδοιεν ἀν' Ἰασόν Ἄργος Ἀχαιοί« [σ 246], τὴν Πηνελόπην, ὅτι πλείους ἀν λάβοι μνηστῆρας· οὐ γὰρ τοὺς ἐξ ὅλης τῆς Ἑλλάδος εἰκός, ἀλλὰ τοὺς ἐγγύς. ἰππόβοτον δὲ καὶ ἵππιον κοινῶς εἶρηκε. Wenn hier das »achäische Argos« auf die Inachos-Ebene

gedeutet wird, so brauchen wir uns dadurch nicht bestimmen zu lassen. Strabon stand natürlich wie das ganze Altertum unter dem Banne der durch das Epos überlieferten Anschauung, daß in Argolis, Lakonien und Messenien die achäischen Völker der Atriden und des Nestor gewohnt hätten; und wenn wir jetzt versuchen uns von dieser Anschauung frei zu machen, so dürfen wir nicht aus ihr selbst Entscheidungsgründe holen. Nach dem, was wir vorher über die Achäer erkannt haben, können wir nicht zweifeln, daß mit Ἄργος Ἀχαιικόν ursprünglich die Ebene von Thessalien gemeint war, wozu auch der Beiname οὔθαρ ἀρούρης besser paßt als zu der von Gebirgen eingeengten Landschaft im Peloponnes. Für den ganzen Gebrauch des Wortes bei Homer gewinnen wir nun folgende Abstufung.

- 1) Ausgesprochenermaßen ist Thessalien gemeint B 681, wo die Abgrenzung der Mannen des Achilleus mit den Worten beginnt: νῦν αὖ τοῦς, ἔσσοι τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον. Die Beziehung auf Thessalien ist nicht ausgesprochen aber durch den Zusammenhang dringend nahe gelegt T 329. ω 37, wo Achills Heimat als Ἄργος bezeichnet wird.
- 2) Wo Ἄργος innerhalb einer formelhaften Wendung die Heimat sämtlicher Griechen bezeichnet, sind doch manchmal die Epitheta der Art, daß man noch erkennt, wie damit eigentlich etwas andres gemeint war. Dahin gehören die ganzen Verse I 444. 283: εἰ δέ κεν Ἄργος ἰκοίμεθ' Ἀχαιικόν, οὔθαρ ἀρούρης, und Γ 75. 258: Ἄργος ἐς ἰππόβοτον καὶ Ἀχαιίδα καλλιγόναικα. Auch wo bloß ἰππόβοτον neben dem Namen steht, B 287. I 246, erkennen wir noch eine Spur des echten Sinnes.
- 3) Weiter wird dann Ἄργος ohne charakterisierenden Zusatz als unbestimmter Ausdruck für Griechenland gebraucht: Paris hat Helena und viele Schätze ἐξ Ἄργεος geraubt H 363, die Griechen haben vor der Abfahrt zu Zeus gebetet ἐν Ἄργεϊ πολυπύρῳ O 372; jetzt droht die Gefahr νωμόμους ἀπολέσθαι ἄπ' Ἄργεος ἐνθάδ' Ἀχαιούς M 70. N 227. Ξ 70; aber nur Feiglinge können wünschen πρὶν Ἄργοσδ' ἰέναι (B 348), bevor klar entschieden ist ob Zeus sein Versprechen nicht halten will. Hermes verspricht dem Priamos: σοὶ δ' ἂν ἐγὼ πομπὸς καὶ κε κλυτὸν Ἄργος ἰκοίμην Ω 437.

Zweifelhaft ist Z 456, wo Hektor sich ausmalt, wie einst seine Gattin ἐν Ἄργει ἐοῦσα als Gefangene wird Wasser tragen müssen Μεσσηίδος ἢ Ὑπερείης. Wenn wir den Pharsaliern (bei Strabon IX 5, 6; p. 432) glauben, so lagen beide Quellen nicht weit von ihrer Stadt; und eine Quelle Ὑπέρεια in Thessalien wird B 734 erwähnt: also dachte hier vielleicht der Dichter bei Ἄργος noch deutlich an das thessalische. Aber Pausanias (III 20, 1) kennt auch eine Quelle Μεσσηίς bei Therapne in Lakonien; sollte diese gemeint sein, so wäre Ἄργος auch hier schon allgemein »Griechenland«.

- 4) Als Heimat Agamemnons im besonderen wird Ἄργος erwähnt A 30. B 115. I 22. N 379. Die Verfasser dieser Stellen haben sicher bereits nur an das peloponnesische gedacht. Besonders deutlich ist dies Δ 174 durch das Epitheton πολυδίψιον, das auf die thessalische Ebene gar nicht paßt. Daneben wird aber das konventionelle ἰππόβοτον weiter gebraucht γ 263, wo es von Ägisthos heißt, daß er μυχῶ Ἄργεος ἰπποβότοιο geblieben sei, während andere nach Troja zogen.
- 5) Zweimal wird Ἄργος mit anderen peloponnesischen Städten zusammen genannt: mit Sparta und Mykene Δ 52, mit Pylos und Mykene φ 108. Auch diese beiden Stellen zeigen, wie die der vorigen Gruppe, eine mißverständliche Anwendung, insofern sie dasjenige Argos, das für den Vorstellungskreis der Ilias einer der wichtigsten Orte war, in den Peloponnes versetzen.
- 6) Etwas anders zu beurteilen sind die Beziehungen, in denen Sisyphos und Melampus zu Argos stehen. Von ersterem heißt es Z 152, er habe in Ephyra gewohnt μυχῶ Ἄργεος ἰπποβότοιο; daß unter Ephyra nicht Korinth sondern eine Burg im innersten Winkel des Inachos-Tales zu verstehen sei, hat Bethe (Theban. Heldenl. 182) wahrscheinlich gemacht. Wenn Melampus von Pylos nach Argos ausgewandert ist (ο 226. 239) und sein Urenkel nun von dort nach Pylos flieht (ο 224), so ist natürlich das peloponnesische Argos gemeint, obwohl es wieder ἰππόβοτον genannt wird (239. 274). Aber das Geschlecht des Sisyphos sowohl wie das des Melampus stammt aus Thessalien (Apollodor

- I 7, 3 und I 9, 41); und so wäre es doch möglich, daß auch hier der zweideutige Name zu einer Übertragung den Anlaß gegeben hätte, die diesmal nicht in einfacher Identifizierung zweier Örtlichkeiten sondern — wovon wir weitere Beispiele treffen werden — in der Annahme von Auswanderungen ihren Ausdruck gefunden haben würde.
- 7) Dagegen gehört dem Peloponnes von rechts wegen an Argos als derjenige Ort, an dem der Ätoler Tydeus (Ξ 419) und sein Sohn Diomedes (B 559. Z 224. γ 480) Heimatsrecht gewonnen haben. Wie Eurystheus hier zu Hause ist (Ἄργος Ἀχαικόν T 415), so muß auch bei Herakles, den von weiter Irrfahrt Zeus Ἄργος ἐς ἱππόβοτον (O 30) zurückgeführt hat, an das peloponnesische gedacht werden. Wenn dem Namen an den beiden letzten Stellen die alten, aus Thessalien mitgebrachten Epitheta irrtümlich beigelegt sind, so kann das nicht überraschen.
- 8) Die Vorstellung von dem großen Reiche Agamemnon's führte zu einer Ausdehnung des Begriffes: er hat von Thyestes die Herrschaft geerbt, πολλῆσιν νήσοισι καὶ Ἄργεϊ παντὶ ἀνάσσειν B 108. Hier scheint, während B 569 ff. das beherrschte Gebiet genauer begrenzt wird, πᾶν Ἄργος den ganzen Peloponnes zu bedeuten. Und in diesem Sinne steht dann der Name in der Odyssee öfter: Telemach fragt, ob Menelaos nicht im achäischen Argos gewesen sei, als sein Bruder ermordet wurde (γ 254); Menelaos erzählt, er habe den Wunsch gehabt den Odysseus in Argos anzusiedeln (δ 474); ihm selber ist es nicht bestimmt Ἄργεϊ ἐν ἱπποβότῳ θανέειν δ 562. Danach ist auch wohl δ 99 der Peloponnes gemeint, wo Menelaos derer gedenkt, die Τροίῃ ἐν εὐρείῃ ἐκάς Ἄργεος ἱπποβότοιο gefallen sind.
- 9) Endlich hat man nun diese spät abgeleitete Bedeutung in die alte Formel ἀν' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος hineingetragen (α 344. δ 726. 816. ο 80), von der schon oben die Rede war. Und dasselbe möchte ich vermuten für Ἰασον Ἄργος σ 246. Dem Zusammenhange nach müßte es wie α 344 der Peloponnes sein; aber das Epitheton ist unerklärt und war schon den Alten dunkel: so scheint es aus älterer Zeit und fremder Gegend hierher verschlagen zu sein, ähnlich wie anderwärts Ἀχαικόν und ἱππόβοτον.

Durch diese Übersicht sämtlicher Stellen, an denen Ἄργος bei Homer genannt wird, hat hoffentlich der vorher geführte Beweis an Wirksamkeit gewonnen; man kann noch mit Augen sehen, wie der Gebrauch durch Verallgemeinerung, Vermischung, Übertragung allmählich sich wandelt. Nur danach könnte jemand fragen, ob denn die kleinasiatischen Griechen so wenig von den Verhältnissen des Mutterlandes wußten, daß sie zwei gleichnamige Landschaften, die weit getrennt lagen und nichts miteinander zu tun hatten, vermengen konnten. Darauf antwortete Beloch (S. 157): »In der Zeit, als in Ionien das Epos sich bildete, überstrahlte das peloponnesische Argos alle anderen Teile der griechischen Halbinsel; und die Dichter mußten infolgedessen von selbst dahin kommen, den Herrschersitz des mächtigen Völkergebieters von Thessalien nach dem Peloponnes zu verlegen.« Ganz erledigt ist damit die Sache doch nicht; zu der Zeit, als »das Epos sich bildete«, war es ja in den Händen der Äoler, die selber in Thessalien wohnten, später ihre heimischen Erinnerungen mit großer Treue bewahrten. Erst als die Pflege der Kunst an einen fremden Stamm, den ionischen, überging, konnte der Irrtum entstehen. Da lag er aber auch wirklich sehr nahe. Die Ionier hatten, ehe sie über das ägäische Meer zogen, teils in Attika, teils im Peloponnes gewohnt³³⁾, um Epidauros, in der Kynuria, auch an der Küste des korinthischen Meerbusens: für alle diese war Argos im Inachos-Tal eine vertraute und leibhafte Anschauung, das thessalische höchstens ein unklarer Begriff. Als sie nun in Asien Lieder kennen lernten, in denen Argos und die Ruhmestaten der Argeer verherrlicht wurden, da machte es sich von selbst, daß sie dabei an Land und Leute in ihrer früheren Heimat dachten; und als sie selbst die alte äolische Dichtung aufnahmen und erweiterten, konnte es nicht ausbleiben, daß das Mißverständnis fortwucherte und zu Neubildungen den Stoff gab. Die Vorstellung, daß Agamemnon und Menelaos im Peloponnes zu Hause seien, kam so erst in der ionischen Periode des Epos auf, drang dann aber, indem die älteren Sagen von Mund zu Munde weitergegeben wurden, mehr und mehr auch in diese ein, während

33) Busolt, GrG. I² S. 286. Beloch, GrG. I S. 54 f. Ed. Meyer, GA. II § 428. Den Wert der antiken Überlieferung von einer peloponnesischen Herkunft der Ionier hat kürzlich Kretschmer in der schon mehrfach angeführten Untersuchung (Glotta I [1907] S. 42) wirksam verteidigt.

umgekehrt manche Epitheta und Wortverbindungen, die der Sache nach nur für das thessalische Argos paßten, gewohnheitsmäßig auch in den neu hinzugedichteten Teilen beibehalten wurden. Die altertümliche Formel καὶ Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος fehlt in der Ilias: erst in den jungen Partien der Odyssee taucht sie auf, von vornherein in jener Anwendung, die zeigt, daß man sie nicht mehr richtig verstand. Daher würde es auch hier eine vergebliche Hoffnung sein, nach dem einen Merkmal »echte« und »unechte« Stücke zu sondern; allzu mannigfaltig sind die Schichten ineinander verwachsen. Nur in den Hauptzügen läßt sich das Fortschreiten des Irrtums erkennen.

Wilamowitz hat beobachtet, daß »Argos der Hauptort ist in »den Geschichten, die wesentlich Helden einführen, deren Zuwanderung aus dem Norden anerkannt ist«³⁴). Vielleicht bietet sich hier die Erklärung der Tatsache. Der Doppelsinn des Namens Argos verlockte dazu, Gestalten der Sage aus Nordgriechenland nach dem Peloponnes zu versetzen; weil aber die Erinnerung an ihre eigentliche Heimat nicht sogleich völlig erlosch, so ergab sich ein Widerspruch, den auszugleichen dann eine Wanderung erdichtet wurde. In Argos und Mykene herrschten die Persiden; davon weiß auch Homer noch etwas (T 145 ff.). Im Dienste von Perseus' Enkel Eurystheus stand der Mykenäer Periphetes (O 638 ff.), in der Ilias der einzige Vertreter eines Kontingentes der Μοῦνηναῖοι³⁵). Daß andererseits die Atriden ursprünglich dem Peloponnes fremd waren, ist in der Erzählung von ihrem Ahnherrn Pelops, der von Lesbos her eingewandert sei, noch deutlich ausgesprochen³⁶). Was Thukydides darüber sagt, läßt erkennen, wie man sich bemüht hat, den Wechsel der Herrschaft, der sich in der Vorstellung voll-

34) Unter den Beispielen nennt er als wahrscheinlich die Danaer. Vgl. oben S. 222 Anm.

35) Da von ihm Genaueres erzählt wird, während ein Troer Periphetes nur mit seinem Namen in einem Verzeichnis vorkommt (E 545), so ist es doch wohl wahrscheinlicher, daß der Troer nach dem Mykenäer erfunden ist, als umgekehrt.

36) Thuk. I 9. Schol. A zu A 38, nach Theopomp. Leider ist die Geschichte der Pelopiden bei Apollodor verloren. — Eduard Meyer hält die Ableitung der Pelopiden aus Lesbos für sekundär (GA. II § 153. 264); das hängt mit seiner, wie ich glaube, falschen Grundansicht zusammen, daß die Sage vom troischen Kriege aus dem Peloponnes stamme und erst in Asien äolische Einflüsse erfahren habe.

zogen hatte, als einen in der Wirklichkeit erfolgten zu begreifen. Den Anstoß zu dieser ganzen Entwicklung hat der Dichter gegeben, der, sei es den Plan unsrer Ilias schaffend oder den übernommenen ausbildend, den Oberkönig nach Mykene versetzte, weil das damals die mächtigste Stadt im peloponnesischen Argeerlande war.

Gegen diese Annahme uns zu sträuben haben wir um so weniger Ursache, weil die Beziehungen Agamemnons zu Mykene noch in der Ilias sehr lockere sind, gar nicht zu vergleichen mit dem festen Zusammenhang, durch den Achill an Thessalien gebunden ist, an das Spercheiostal, das Land der Kentauren, die Nachbarschaft des Pelion-Gebirges (s. S. 214). Zunächst die Angabe des Schiffskataloges (B 569) ist kein Zeugnis für eine dem Epos zugrunde liegende Anschauung. Dann wird Agamemnon zweimal (H 480. A 46) als König πολυχρόσοιο Μυκήνης bezeichnet, ohne daß etwas Weiteres über Stadt und Landschaft gesagt wäre. Einmal (Δ 52) wird Mykene ohne Agamemnon genannt, neben Argos und Sparta als eine der Götterkönigin besonders liebe Stadt. In einer Beratung der Fürsten spricht Diomedes von den Schiffen des Atriden: αἶ τοι ἔποντο Μυκήνηθεν μάλα πολλάι (I 44). Und nur an einer einzigen Stelle läßt der Dichter etwas erzählen, was in Mykene geschehen sei (Δ 376 ff.): Tydeus sei mit Polyneikes zusammen in die Stadt gekommen, um Hilfe gegen Theben zu werben. Agamemnon ist es, der dieser Einzelheit aus einer berühmten Gruppe von Ereignissen gedenkt; aber mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß er nur durch Hörensagen davon wisse (οὐ γὰρ ἔγωγε ἔγνυσ' οὐδὲ ἴδον 374 f.). Das ist alles, was die Ilias über Mykene bietet: kaum etwas mehr als inhaltlose Erwähnungen, und von diesen eine zwar in der ἀριστεία des Helden, die andern aber, auch jene Erzählung von Tydeus, in solchen Gesängen, über deren relativ späte Entstehung so ziemlich Einstimmigkeit herrscht: Δ, H, I. Der Πρῆσβεία πρὸς Ἀχιλλέα gehören auch die Verse an (I 449 ff.), in denen Agamemnon dem Gekränkten, den er versöhnen will, sieben in Messenien gelegene Städte als Geschenk in Aussicht stellt; daß diese Städte ihm gehören, hat der Verfasser von I sich gedacht, eine ursprüngliche Voraussetzung des Epos ist es darum nicht. — Noch weniger befestigt im älteren Bestande der Dichtung ist Menelaos' Zugehörigkeit zu der Eurotas-Landschaft: Λακεδαιμῶν und Σπάρτη werden im Schiffskatalog (B 584 f.) genannt, um sein Gebiet zu bestimmen, außerdem Sparta nur noch einmal in

dem schon erwähnten Verse des Δ (52), mit Argos und Mykene zusammen; Lakedämon als Heimat der Helena und der Dioskuren kommt ein paarmal vor, in der Teichoskopie und in der nachher folgenden Szene zwischen Helena und Paris (Γ 239. 244. 387. 443).

Das sind alle, nur vereinzelte, größtenteils erkennbar späte Zeugnisse aus der Ilias. In der Odyssee steht es ganz anders. Für sie war es etwas Gegebenes, daß Agamemnon in Mykene, Menelaos in Sparta herrschte; bei der Darstellung von Telemachs Reise wie in den Erzählungen, die Nestor und Menelaos geben, ist dieses Verhältnis dem Dichter deutlich bewußt. Darüber können wir uns nicht wundern. Nachdem der Irrtum — wenn eine geänderte poetische Vorstellung so genannt werden darf — einmal Wurzel gefaßt hatte, wuchs er weiter. Und so ist es natürlich, daß in den Gegenden, die sich als Heimat der Helden gepriesen hörten, der Wunsch und durch ihn bald auch der Glaube erwachte, noch eigne Erinnerungen an so ruhmreiche Bewohner zu besitzen. In Sparta wurde ein Ζεὺς Ἀγαμέμνων verehrt (Lykophron 335. 4123. 4369); in Amyklä zeigte man ein Grabmal des Königs (Paus. III 19, 6), in Tegea glaubte man die Gebeine seines Sohnes Orestes gefunden zu haben (Hdt. I 67 f.). Daß sich die Lakedämonier dem Könige Gelon von Syrakus gegenüber auf Agamemnon beriefen, von dem sie die Hegemonie geerbt hätten (Hdt. VII 159), geschah vielleicht in gutem Glauben; aber sind wir verpflichtet diesen zu teilen? Eduard Meyer sieht in den angeführten Tatsachen die Spuren eines Gottes Agamemnon, den es vor der Zeit des Epos im Peloponnes gegeben habe (GA. II § 424 Anm.). Aber er widerlegt sich selbst, indem er den Kultus des Agamemnon in Klazomenä, die Verehrung seines Szepters in Chäroneia, die in ganz ähnlicher Weise überliefert sind (Paus. VII 5, 41; IX 40, 41), für sekundär, d. h. aus der homerischen Dichtung heraus entwickelt hält³⁷). Wenn der Gott irgendwo echt sein soll, dann doch am ehesten da, wo für einen Einfluß vom Epos her kein erkennbarer Anlaß gegeben war; und umgekehrt: wenn wir solchen Einfluß annehmen sollen für Orte, zu denen Agamemnon bei Homer in gar keiner Beziehung steht, dann doch erst recht für jene Landschaften, die aus der Odyssee jeder als das Herrschaftsgebiet der Atriden kannte.

37) Ähnlich wie Ed. Meyer urteilt Wernicke bei Pauly-Wissowa, wo jetzt die Belegstellen am vollständigsten gesammelt sind.

Minder einfach als für diese liegt die Sache für Nestor. Niese hat es (EHP. 116 f.) glaublich zu machen gesucht, daß er »nicht zu den ursprünglichen Personen der Ilias gehörte«, vielmehr erst nachträglich eingefügt wurde, weil »in den Städten Ioniens sich das königliche Geschlecht von ihm ableitete«; es sei ja doch »unzweifelhaft, daß die homerischen Gedichte in Ionien ausgebildet sind und die Sänger an den Fürstenhöfen Ioniens ihre erste »Anregung fanden«. Beloch (GrG. I S. 131) scheint geneigt sich dieser Hypothese anzuschließen. Aber sie wird nur einem Teil der Tatsachen gerecht. Freilich sehen wir, wie Nestor in jüngeren Partien des Epos allmählich an Bedeutung gewinnt; doch daraus folgt noch nicht, daß er ihm früher einmal ganz gefehlt habe. Und völlig entschieden wird die Frage dadurch, daß bei ihm wie bei Agamemnon, nur in etwas anderer Weise, ein noch deutlich erkennbarer Wechsel der Heimat stattgefunden hat. Nestor herrscht zwar in Pylos, und die Stadt dieses Namens und ihre Bewohner spielen in der Ilias schon eine merkbar größere Rolle als Mykene und Sparta; aber er heißt gewöhnlich doch der »gerenische Reisige«, und in dieser Benennung zeigt schon der nominativische Gebrauch des erstarrten Vokativs *ἰππότα*, daß sie sehr altertümlich ist. Sie war denn auch schon zur Zeit der jüngeren epischen Dichter unverständlich. Hesiod erzählte in den Katalogen (Schol. A zu B 336 und Steph. Byz. unter *Γερηνία*), Nestor sei *παρ' ἰπποδάμοισι Γεργήνοισι* auferzogen worden; davon leitete man den Beinamen ab und fand den Wohnsitz der *Γεργήνοισι* in der Stadt *Γερηνία* am messenischen Meerbusen. Aber das ist ein nachträglicher Deutungsversuch, der von vornherein vielfach angezweifelt wurde. Viel wahrscheinlicher ist es, daß *Γερηνία* nach dem Beinamen Nestors spät erst benannt worden ist; denn daß der Name der Stadt nicht altererbte war, verrät die bei Strabon (VIII 4, 5; p. 360) erhaltene Vermutung, daß sie mit dem homerischen *Ἐνόπη* (I 150) identisch sei. Wir sind also genötigt, den Ursprung des Epithetons *Γεργήνοισι* in die älteste Periode des Heldengesanges zu verlegen, deren Vorstellungs- und Wortschatz von den ionischen Fortsetzern nicht mehr durchweg verstanden wurde. Auch Niese und Beloch würden dies erkannt haben, wenn sie es nicht unterlassen hätten auf die Schichtung der Dialekte im Epos zu achten und aus ihr die beiden Hauptstufen der Entwicklung, eine äolische und eine ionische, zu erschließen. Ed. Meyer, dem diese Anschauung weniger fremd

geblieben ist, hat über Nestor richtiger geurteilt. Ob seine Vermutung zutrifft (GA. II § 457 A), daß Γερήνιος »vielleicht mit dem Ort Γέρην auf Lesbos zusammenhänge«, mag dahingestellt bleiben; viel wesentlicher ist die Einsicht, daß Nestor (§ 264) »äolischen Ursprungs« und erst später zu einem ionischen Nationalhelden geworden ist. Nur darin irrt Meyer, daß er den Vorschlag macht, Nestor seiner Herkunft nach nicht nur von Pylos zu trennen, sondern auch von seinem Vater Neleus, der von alters her mit Pylos verknüpft gewesen sei. Vielmehr stammt auch Neleus aus Thessalien: er ist ein Sohn des Flußgottes Enipeus und durch seine Mutter ein Enkel des Salmoneus (λ 235 ff.); sein Bruder Pelias herrscht in Iolkos (λ 256), von wo er ihn selbst erst vertrieben hat (Diodor IV 68). Zu diesen Zügen, in denen die Sage den Gedanken an die eigentliche Heimat des Neleus festgehalten hat, stimmen sprachliche Tatsachen: Nestors Patronymikon Νηλῆϊος ist altäolische oder thessalische Bildung und, das allerwichtigste, Νηλεός ist ein äolischer Name, dessen ionische Form Νεύλεως lautet (z. B. Herodot IX, 97; Νε[ιλ]εός Marm. Par. 42)³⁸). Also gehören ebenso wie Nestor auch Neleus und die Neliden von rechtswegen nach Thessalien und sind erst von den ionischen Fortpflanzern des Epos, im Zusammenhange der Umdeutungen zu denen das mißverständene Ἄργος den Anlaß gab, nach dem Peloponnes, nach Pylos versetzt worden.

In der Sage gewandert und so in Argos eingewandert ist auch Diomedes. Sein Großvater Öneus spielt in der Geschichte des kalydonischen Krieges, die Phönix erzählt, eine Rolle (I 535 ff.). Dessen Sohn Tydeus, der Vater des Diomedes, einer der Helden des Zuges gegen Theben (E 800 ff. K 285 ff.), ist mit Polyneikes zusammen nach Mykene gekommen, um dort Bundesgenossen zu werben; davon spricht, wie schon erwähnt, Agamemnon, und nennt ihn dabei einen Ätolier (Δ 399). Αἰτωλὸς γενεήν, μετὰ δ' Ἄργείοισιν ἀνάσσει, heißt es noch von Diomedes (Ψ 474). Und dieser weiß, wie der Wechsel sich vollzogen hat: πατήρ ἐμὸς Ἄργεϊ νάσθη πλαγχθεῖς· ὡς γάρ που Ζεὺς ἤθελε καὶ θεοὶ ἄλλοι (Ξ 449 f.). Ob der Sohn aus Zartgefühl die Bluttat des Vaters verschweigen soll, oder ob Homer von dieser — die uns aus Euripides geläufig ist —

38) Vgl. jetzt Usener Rhein. Mus. 53 (1898) S. 353: »Νηλεός ist die aus den alten äolischen Heldenliedern übernommene Namensform des ionischen Νελεός oder Νελεως gewesen, d. h. eine Personifikation des Götterstromes.«

noch nichts wußte, so daß Ζεὺς ἤθελε nur, wie so oft, das Fehlen eines Grundes verdeckt, wird sich schwer entscheiden lassen. Für die zweite Annahme spricht der Umstand, daß von eben dem Scholiasten (A), der die εὐσχημοσύνη des Diomedes lobt, die Schuld des Tydeus in doppelter Form berichtet wird, was eher den Eindruck bewußter Erfindungen als altüberlieferter Sage macht. Bei Homer jedenfalls ist Diomedes noch kein Argeer geworden. Zu den angeführten Stellen, an denen von ihm selbst, von Agamemnon, von Athene seine ätolische Herkunft betont wird, kommen noch bestimmte Züge aus den Kämpfen, in denen er sich auszeichnet. Unter den Verlusten auf griechischer Seite, die in E zum Eingreifen der Athene führen, ist der Fall eines Ätolers und eines Böoters (706 ff.); und bald darauf wird in nächster Nähe des Tydiden von dem Gotte Ares ein Periphās getötet, Αἰτωλῶν ὄχ' ἄριστος (842 f.). Also sind in der Ilias alte Lieder von Diomedes benutzt, die ihn noch als Helden des ätolischen Landes feierten. Erst der Schiffskatalog (559 ff.) hat ihm die Herrschaft über Argos und benachbarte Städte gegeben.

Man erschrickt beinahe, wenn man die Konsequenzen der neuen Erkenntnis weiter ausdenkt. Das nächste Resultat zwar ist ein erwünschtes, positives: ein neues Merkmal für den großen Abstand, der die beiden Epen voneinander trennt. Stärkere Spuren der ursprünglichen Stellung, welche Agamemnon und die Argeer in der Sage einnahmen, daß sie auf thessalischem Boden standen und dem Peloponnes fremd waren, lassen sich nur in der Ilias aufdecken; in der Odyssee ist der Widerspruch zwischen der echten und der irrümlichen Vorstellung überwunden, diese letztere zu völliger Herrschaft durchgedrungen. Man vergleiche nur die flüchtige Erwähnung, die Mykene und Sparta in der Ilias finden, mit dem viel klareren Bilde, das der Dichter der Telemachie von der peloponnesischen Heimat der Helden hat: durchaus sachgemäß, ja mit geographischer Genauigkeit beschreibt er den Weg, den Nestor, Diomedes und Menelaos von Ilios her über das Meer zurückgelegt haben (γ 174 ff. 276 ff.), ebenso Telemachs Fahrt von der Westküste des Peloponnes nach Hause (ο 297 ff.). Den Taygetos schien er zu ignorieren; aber auch diese Schwierigkeit verschwindet, wenn wir annehmen, daß er mit »Pylos« nicht das messenische, sondern die gleichnamige Stadt in Triphylien, südlich von der

Alpheios-Mündung, gemeint hat, von der man recht wohl in zweitägiger Wagenfahrt nach Sparta gelangen konnte. Daß dieses Pylos das homerische sei, war Strabons Ansicht (VIII 3, 26—29; p. 350—353); in neuester Zeit hat Victor Bérard sie lebhaft vertreten, und Dörpfeld hat im Sommer 1907 an der bezeichneten Stelle Burg und Königsgräber wirklich gefunden³⁹). Soweit also ist alles in bester Übereinstimmung. Aber wenn wir mit unserer Betrachtung über die Odyssee hinabsteigen und uns der geschichtlichen Zeit nähern, so droht die Wirkung der neu gewonnenen Erkenntnis eine geradezu verheerende zu werden.

Die Anschauung, welche Homer von den Besitz- und Bevölkerungsverhältnissen auf dem Peloponnes gibt, bildete ja die Grundlage, auf der alle späteren Darstellungen griechischer Dichter und Geschichtschreiber beruhen; sie war im Altertum und ist noch jetzt der wichtigste Grund für den Glauben an »die dorische Wanderung«. Diesen Glauben hat denn auch Beloch ausdrücklich bestritten⁴⁰). Er wies darauf hin, daß »die Schichtung der griechischen Stämme von Süden nach Norden in Asien genau ihrer »Schichtung an der Westküste des ägäischen Meeres entspricht«, und gewann daraus zwar Vertrauen zu der Tradition, daß Lesbos und die äolischen Städte auf dem asiatischen Festlande vom nördlichen Teil der griechischen Ostküste aus besiedelt worden seien (GrG. I 55; vgl. oben S. 201); andererseits aber blieb nun kein Raum für die Annahme, daß nach der mykenischen Periode, der doch die Kolonisation von Kleinasien angehöre, eine Einwanderung der Dorer in den Peloponnes erfolgt sei (Hist. Ztschr. 79 S. 210. 215). Die Erzählung von der Rückkehr der Herakliden erschien so als eine bloße Konstruktion der Dichter, veranlaßt — etwa ums Jahr 800 — durch das Bestreben, den Widerspruch zu erklären zwischen der tatsächlich dorischen Bevölkerung in Lakonien, Messenien, Argolis und dem Zeugnis Homers, daß diese Landschaften früher im Besitz von Achäern gewesen seien (GrG. I 151 f.). Nach-

39) Bérard, *Topologie et Toponymie antiques* (Rev. arch. 1900 III 36 S. 345—394), und wieder in seinem großen Werke *Les Phéniciens et l'Odyssee* I (1902) S. 83—105; Dörpfeld, *Vierter Brief über Leukas-Ithaka: Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1907*, S. 25 f.

40) Beloch, *Die dorische Wanderung*. Rhein. Mus. 45 (1890) S. 535 ff.; *Griechische Geschichte* I (1893) S. 54—56. 146 ff.; *Zur griechischen Vorgeschichte: II. Die Wanderungen*. Histor. Zeitschr. 79 (1897) S. 207 ff.

dem dieses Zeugnis beseitigt war, mußte die Hypothese, durch die es mit dem Zustande der historischen Zeit ausgeglichen werden sollte, von selbst wegfallen.

Mit einer so kühnen Kritik überlieferter Vorstellungen fand Beloch mehr Widerspruch als Zustimmung. Vielleicht war er in der Negation etwas zu weit gegangen. Der Gedanke an das Epos brauchte für die Dichter des 8. Jahrhunderts doch nicht der einzige Grund zu sein, auf dem die Annahme einer großen Wanderung beruhte. Vielleicht zeigte die lebendige Sprache im Periökengebiete mehr und greifbarere Abweichungen von der lakonischen, als Meister (Dorer und Achäer. 1904) nachzuweisen vermocht hat. Sicher waren wohl die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Peloponnes der Art, daß sie sich kaum anders als aus einem in früherer Zeit erfolgten gewaltsamen Besitzwechsel erklären ließen. Durch Erwägungen solcher Art ist, so scheint es, Beloch selber dazu gelangt, den Kern von Wahrheit, der in den Wanderungssagen steckt, wieder mehr hervorzuheben. Nur will er ihn nicht durch literarische Analyse herauschälen, sondern unternimmt es — und mit vollem Rechte — die aus dem Altertum überkommene poetische Hypothese durch eine ganz neue, auf den Boden moderner Wissenschaft gestellte zu ersetzen. So hat er in einem Aufsatz von 1897 (s. Anm. 40) versucht, aus der äußeren Verteilung und den inneren Beziehungen der Mundarten im Peloponnes Anhaltspunkte zu gewinnen, nach denen sich die Schiebungen der Stämme, die auf diesem Gebiete stattgefunden haben müssen, konstruieren lassen. Vieles darin ist unsicher, und wird es vielleicht immer bleiben. Und so mag mancher verdrießlich sich abwenden und mit Wehmut der Zeit gedenken, wo der böse Zweifel noch nicht aufgetaucht, Agamemnons Wohnsitz in Mykene und der flotte Siegeszug der Herakliden noch unangefochten waren. In der Wissenschaft ist es kein Einwand gegen eine neue Ansicht, daß sie zu neuen Fragen führe.

Denen weiter nachzugehen ist hier nicht der Ort. Für uns kam es ja nur darauf an die Herkunft der Mannen Agamemnons zu prüfen, und festzustellen daß es wirklich thessalische Krieger gewesen sind, von denen die Kämpfe geführt wurden, die zur Bildung der troischen Sage den Anstoß gegeben haben.

Zweites Kapitel.

Die Heimat des Odysseus.

Αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς ἤγε Κεφαλλῆνας μεγαθύμους,
οἳ ῥ' Ἰθάκην εἶχον καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον,
καὶ Κροκύλει' ἐνέμοντο καὶ Αἰγίλιπα τρηχεῖαν,
οἳ τε Ζάκυνθον ἔχον ἠδ' οἳ Σάμον ἀμφενέμοντο,
635 οἳ τ' ἤπειρον ἔχον ἠδ' ἀντιπέραι' ἐνέμοντο·
τῶν μὲν Ὀδυσσεὺς ἤρχε Διὶ μῆτιν ἀτάλαντος.

Diese Beschreibung, die der Schiffskatalog vom Reiche des Odysseus gibt (B 634 ff.), hat schon Strabon so verstanden, daß darin Leukas und Akarnanien mitbegriffen seien, X 2, 40 (p. 453): ἤπειρον μὲν οὖν καὶ τὰ ἀντιπέρα τῶν νήσων βούλεται λέγειν, ἅμα τῇ Λευκάδι καὶ τὴν ἄλλην Ἀκαρνανίαν συμπεριλαβεῖν βουλόμενος. Ebenso die Neueren. Eine wertvolle Bestätigung brachte Wilamowitz (HU. 73), indem er darauf hinwies, daß Δ 491 ein Gefährte des Odysseus mit Namen Λεῦκος auftritt, daß wir einen anderen Λεῦκος der Penelope Nachstellungen bereidend in einer alten Sage finden¹⁾, daß endlich die Alkmaionis als Gründer von Leukas den Bruder der Penelope, Leukadios, nannte (nach Ephoros bei Strabon 452). In allen drei Fällen stehen Männer, die durch ihren Namen mit Λευκάς zusammenhängen, in einer nahen persönlichen Beziehung zu Odysseus. Das stimmt aufs beste zu der Ansicht, die wir also festhalten dürfen, daß zum Reiche des Odysseus in B auch Leukas gehört. Aber der Dichter nennt es nicht, während er doch Namen genug aufzählt. In einem von diesen könnte es ja versteckt sein; doch warum sagt er nicht einfach Λευκάς, wie er doch Arkadien,

¹⁾ Schol. zu δ 797 mit Lykophr. Alex. 1218 verbunden durch Wilamowitz, De Lycophronis Alexandra (Greifswalder Ind. schol. 1883/4) p. 5.

Elis, Euböa, Lakedämon usw. in der gewöhnlichen Weise benennt? Fast scheint es, als habe die Landschaft — Halbinsel oder Insel — zur Zeit, da der Verfasser von B arbeitete, den Namen Λευκάς noch nicht gehabt.

Daß es wirklich so gewesen ist, sagt Strabon mit klaren Worten, X 2, 8 (p. 452): Κορίνθιοι . . . τῆς χερρονήσου διορύξαντες τὸν ἰσθμὸν ἐποίησαν νῆσον τὴν Λευκάδα, καὶ μετενέγκαντες τὴν Νήριτον ἐπὶ τὸν τόπον, ὃς ἦν ποτὲ μὲν ἰσθμὸς, νῦν δὲ πορθμὸς γεφύρα ζευκτός, μετωνόμασαν Λευκάδα, ἐπώνυμον — δοκῶ μοι — τοῦ Λευκάτα· πέτρα γάρ ἐστι λευκὴ τὴν χροάν, προκειμένη τῆς Λευκάδος εἰς τὸ πέλαγος καὶ τὴν Κεφαλληνίαν, ὡς ἐντεῦθεν τοῦνομα λαβεῖν. Daß der »weiße Fels« — der auch im Gesichtskreise der Odyssee liegt (ω 44), so daß Λεῦκος und Λευκάδιος unmittelbar nach ihm benannt sein können — für Stadt und Halbinsel den Namen geliefert hat, versteht sich von selbst. Nach Strabon ist das überhaupt erst geschehen, als die Korinther in diese Gegend kamen, also gegen 600 v. Chr.; denn wenn er gemeint hätte, daß die Halbinsel früher schon so geheißen habe, so würde er den Namen der Stadt eben hiervon und nicht erst von dem weißen Vorgebirge abgeleitet haben. Ähnliches berichtet Plinius nat. hist. IV 2: *Dein sinus, ac Leucadia ipsa paeninsula, quondam Neritis appellata, opera accolarum abscissa a continenti ac reddita ventorum flatu congeriem arenae accumulantiū: qui locus vocatur Dioryctos, stadiorum longitudine trium. oppidum in ea Leucas, quondam Neritum dictum.* Hier bekommen wir zugleich einen älteren Namen für die Halbinsel: *Neritis*. Doch möchte ich diesem ganz vereinzelt stehenden Zeugnis nicht allzu sehr trauen; die Angabe könnte, ohne positiven Anhalt, aus der anderen herausgesponnen sein, in der Plinius mit Strabon übereinstimmt: daß die Hauptstadt ursprünglich Νήριτος hieß.

Übrigens ist das, was Strabon von der völligen Verlegung der Stadt sagt, nicht ganz genau; denn Thukydides (III 7) kennt noch, auf Leukas, ein gesondertes Νήρικος, wo im Jahre 428 der Athener Asopios eine Landung versucht, doch wohl denselben festen Platz, an dessen Einnahme Laertes (ω 377) gern zurückdenkt. Wir haben also im wesentlichen übereinstimmend bei Plinius, Strabon und Thukydides diese Vorstellung: mit Leukas fest verbunden eine Ortsbezeichnung Νήριτος oder Νήρικος. Daß dies im Grunde ein und derselbe Name ist, nimmt Wilamowitz

gewiß mit Recht an²⁾, womit es ja nicht ausgeschlossen wäre, daß die Differenzierung nicht zufällig erfolgt war sondern etwas zu bedeuten hatte: z. B. die Unterscheidung der Stadt vom benachbarten Berge. Und der Berg ist uns ja allen bekannt: Νήριτον εἰσοσίφυλλον ἀριπρεπές — auf Ithaka.

Freilich war er auf dem Ithaka der historischen Zeit nicht zu finden; das hat vor vierzig Jahren Conrad Bursian (Geogr. v. Griech. II S. 367) richtig erkannt aus der Art, wie die griechischen Schriftsteller, besonders Strabon, davon sprechen. Strabon (S. 454) hält es für nötig, aus dem Beiworte nachzuweisen, daß Homer mit Νήριτον einen Berg meine; ob dies aber derselbe sei wie Νήριον (γ 84), und ob Νήριον überhaupt ein Berg sei oder ein Ort, bleibe unklar. Das war nicht die einzige Schwierigkeit, die Strabon fand, wenn er die homerischen Namen mit den in seiner Zeit bekannten verglich: Kephallenia fehlte bei Homer, Dulichion und Same gab es in der Wirklichkeit nicht. Dieser Widerspruch hatte schon früheren zu schaffen gemacht; Hellenikos hatte gemeint, Dulichion sei das historische Kephallenia. Wegen dieser Ansicht wird er von Strabon getadelt (S. 456): Homer nenne Dulichion und Same nebeneinander, Same aber sei zurzeit eine der vier Städte auf Kephallenia; wäre dieses nun gleich Dulichion, so müßten wir fragen, τίς ἂν εἴη ἡ Σάμῃ. Die Frage ist in der Tat nicht abzuweisen, die ganze Lage der Dinge aber so verworren, die Namen der geschichtlichen Zeit so offenkundig verschoben gegen die homerischen, daß wir gedrängt werden nach einer Hypothese zu suchen, die Zusammenhang und Ordnung hereinbringt. Draheim hatte vollkommen recht, als er sich (WklPh. 1894 S. 62 f.) darüber wunderte, daß noch niemand die Identität von Ithaka bezweifelt habe.

2) HU. 73. Wilamowitz meint, aus der Stadt Neritos = Nerikos an der akarnanischen(?) Küste habe ein »minder geographisch bewandertes« Dichter (dem 22, v 354 gehören) einen Berg auf Ithaka gemacht, worauf »dann spätere Mytho- und Geographen fußen« (ähnlich BphW. 1903 S. 383). Ganz undenkbar wäre das ja nicht; und die Annahme eines solchen Irrtums ergibt sich mit Notwendigkeit aus der in historischer Zeit bestehenden Verteilung der Namen. Eben deshalb aber kann sie nun doch dazu beitragen, uns gegen diese Verteilung mißtrauisch zu machen.

Das hat denn Wilhelm Dörpfeld getan³⁾. Er ging aus von der Tatsache, daß Homer wiederholt vier Inseln aufzählt⁴⁾ — Ithaka, Dulichion, Same, Zakynthos —, während in Wirklichkeit nur drei größere Inseln zu finden sind, wenn man nicht, was ein Blick auf die Karte ganz natürlich erscheinen läßt, Leukas mit als Insel rechnet. Hierzu entschloß sich Dörpfeld; ob mit Recht, darüber entbrannte ein heißer Streit. Gustav Lang⁵⁾ unternahm auf Grund von Beobachtungen des griechischen Ingenieurs Négris den Beweis, daß da, wo Leukas und Akarnanien sich nahe kommen, seit homerischer Zeit das Land stark gesunken sei, so daß Leukas damals eine Insel nicht gewesen sein könne; vielmehr habe es auf eine Strecke von 4 bis 5 km (vom Südeingang der Meerenge nach Norden gemessen) mit dem Festlande zusammengehungen; und diesen breiten Isthmus, nicht die schmale Nehrung im Norden der Lagune, hätten die Korinther durchstoßen. — Durch Langs Arbeit schien der Entscheidung über die Inselnatur von Leukas eine neue Grundlage gegeben zu sein; doch erwies sie sich als nicht haltbar. Hauptmann von Marées⁶⁾, der, vom deutschen Kaiser beauftragt, im Jahre 1905/6 durch eine selbständige Aufnahme die Verhältnisse von Land und See wie auch die Beschaffen-

3) Zuerst 1902, »Das homerische Ithaka«, in den *Mélanges Perrot* S. 79 ff. Hiergegen wandte sich Wilamowitz mit einem in der Archäol. Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrag, dessen wesentlicher Inhalt BphW. 1903 S. 380 ff. gedruckt ist. Dörpfeld antwortete im Archäol. Anzeiger 1904 S. 65 ff., und hat dann seine beiden Aufsätze als Broschüre erscheinen lassen: »Leukas. Zwei Aufsätze über das homerische Ithaka.« Athen (Beck und Barth) 1905. Über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen auf Leukas hat er in offenen, als Manuskript gedruckten Briefen berichtet, deren vierter im Januar 1908 geschrieben ist.

4) Die Hauptstelle ist ϵ 24 ff.; aber auch α 246 f. π 423 f. τ 431 f. sind die vier Inseln klar genannt. An einer fünften Stelle, π 247 ff., wird angegeben, wie viel Freier von jeder der vier Inseln gekommen sind, woraus man einen Maßstab für ihre Größe und wirtschaftliche Bedeutung entnehmen kann.

5) Lang, Untersuchungen zur Geographie der Odyssee, Karlsruhe 1905. Gegen ihn hauptsächlich wendet sich der klar geschriebene, durch umsichtige Verwertung antiker Zeugnisse und neuerer Literatur nützliche Aufsatz von K. Reissinger, »Zur Leukas-Ithaka-Frage«, Blätter f. d. Gymnasialschulwesen (Bayerische) 42 (1906) S. 497—523.

6) Walther v. Marées: Karten von Leukas. Beiträge zur Frage Leukas-Ithaka. (6 Karten und 1 Heft Text.) Berlin 1907.

heit des Meeresbodens im Sunde zwischen Leukas und Akarnanien feststellte, kam zu dem Ergebnis, daß die Angaben, die Lang benutzt hatte, ungenau und irreführend gewesen waren. In den Folgerungen, zu denen er sein Material verwertet, zeigt er sich allerdings so warm eingenommen für Dörpfelds Sache, daß deren Gegner es leicht haben würden den Einspruch der Befangenheit zu erheben; und zur Verteidigung ist ihm der Mund geschlossen. Wenige Monate, nachdem sein Werk vollendet und die ermittelten Tatsachen in Karten und Erläuterung veröffentlicht waren, hat ein vorzeitiger Tod ihn hinweggenommen. Ganz unparteiisch aber ist Partsch, der aus Anlaß dieser Veröffentlichung seine eignen Studien über Leukas wieder aufgenommen hat⁷⁾. Mit lächelndem Gleichmüte sieht er dem Streite der Philologen zu und freut sich des Gewinnes, den die geographische Wissenschaft daraus zu ziehen weiß. Dieser besteht zunächst in der gesicherten Erkenntnis, daß jene breite Landverbindung zwischen Akarnanien und Leukas auch im frühen Altertum gar nicht existiert hat, daß vielmehr da, wo Lang sie ansetzt, auch damals offene Meeresstraße gewesen und der Durchstich der Korinther im Norden durch die Nehrung geführt worden ist. Dauernden Erfolg hat ihre Arbeit nicht gehabt; schon zur Zeit des peloponnesischen Krieges war der Kanal nicht mehr fahrbar (Thuk. III 84. IV 8). So ist durch den künstlichen Eingriff die Natur von Leukas gar nicht geändert worden: »Man hätte es »auch ferner«, meint Partsch, »so gut wie früher 'ein festländisches »Ufer', ἀκτὴ ἡπειρώσιο, nennen können; andererseits war schon vorher »die verbindende Landenge so schmal und lang und wenig brauchbar gewesen, daß das Leben auf Leukas einen insularen Charakter »tragen mußte, die Halbinsel also mit demselben Rechte wie die des »Pelops von den Griechen als νῆσος bezeichnet werden konnte.« Diese Möglichkeit hatte auch Wilamowitz ausdrücklich anerkannt⁸⁾.

7) Josef Partsch, Die Insel Leukas. Peterm. Mitteil. Ergänzungsheft 95 (1889). — Derselbe: Das Alter der Inselnatur von Leukas. Nach des Hauptmanns v. Marées neuester Aufnahme beleuchtet. Peterm. Mitt. 1907 S. 269—278.

8) BphW. 1903 S. 380: »Wenn Leukas den Eindruck einer Insel »machte, so konnte es so heißen trotz einem verbindenden Isthmus, wie »die Pelopsinsel; und wenn keine Durchfahrt war, so war es für die Schiff»fahrt keine Insel.« — Auch Philippon in seiner Rezension von Dörpfelds »Leukas«, so zurückhaltend er im übrigen urteilt, hat in bezug auf diesen Punkt kein Bedenken (Peterm. Mitt. 1906, Lit.-Ber. Nr. 747).

Wir haben also vier Inseln; und die von Homer genannten können jedenfalls der Zahl nach alle untergebracht werden. Mit dieser jetzt nicht mehr anfechtbaren Voraussetzung treten wir an die Beschreibung heran, die Homer den Helden selbst von seiner Heimat geben läßt, ι 24 ff.:

ναιετάω δ' Ἰθάκην εὐδῆελον· ἔν δ' ὄρος αὐτῇ
 Νήριτον εἰνοσίφυλλον ἀριπρεπέες· ἀμφὶ δὲ νῆσοι
 πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλησιν,
 Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὕλησσα Ζάκυνθος.
 25 αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτῃ εἰν ἀλί κείται
 πρὸς ζόφον — αἱ δὲ τ' ἄνευθε πρὸς ἠόα τ' ἠέλιόν τε —,
 τρηχεῖ, ἀλλ' ἀγαθὴ κουροτρόφος.

Die Bezeichnung πρὸς ζόφον steht im Gegensatze zu πρὸς ἠόα τ' ἠέλιόν τε. Der Dichter glaubte also, die Reihe der Inseln erstreckte sich, ebenso wie die akarnanische Küste, von Südost nach Nordwest: in kompaßloser Zeit ein verzeihlicher Irrtum, der uns nicht berechtigt, dem, der ihn beging, zuzutrauen, daß er eine Insel, die — wie Thiaki — südlich von der einen und östlich von einer anderen lag, als »äußerste nach dem Dunkel hin« bezeichnet habe. Vortrefflich aber und ungesucht passen die Worte auf Leukas. Dulichion und Same wären dann Kephallenia und Thiaki, das große, weizen- und grasreiche Dulichion (π 396) und das kleinere, felsige Same (ο 29), Δουλίχιόν τε Σάμη τε, wie sie der Dichter mehr als einmal nennt, in engerer Verbindung neben dem gesondert liegenden Zakynthos. Alle drei aber erscheinen, von Leukas her betrachtet, als geschlossene Gruppe; und so sieht sie Telemach — von Ithaka aus, φ 346 f.:

οὔθ' ὄσσοι κραναὴν Ἰθάκην κάτα κοιρανέουσιν,
 οὔθ' ὄσσοι νήσοισι πρὸς Ἥλιδος ἵπποβότοιο.

Steht, oder fährt, man umgekehrt an der Küste von Elis, so müssen wohl — ich habe es noch nicht gesehen — in einer Reihe sich zeigen: am weitesten rechts Leukas, dann Kephallenia und Thiaki, die eine kaum von der andern sich abhebend, und im Süden Zakynthos. Genau so beschreibt den Anblick der Apollon-Hymnos (428 f.), nur daß er statt Leukas Ἰθάκη, als die eng verbundenen Δουλίχιόν τε Σάμη τε nennt:

καὶ σφιν ὑπὲκ νεφῶν Ἰθάκης ὄρος αἰπὸ πέφαντο
 Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὕλησσα Ζάκυνθος.

Wilamowitz meint (S. 382), das sei »ein dummer Cento«. Nicht ganz ein Cento: die Worte Ἰθάκης ὄρος αἰπύ stehen sonst nirgends; nur die Anschauung hat der Hymnendichter aus Homer genommen, um sie in eigner Form auszusprechen. Und gewiß nicht dumm; denn die Beschreibung bringt gegebene Elemente in eine neue, dem Standpunkte des Betrachtenden angepaßte Ordnung. Die Fahrt der Kreter, von der der Hymnus erzählt, um den Peloponnes herum nach Krisa, ist ja auch sonst geographisch richtig beschrieben.

Aus diesen Übereinstimmungen geht soviel wohl schon hervor: Dörpfelds Hypothese schafft Verständnis und Übersicht für manches, was unheilbar verwirrt erschien; sie verdient deshalb auch in allem Weiteren eingehende Würdigung.

Αὐτῇ δὲ χθαμαλή καίται: diese Worte hatte man bisher so verstanden, daß mit dem hervorragenden Berge die Insel selbst, die niedrig da liege, verglichen werden solle. Freilich paßte das nicht recht zu der κραναή Ἰθάκη, auf der gleich vom Hafen ein steiniger Pfad durch Wald und Klippen emporführt (§ 4 f.); doch wenn der Dichter schon in den Angaben über die Lage seine Phantasie hatte walten lassen, so mochte er auch die Bodengestalt der Insel sich anders vorgestellt haben als sie in Wirklichkeit war. Immerhin hätten wir beachten sollen, daß auch die Alten sich mit diesem Widerspruch beschäftigt und ihn dadurch zu heben versucht haben, daß sie χθαμαλήν nicht als »flach« nahmen (ταπεινήν), sondern πρόσχωρον τῇ ἡπείρῳ, ἐγγυτάτω οἶσαν αὐτῆς (Strab. X 454). Es ist nicht Dörpfelds Schuld, daß es ihm überlassen blieb diese Deutung hervorzuziehen, die nun allerdings wieder erst für Leukas einen klaren und guten Sinn gibt. Noch heute — das hat außer ihm auch Philippson bezeugt (s. Anm. 8) — heißt bei den griechischen Schiffern allgemein und unzweideutig χαμηλά (niedrig) »an der Küste«, ὑψηλά (hoch) »auf hoher See«. Wilamowitz will dies nicht gelten lassen (S. 384): »Das Wort gehört zu χθών, *humilis*« ist es, also kein relatives Wort, wie ἄνω und κάτω, sondern ab-solut«. Gewiß hängt χθαμαλός mit χθών zusammen; wie aber beide Begriffe, von gemeinsamer Wurzel aus, im Gebrauche sich entwickelt haben, darüber kann doch die Etymologie nicht entscheiden. Daß χθαμαλός schon im Altertum »dicht am Lande« heißen konnte, wird durch die Anführung bei Strabon bewiesen, gerade deshalb so sicher, weil diese Wortbedeutung ι 25 auf Ithaka gar nicht paßt — trotz Strabons Lob —, also nicht für diese

Stelle erfunden sein kann. Schwierigkeit macht nur α 196, wo dieselben Worte ($\alpha\upsilon\tau\eta\ \delta\epsilon\ \chi\theta\alpha\mu\alpha\lambda\eta\ \kappa\epsilon\iota\tau\alpha\iota$) von der Insel der Kirke gesagt sind. Der von Dörpfeld vorgeschlagene Ausweg, auch $\text{\AA}\alpha\alpha$ dicht am Lande uns zu denken, ist durch den vorhergehenden Vers ($\tau\eta\nu\ \pi\acute{\epsilon}\rho\iota\ \pi\acute{\omicron}\nu\tau\omicron\varsigma\ \acute{\alpha}\pi\epsilon\iota\rho\iota\tau\omicron\varsigma\ \acute{\epsilon}\sigma\tau\epsilon\phi\acute{\alpha}\nu\omega\tau\alpha\iota$) doch wohl abgeschnitten. Auch bliebe in $\alpha\upsilon\tau\eta$ ein Anstoß: in ι scheidet es Ithaka von den anderen Inseln, in α kann es kaum anders als den Gegensatz zu der Felswarte meinen, auf der Odysseus steht. In origineller Weise versucht ein Scholion, auch hier der Grundbedeutung Raum zu schaffen, die für ι 25 und Leukas so schön zutraf: »unten, im Vergleich zur hohen See«. $\tau\eta\nu\ \pi\acute{\epsilon}\rho\iota\ \pi\acute{\omicron}\nu\tau\omicron\varsigma\ \acute{\epsilon}\sigma\tau\epsilon\phi\acute{\alpha}\nu\omega\tau\alpha\iota$: Ἀντὶ τοῦ ὡς ὄρος ἐπίκειται ἢ θάλασσα τῇ νήσῳ, ὅσον δοκεῖν ἐπάνω αὐτῆς εἶναι· χθαμαλή γὰρ νῆσος προεῖρηται. ἀπὸ τῆς στεφάνης οὖν τοῦ ὄρους ἔστεφάνωται εἶπεν. Nicht übel! Ein Stück Anschauung, und ein weiteres Zeugnis, wie vertraut griechisch redenden Menschen diese Gegenüberstellung war: $\chi\theta\alpha\mu\alpha\lambda\acute{\omicron}\varsigma$ — hohe See. Vielleicht hatte der alte Erklärer recht; vielleicht löst sich die Aporie auf andre Weise⁹⁾. Ein kleines Bedenken, das hier noch besteht, will ich lieber anerkennen als durch zuversichtliche Sprache zu bannen suchen.

Die Rauheit des Bodens, von der wiederholt die Rede ist, zeigen beide Inseln. »Das Relief der Insel war der nutzbaren Entfaltung ihrer bescheidenen Naturanlage entschieden hinderlich«: so schreibt Partsch (im Jahre 1889) von Leukas, und hebt weiter den Mangel an fahrbaren Straßen hervor, der Anlaß gegeben habe, daß die Hauptstadt »Hamaxichi« genannt wurde, als der einzige Platz wo man von Wagen Gebrauch machen könne. Das wäre eine willkommene Illustration zu Telemachs Ablehnung: Ἴππους δ' εἰς Ἰθάκην οὐκ ἄξομαι (δ 604 ff.). Nur würde sie nichts beweisen, weil sich die Beschreibung ebenso gut auf Thiaki anwenden läßt. Aus demselben Grunde ist in der Verwertung einzelner Örtlichkeiten, in denen Homers Schilderung zu der Natur der einen oder der anderen Insel stimmen soll, Vorsicht geboten. Den Phorkys-Hafen, die Nymphengrotte, Reste der uralten Wasserleitung, eine

9) Der Kirke-Dichter könnte den Satz auch als halbverstandene Formel übernommen haben. Daß ihm so etwas zuzutrauen wäre, zeigen, in derselben Rede des Odysseus, 190—192, in denen die Schwierigkeit der »Orientierung« auf eine Art beschrieben ist, die der Situation des Verschlagenen auf weiter Meeresfläche entspricht, nicht der von Leuten, die an der Küste schon zwei Tage und zwei Nächte festgelegt haben.

Erinnerung an ausgedehnte Schweinezucht (in dem Namen der Syvota-Bucht) glaubt Dörpfeld auf Leukas gefunden zu haben; andere meinen dieselben oder fast dieselben Anhaltspunkte auf Ithaka zu besitzen. Ohne eigne Anschauung läßt sich darüber schon gar nicht urteilen; aber auch wer diese besitzt, bleibt der Selbsttäuschung ausgesetzt. Buchten, Landzungen, Felsklippen, Quellen sehen sich leicht soweit ähnlich, daß die Beschreibung, die einer bestimmten Stelle gilt, auch auf manche andre paßt. Den Schauplatz von Goethes »Wanderer« behauptete Felix Mendelssohn im Jahre 1834 zwischen Pozzuoli und Bajä aufgefunden, ja bei der inzwischen zur Greisin gewordenen Frau zu Mittag gegessen zu haben; und Goethe wünschte ausdrücklich, man möchte ihm nicht sagen, daß dieses Gedicht im Jahre 1774, also lange vor der italienischen Reise geschrieben sei. »Das ist der Vorteil des »Dichters«, fügt er in seinem Briefe an Zelter (28. Juni 1834) hinzu, »daß er das voraus ahnet und wert hält, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt »lieben und höchlich daran sich erfreuen muß.« Diesen Vorteil dürfen wir für Homer gewiß in Anspruch nehmen. So würde ich, an Dörpfelds Stelle, auch auf die Ausgrabungen, die er seit einigen Jahren in der Ebene von Nidri veranstaltet, lieber etwas weniger Gewicht legen. Angenommen selbst, was ja gar nicht unwahrscheinlich ist, daß hier ein wirkliches und unverkennbares Königshaus gefunden würde, so könnte dessen Zugehörigkeit zu dem Inhalte der Odyssee immer noch bestritten werden. Inzwischen aber, solange noch gesucht wird, kann er sich nicht wundern, wenn seine Gegner den feinen Unterschied zwischen »Bestätigung« und »Beweis« nicht mitmachen und aus der Tatsache, daß er nach einer Bestätigung verlangt, den Schluß ziehen, ihm selbst erscheine seine Ansicht des Beweises noch bedürftig, also unbewiesen.

Anders steht es mit den Beziehungen der Insel zu benachbarten Punkten; dadurch, daß diese außerhalb festliegen, bekommt das Urteil einen greifbaren Anhalt.

Um von Ithaka nach Elis zu gelangen, muß man ein Schiff haben oder sich verschaffen; das dem Telemach geliehene wünscht Noëmon zu diesem Zwecke zurück zu haben (δ 634 f.). Philötios aber mit seinen Tieren bedient sich einer regelmäßigen Überfahrtsgelegenheit, v 187 f.:

πορθμῆες δ' ἄρα τοὺς γε διήγαγον, οἳ τε καὶ ἄλλους
ἀνθρώπους πέμπουσιν, ὅτις σφέας εἰσαφίκεται¹⁰).

Und zwar kommt er vom Festlande; denn dort, nicht auf einer andern Insel, hat Odysseus auswärtigen Viehstand (ξ 400). Und daß die Herden, die Philötios verwaltet Κεφαλλήνων ἐνὶ δῆμῳ (ο 240), eben diese festländischen sind, erfahren wir aus seinem eignen Munde (ο 249 f.): er hat den Gedanken erwogen, nur aus Rücksicht auf den Sohn des Hauses immer wieder aufgegeben, ἄλλων δῆμον ἰκέσθαι ἰόντ' αὐτῆσι βόεσσιν ἄνδρας ἐς ἄλλοδαπούς, was doch von einer Insel aus nicht möglich wäre. Also muß das homerische Ithaka so dicht am Festlande gelegen haben, daß eine regelmäßige Fährverbindung bestehen konnte. Eine solche Insel mochte man auch wohl von fernher »zu Fuß«, d. h. »auf dem Landwege« aufsuchen, obschon dies nicht die natürlichste Art der Reise dorthin war. Und nun erinnern wir uns der Stellen, wo der fremde Bettler erst von Eumäos dann von Telemach gefragt wird, mit was für einem Schiffe er gekommen sei; beide halten es für nötig (ξ 490. π 59. 224), die stillschweigend gemachte Voraussetzung, daß er überhaupt den Seeweg gewählt habe, nachträglich zu begründen:

οὐ μὲν γάρ τί σε πεζὸν δίομαι ἐνθάδ' ἰκέσθαι.

Man hat dies früher als Scherz verstanden und mußte sich den, so frostig er war, gefallen lassen; nun rückt der Satz in ganz anderes und helleres Licht. Es ist, als wenn jemand, ehe es auf Rügen eine Eisenbahn gab, in Göhren oder Thiessow unerwarteten Besuch bekam und sich erkundigte, welches Schiff den Gast gebracht habe: denn er werde doch nicht den langweiligen Weg über Stralsund zu Fuß gemacht haben. Von Kiel nach Kopenhagen kommt man auf die angenehmste Art, wenn man mit dem Schiffe bis Korsör fährt; es gibt aber auch eine Schnellzugverbindung über Fridericia. Wer diese vorzieht, wird harmlos sagen, er reise »zu Lande«; und es müßte schon ein ziemlicher Pedant sein, der ihm etwa einwendete: »Sie wissen wohl nicht, daß Sie erst den Kleinen

10) Daß allein aus dem Ausdruck πορθμῆες noch nicht auf eine »Fähre« im heutigen Sinne des Wortes geschlossen werden darf, mahnt mit Recht Reissinger in der Anm. 5 erwähnten Abhandlung S. 520; Herodot I 24 nenne auch die Schiffer, die den Arion von Tarent nach Korinth bringen sollen, πορθμῆες.

und dann den Großen Belt zu passieren haben?« Wir dürfen deshalb die Frage unerörtert lassen, die doch nicht zu entscheiden wäre, ob etwa zu Homers Zeit die Nehrung, die Akarnanien und Leukas im Norden verbindet, so beschaffen gewesen sei, daß ein Wanderer trockenen Fußes hinübergehen konnte. Auch bei Benutzung einer Fähre war damals wie heute der Ausdruck πεζός, d. h. »zu Lande«, gerechtfertigt. Auch Teiresias, wo er dem Odysseus vorschreibt, was er nach Tötung der Freier tun solle, setzt voraus, daß man von Ithaka aus — ohne Seefahrt — landeinwärts wandern könne (λ 424). Das alles beruht auf einer Vorstellung, die ebenso sehr mit der Lage von Thiaki unvereinbar wie für Leukas natürlich ist.

Noch eine geographische Beziehung ist übrig, die von Dörpfeld für besonders beweiskräftig gehalten, von anderer Seite mit Spott abgewiesen wird. Den Freiern dient, um dem Telemach aufzulauern, eine kleine Insel als Stützpunkt, die der Dichter am Ende von δ so beschreibt (844 ff.):

ἔστι δέ τις νῆσος μέσση ἀλλὶ πετρήεσσα
 μεσσηγὺς Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης,
 Ἄστερις, οὗ μεγάλη· λιμένες δ' ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ
 ἀμφίδουμοι· τῇ τόν γε μένον λοχάοντες Ἀχαιοί.

Nach dem, was Antinoos π 365 erzählt, muß es auf der Insel Höhen geben, die weiten Umblick gewähren: σκοποὶ ἴζον ἐπ' ἄκριας ἡγεμοέσσης. Besonders charakteristisch aber ist der doppelte Hafen. Dieser jedenfalls fehlt dem zwischen Thiaki und Kephallenia gelegenen Eiland Daskalio, das im späten Altertum Ἄστερία genannt war; deshalb meinte Demetrios von Skepsis, die Insel habe sich im Laufe der Zeit verändert. Strabon berichtet hierüber (X 2, 16; p. 456 f.): Μεταξὺ τῆς Ἰθάκης καὶ τῆς Κεφαλληνίας ἡ Ἄστερία νησίον, Ἄστερις δὲ ὑπὸ τοῦ ποιητοῦ λέγεται· ἦν ὁ μὲν Σκῆψιος μὴ μένειν τοιαύτην οἶαν φησὶν ὁ ποιητής — »λιμένες δ' ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ« — ὁ δὲ Ἀπολλόδωρος μένειν καὶ νῦν, καὶ πολύχινον λέγει ἐν αὐτῇ Ἀλαλκομενάς, τὸ ἐπ' αὐτῇ τῷ ἰσθμῷ κείμενον. Was Apollodor eigentlich gemeint, oder in welcher Weise man ihn mißverstanden hat, muß dahingestellt bleiben¹¹⁾; soviel aber ist klar: Strabon

11) Nach einer anderen, mehr Vertrauen erweckenden Überlieferung lag Alalkomenä auf Ithaka selbst. Vgl. Bursian, Geogr. v. Griechenl. II S. 369.

vermochte bei Ἀστερίς ebenso wenig wie bei Νήριτον und Νήτιον die Angaben des Dichters mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Neuere Herausgeber erklärten deshalb die kleine Insel für frei erfunden oder doch für nicht nachweisbar. Erst Wilamowitz erkannte, daß in den geographischen Voraussetzungen des Odyssee-Bearbeiters doch ein gutes Stück richtiger Anschauung enthalten ist, und kam so zu der Frage, ob »nicht gar Asteris real« sei (HU. 25).

Dieser Gedanke scheint nun im Zusammenhange von Dörpfelds Theorie die schönste Bestätigung zu finden. Zwischen Leukas und Thiaki — also, wenn wir ihm folgen, zwischen Ithaka und Samos — liegt die zwar kleine doch schon auf mäßig genauen Karten deutlich erkennbare Insel Arkudi. Die Stelle ist so recht geeignet für den, der einem von Süden nach Ithaka-Leukas Steuernden aufzulauern will; und vor allem: hier finden sich zu beiden Seiten eines nach Osten vorspringenden, halb natürlichen halb künstlichen Dammes die beiden Häfen, die bei wechselndem Winde abwechselnd noch heute benutzt werden. Dörpfeld durfte hoffen, daß gerade Wilamowitz sich freuen würde, eine vor Jahrzehnten von ihm selbst angedeutete Vermutung bewährt zu sehen; doch dessen Abneigung gegen die ganze Hypothese war zu stark und führte ihn auch in diesem Punkte zu einem rein negativen Urteil. Jener Schluß von δ und der Anfang von σ , wo der Platz zwischen Ithaka und Samos noch einmal bezeichnet wird (σ 29), gehörten ja zu denjenigen Partien, die Wilamowitz — ebenfalls in den »Homerischen Untersuchungen« (S. 101. 103) — dem späten Bearbeiter der Odyssee zugeschrieben hatte, während die Verhandlung der Freier in π (342—448), »das einzige Stück, in welchem der Hinterhalt der »Freier nicht erst vom Bearbeiter erwähnt« werde sondern von dem Verfasser der ursprünglichen Telemachie (HU. 98), an keine bestimmte Örtlichkeit zu denken scheint. Daß von drei Erwähnungen desselben Vorganges nur gerade die am wenigsten greifbare echt sein, daß der Redaktor zwar den Hinterhalt aus der älteren Dichtung übernommen, den Ort aber hinzuerfunden haben sollte, war an sich keine sehr wahrscheinliche Annahme; Wilamowitz selbst hatte in ihr »nur eine Hypothese« gesehen (HU. 102). Jetzt aber, im Kampf gegen eine fremde, vergaß er diese Einschränkung. »Es ist schon schlimm, wenn eine Hypothese zu dem echten Texte nicht stimmt, aber wenn sie zu dem interpolierten stimmt, dann

»ist es vorbei mit ihr«: so ließ er im Jahre 1903 drucken (S. 382). Vielleicht hält er das schon selbst nicht mehr aufrecht. Daß bei Homer nicht »echt« und »interpoliert« geschieden werden können, sondern nur »Älteres« und »Jüngeres«, hat ja gerade er uns gelehrt. Was aber älter und was jünger sei, muß immer von neuem geprüft werden. Dieselbe Stelle, die ein Forscher mit guten Gründen einer relativ späten Periode zugewiesen hat, kann doch durch neue Beobachtungen ein verändertes Licht bekommen und in unerwarteten Zusammenhang gerückt werden, in dem sie nun als altertümlich dasteht und so wieder anderen zur Stütze dient. Gewiß, eine Wahrheit die niemand leugnet; wessen Schuld ist es, daß daran erinnert werden muß?

Immerhin möchte ich die Gleichsetzung von Arkudi mit Asteris nicht als entscheidendes Argument verwerfen; das wird niemand tun wollen, der nicht Lage und Beschaffenheit der Insel mit eignen Augen geprüft hat. Nur soviel steht fest: was man gegen Dörpfeld vorgebracht hat, ist nicht geeignet seine Beweisführung zu erschüttern. Das gilt hier wie in fast allen früher besprochenen Punkten. Ernste Bedenken erheben sich erst für den, der die neue Lehre in ein Gesamtbild griechischer Kultur und Geschichte einzuordnen unternimmt.

Wann und wie soll der Namenswechsel stattgefunden haben? Nach Dörpfeld ums Jahr 4000, in Zusammenhang mit der dorisches Wanderung. »Durch die von Norden kommenden dorischen »Stämme«, so schreibt er (Leukas S. 48), »werden die auf dem »Festlande wohnenden Kephallenen und die Ithakesier auf Leukas »aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden sein. Die Ithakesier »zogen auf die Nachbarinsel Same und gründeten vermutlich bei »der späteren Polis ihre neue Stadt Ithaka. Die Kephallenen »setzten nach Dulichion über und bildeten dort ein neues Kephallenland. Die Bewohner von Same, von den Ithakesiern verdrängt, mußten zum Teil ihre Insel verlassen und gründeten »gegenüber auf Dulichion die neue Stadt Samos.« Das ist alles an sich wohl denkbar. Wenn es aber so geschehen sein soll, nachdem im Epos die frühere Verteilung von Besitz und Namen festgelegt war, so müßte die Odyssee in vordorischer Zeit, auf dem Boden der mykenischen Kultur gedichtet sein. Diese Folgerung zieht Dörpfeld mit Entschlossenheit (Leukas S. 39 f.). Nach dem geographischen Horizonte der Odyssee müsse man vermuten, »daß

»das Epos nicht in Kleinasien, sondern im Mutterlande, sei es im »Peloponnes oder auf den ionischen Inseln entstanden sei«. Etwas Ähnliches nimmt er, mit sehr viel weniger Grund, für die Ilias an, und führt weiter aus: »Die von den Dorern aus dem Peloponnes »und dem Festlande vertriebenen Achäer (Aiolier und Ionier) haben »die Gedichte mitgenommen nach Kleinasien. Dort sind sie weiter »gesungen und als nationales Kleinod bewahrt worden. Dort haben »sie dann im Laufe der Jahrhunderte durch Zusätze und Abänderungen aller Art die Gestalt angenommen, in der wir sie besitzen.«

Daß ein Epos verpflanzt wird, ist nichts Unerhörtes. Wir brauchen nur wieder an das Gudrunlied zu denken, das fern von der Heimat der darin erzählten Taten und Leiden in seiner jetzigen Form gedichtet worden ist. Wenn das Nibelungenlied, wie doch nicht bezweifelt wird, in Österreich seine abschließende Gestalt erhalten hat, so haben wir darin etwas Ähnliches, mit dem Unterschiede freilich, daß hier die Wanderung der Sage ins Innere gewirkt hat und in dem Wechsel des Schauplatzes, vom Rhein an die Donau, hervortritt. Der russische Heldengesang stammt aus der Gegend von Kiew, wird nun aber im Norden gepflegt, ohne daß er sein Landschaftsbild geändert hätte¹²⁾. Fraglich bleibt in jedem einzelnen Falle, wieviel und in welcher Gestalt es gewandert ist: ob nur Sprache, Wortschatz, Bild des Daseins, oder bestimmte Erzählungen von festbenannten Personen, oder gar ein fertiges Epos. Für die Ilias haben wir uns in einem früheren Kapitel bemüht zu erkennen, welche Elemente aus der nordgriechischen Heimat stammten, und haben gefunden, daß es mannigfaltige und nicht geringe waren, die dann aber zu Liedern von Kämpfen um Ilios erst da verarbeitet worden sind, wo diese Kämpfe stattgefunden hatten, in Kleinasien. Dort hat dann, durch das Übergreifen der Ionier in früher äolisches Machtgebiet, die Sprache des Epos mehr und mehr ionischen Einfluß empfangen und ist schließlich zu dem Mischdialekt geworden, den die Odyssee nun schon voraussetzt. Denn in ihm ist sie gedichtet, nicht erst überarbeitet worden. Gerade der zweite Teil, in dem Lage und Örtlichkeit von »Ithaka« am deutlichsten hervortreten, von der Heimkehr des Helden an, trägt einen geschlossenen und einheitlichen Charakter, in viel

12) Aus Wollners Untersuchungen über die Volksepik der Grossrussen ist oben (S. 165) ein Hauptergebnis mitgeteilt.

höherem Grade als irgend eine größere Partie der Ilias. Natürlich hat auch hier der Dichter ältere Stoffe und also ältere Lieder sich zunutze gemacht; aber er hat alles so frisch und lebendig dargestellt¹³⁾, daß es nun doch seine persönliche Schöpfung ist, und daß man nicht sagen kann, hier liege ein älteres Werk vor, das, von Hand zu Hand gegeben, durch Zusätze und Abänderungen nach und nach die Gestalt angenommen habe, in der wir es kennen. Daß dieses Werk vor der Zeit der dorischen Wanderung entstanden sei, ist nach Sprache und Stil undenkbar.

Und wollten wir selbst gegen den mächtigen Beweis, der hierin liegt, Augen und Ohren verschließen, so würde das nichts helfen: es bleiben andre Gründe, die uns hindern den Namenswechsel als ein Ergebnis jener großen Besitzverschiebung aufzufassen. Der Apollon-Hymnus, der, wie Wilamowitz mit Recht erinnert, doch wohl nicht älter sein kann als das 7. Jahrhundert, zeigt an der von Dörpfeld so wirksam verwerteten Stelle (428 f.) eine klare Anschauung von der Lage der ionischen Inseln; und diese weiß der Dichter mit selbständigem Ausdruck in seine Erzählung einzuordnen und auf den Standpunkt seiner Personen zu beziehen. Dabei nennt er, vom einen Ende anfangend, zuerst Ithaka mit seinem hohen Berge, dann Dulichion und Same, zuletzt Zakynthos; für ihn liegt also Ithaka im Norden, es ist Leukas — noch im 7. Jahrhundert. Kehren wir von hier zu der Stelle im Schiffskatalog zurück, von der wir ausgegangen sind, so gewinnt auch sie ein ganz anderes Aussehen. Auffallen mußte es, daß in der Aufzählung Leukas mit gemeint war, doch nicht genannt wurde¹⁴⁾. Wie, wenn auch hier Ἰθάκη noch Leukas wäre, Ἰθάκη καὶ Νήριτον die Insel mit ihrem hohen Berge? Daß der Verfasser einem Ganzen den Teil mit »und« anschließt, kommt auch sonst in dieser Partie vor: Λακεδαιμόνα καιεπέσσαν Φᾶριν τε Σπάρτην τε 584 f., Βουπράσιόν τε καὶ Ἥλιδα 615. Das hat schon Strabon beobachtet und benutzt, um Ἰθάκην καὶ Νήριτον als die Insel und den Berg darauf zu

13) Die Eigenart dieses Dichters, zu dessen Charakterisierung Adolf Roemer, *Homerische Studien* (1902), einen wertvollen Beitrag bietet, wird uns später noch beschäftigen.

14) Daß mit Νήριτον das spätere Leukas gemeint sei, hält Reissinger (S. 508 des in Anm. 5 zitierten Aufsatzes) für selbstverständlich, nimmt aber, wenn ich ihn recht verstehe, Ἰθάκη für Thiaki; beides ließe sich doch schwer vereinigen.

erklären (S. 453). In dem Reiche des Odysseus bleiben dann nur *Κροκόλεια* und *Αιγίλιψ* (B 633) unbekannt, doch wohl kleine Inseln in der Nähe. Es umfaßt: Ithaka-Leukas, Zakynthos, Samos-Thiaki und ein Stück des gegenüberliegenden Festlandes (Akarnanien). Auch hier erhalten wir also eine deutlichere und vollere Vorstellung von dem, was der Dichter sagen will, wenn wir annehmen, daß er *Ἰθάκη* noch in dem ursprünglichen Sinne gemeint habe. Ein wenig wunderlich ist nur die Lage, die sich nach der älteren Bedeutung der Namen für das Herrschaftsgebiet des Meges ergibt (625 ff.): *οἱ δ' ἐκ Δουλιχίου Ἐχινάων θ' ἱεράων*. Denn *Δουλίχιον* ist nun Kephallenia, nicht eine der Echinaden, *Δολίχα*, mit der Strabon (S. 458) es identifizieren will. Und so mag man fragen, wie es gekommen sein solle, daß Meges mit seinem Besitze sich zwischen den des Odysseus, der ja *Zakynthos* mit umfaßte, einschob. Das können wir freilich nicht wissen, und müssen uns begnügen festzustellen, daß auch auf die andere Art Seltsamkeiten herauskommen, ja viel schlimmere. Wenn das *Δουλίχιον* des Meges zu den Echinaden gehört, dann ist das große *Δουλίχιον* der Odyssee in B überhaupt nicht erwähnt¹⁵⁾; und von der kleinen Inselgruppe der Echinaden müßte Meges 40 Schiffe mitgebracht haben, während Odysseus von den vier großen Inseln bloß 12 gestellt hätte. Beides ist in hohem Grade unwahrscheinlich; so wollen wir lieber die vorläufig unerklärte Tatsache hinnehmen, daß der Verfasser des Schiffskataloges die größte und reichste der vier Inseln nicht der Herrschaft des Odysseus zurechnet, sondern der eines Fremden, eines eleischen Auswanderers.

Soweit scheint alles sich besser zu ordnen, wenn wir den Namenswechsel nicht, mit Dörpfeld, in die Periode der dorischen Wanderung verlegen, sondern an das Vordringen der Korinther anknüpfen. Daß diese der nördlichsten Insel den Namen *Λευκάς* erst gegeben haben, berichtet ja Strabon ausdrücklich (oben S. 239). Die von ihnen verdrängten Kephallenen mögen dann, nach Süden

15) Dörpfeld (Leukas S. 19) nimmt an, daß im Schiffskatalog Ithaka das heutige Ithaka, Neritos das waldige Leukadien, Samos das heutige Kephallenia sei. Aber dann würden wir, sogar in zwei Fällen, einen zweimaligen Namenswechsel bekommen: *Ἰθάκη*—*Νήριτος*—*Λευκάς* und *Δουλίχιον*—*Σάμος*—*Κεφαλληνία*. Das ist doch fast unglücklich. Ich ziehe es deshalb vor, sowohl *Ἰθάκη* als *Δουλίχιον* in B ebenso zu verstehen wie in der Odyssee.

sich wendend und auf den beiden nächsten Inseln Halt findend, die eine nach dem Namen ihres Stammes, die andere nach ihrem bisherigen Wohnsitze benannt haben. Die Tatsache einer Namensverschiebung liegt, ganz unabhängig von unserer Hypothese, auch hier vor: Homer kennt *Κεφαλληνία* nicht, in historischer Zeit fehlen *Δουλίχιον* und die Insel *Σάμη*. Unerklärt bleibt nur — zumal doch Leukas nicht außer dem Gesichtskreise literarischer Überlieferung lag, vielmehr durch die Erzählung von Sapphos Todesprung frühzeitig berühmt wurde — wie es möglich gewesen sein soll, daß an der Insel keinerlei Erinnerung, sie sei das homerische Ithaka, haften blieb, daß die Einwohner den Ruhm, Landsleute des Odysseus zu sein, völlig preisgaben.

Dies kann wohl nur so gedeutet werden, daß zur Zeit, da die Verschiebung der Namen stattfand, der Sang von Odysseus in diesen Gegenden nicht lebendig war. Auswanderer hätten die Lieder, die von ihm erzählten, und zugleich ein deutliches Bild des Schauplatzes mitgenommen; im Osten wäre die Sage weiter gepflegt worden, während auf den Inseln selbst unter gewaltsamem Besitzwechsel der Kulturzusammenhang zerstört wurde; endlich hätte in Kleinasien ein bedeutender Dichter die zweite Hälfte der Odyssee, vielleicht auch die Telemachie, geschaffen. Daß er das in der Ferne mit anschaulicher Schilderung der Örtlichkeit vermocht hat, ist freilich auffallend; fast könnte man versucht sein, in dem was die Alten von einer Reise des Smyrnäers Melesigenes nach Leukas und Ithaka erzählten, etwas mehr als bloße Erfindung zu sehen¹⁶⁾. Doch auch wenn die Erzählung rein erfunden ist, bezeugt sie etwas — den Sinn dessen, der sie erdacht hat, für das Problem, das hier vorliegt: wie kommt eine so lebendige Vorstellung von westgriechischen Verhältnissen in das kleinasiatische Epos? Wir hatten uns gewöhnt die Frage zu umgehen, indem wir einzelne Ungenauigkeiten betonten und uns dabei beruhigten: der Dichter spreche zwar scheinbar mit genauer Ortskenntnis, in Wahrheit aber sei das Stück Griechenland, das er voraussetze, wie er es voraussetze, ein Gebilde seiner Phantasie. Erst Wilamowitz — an einer früher (S. 249) zitierten Stelle — wies darauf hin, daß sich in der Odyssee doch sehr bestimmte, einen klaren Gesichtskreis ergebende geographische Beziehungen

16) Ἡρόδοτου Ἀλικαρνασσοῦ περὶ τῆς τοῦ Ὀμήρου γενέσεως καὶ βιοτῆς, 6. 7.

finden. Und nun hat uns Dörpfeld gelehrt, Ithaka und seine Umgebung so anzusehen, daß alles darin, flächentreu und winkeltreu, möchte man sagen, der Wirklichkeit entspricht. Dadurch aber ist die Frage hervorgerufen, wie der Namenswechsel, den er annimmt, so völlig habe durchdringen können, daß an Ort und Stelle jede Spur der früheren Benennung verloren ging; und die alte Frage ist in etwas geänderter Wendung wieder aufgewacht: wie konnte die hier zerstörte Erinnerung in der Ferne deutlich genug erhalten bleiben, um den lebensvollen Hintergrund für die Dichtung eines Ioniers abzugeben?

Also Fragen über Fragen! statt befriedigender Lösung neue Rätsel! Konnte es auch anders sein? Dörpfelds Theorie mußte zu Unmöglichem führen, da sie auf einen methodischen Fehler gegründet ist; denn sie geht von der falschen Voraussetzung aus, daß die Ortsangaben des Dichters mit der Wirklichkeit übereinstimmen müßten, während sie doch offenbar und naturgemäß mit voller poetischer Freiheit behandelt sind. — So höre ich eifern, so habe ich mehr als einmal Einwendungen lebhaft vortragen hören.

Was zunächst den letzten Vorwurf betrifft, so beruht jede neue wissenschaftliche Hypothese — ὑπόθεσις heißt »Voraussetzung« — darauf, daß etwas anderes, als was bisher gegolten hat, vorausgesetzt wird, versuchsweise, um zu sehen wie sich von da aus die Erscheinungen erklären. Wer einen solchen Versuch im voraus ablehnt, macht seinerseits den Fehler, eine Voraussetzung — die altgewohnte — zum Axiom zu erheben. Freilich nicht jede Hypothese ist ernsthafter Prüfung wert. In unserm Fall aber hatten die archäologischen Funde für vieles, was Homer beschreibt oder andeutet, so überraschende Bestätigung gebracht, in bezug auf die Ilias war der Zweifel an des Dichters Ortskenntnis so entschieden durch die Tat widerlegt worden, in der Odyssee selbst gab es Beispiele von so strenger geographischer Sachlichkeit, z. B. wo von Fahrten über das ägäische Meer erzählt wird: daß es ernstlich der Mühe wert war, einmal die Probe zu machen, ob sich das Bild von der Heimat des Odysseus vielleicht besser zurechtschieben würde, wenn man — doch an sich nichts Unerhörtes — voraussetzte, daß die vier großen Inseln, von denen Homer immer spricht, eben die vier sind, die jetzt noch dort liegen. Aus diesem einen Versuch folgte alles Weitere mit Notwendigkeit; und, innerhalb der

Odyssee, ein so gut wie vollständiges Gelingen, im einzelnen wie im großen. Das durchaus realistische Bild griechischen Kleinlebens, das in β und in der zweiten Hälfte des Epos uns vorgeführt wird, zeigte sich nun auch in einen Rahmen gefaßt, der nicht ein Werk der Phantasie ist sondern ein Stück Wirklichkeit. Darüber hinaus freilich ergab sich durch die neue Erkenntnis nicht Aufklärung, sondern Verwirrung. Den Wechsel der Benennungen in die geschichtlichen Ereignisse einzureihen, die Altertümlichkeit der geographischen Vorstellung in der Odyssee mit dem späten Charakter ihrer Sprache in Einklang zu bringen: diese und verwandte Aufgaben bieten Schwierigkeiten, die noch ungelöst sind. Ist das zu beklagen? die besten Resultate sind doch überall die, aus denen Probleme neu erwachsen. Und ist es zu verwundern? Wenn in einem so wichtigen Punkte, wie es das Verhältnis des Dichters zur Wirklichkeit ist, unser Urteil sich ändert, so geschieht es unvermeidlich, daß damit unsere gesamten Ansichten vom Epos einen Stoß bekommen, daß wir genötigt werden zuzusehen, was von ihnen bestehen bleiben soll, was der Umgestaltung bedarf.

Jeder bedeutendere Fortschritt der Wissenschaft bringt etwas Ähnliches mit sich: irgendwo fühlen wir den Boden erschüttert, auf dem wir sicher zu stehen meinten. Ungewöhnlich ist nur, wie diesmal die Rollen und die Plätze verteilt sind. Was ins Wanken gebracht wird, ist der negative Glaube, daß Homers Schilderungen keinen festen Halt haben, daß die Welt, in die er uns versetzt, ein Gebäude der Phantasie sei; was uns den vertrauten Boden unter den Füßen wegzuziehen droht, ist die Erkenntnis, daß die Phantasie des Dichters den festesten Boden unter den Füßen gehabt hat. Zweifel und Resignation hatten sich als Dogma verschanzt, gegen das nun ein hellblickender Wirklichkeitsinn siegreich Sturm läuft. Solche Störung der Ruhe können wir uns gefallen lassen; ihretwegen gescholten zu werden kann sich Wilhelm Dörpfeld gefallen lassen. Daß noch nicht für alle Fragen, die er mit glücklicher Spürkraft aufgerührt hat, das letzte Wort gesprochen ist, weiß wohl er selbst am besten; im vorstehenden sind einige Punkte bezeichnet, in denen ich vermuten möchte daß weiter dringende Forschung von ihm abweichen wird. Wie es aber auch kommen mag: keine Ansicht auf diesem Gebiete wird sich dauernd behaupten können, die nicht Dörpfelds Beobachtungen als ein positives Element in sich aufgenommen hat.

Drittes Kapitel.

Kulturstufen.

An den Geschehnissen, die in Ilias und Odyssee erzählt sind, haben historische Erinnerungen und geographische Anschauung höchst greifbaren Anteil. Diese Erkenntnis, zu der die unermüdliche Arbeit des Spatens und die nicht minder eindringliche des spürenden Verstandes zusammengewirkt haben, wäre niemals gewonnen worden, wenn nicht zunächst in kulturgeschichtlicher Beziehung die Angaben des Epos durch die Ausgrabungen eine früher für unmöglich gehaltene Bestätigung gefunden hätten. Je genauer das Leben der mykenischen Zeit, wie man sie nach dem Hauptfundorte der Überreste benannte, in Gerät und Waffen, Metall und Töpferware, Kleidung und Schmuck, Handwerk und Kunstübung erkannt wurde, je mehr sich die Einzelheiten zu einem deutlichen Bilde der Kultur jener Epoche zusammenschlossen, desto sicherer wurde die Übereinstimmung: das war die Welt — eine Welt der Wirklichkeit —, in der die homerischen Menschen gelebt haben.

Über die Bedeutung des *θριγκὸς κράνοιο* (η 87) im Hause des Alkinoos war viel gestritten worden, bis Helbig (HED.² 405) überzeugend nachwies, daß dies eine Verzierung aus blauem Glasfluß oder Smalt gewesen ist, durch den die Farbe des kostbaren Lasursteines nachgeahmt wurde; und was ihm zu dieser Deutung verholfen hat, waren die Plättchen aus grünlichem oder bläulichem Smalt, die in Mykene in den Schachtgräbern und anderwärts gefunden sind und durch ihre Gestalt erkennen lassen, daß sie zu einem friesartigen Schmuck, etwa an hölzernen Sarkophagen oder Kasten, gedient haben. In den Waffen und Werkzeugen der mykenischen Zeit ist Bronze das herrschende Metall¹⁾; und dieselbe

1) In der untersten Schicht von Hissarlik sind neben Waffen und Werkzeugen von Stein auch Nadeln und ein Messer aus so gut wie reinem (d. h. nicht absichtlich mit Zinn gemischtem) Kupfer gefunden worden; in

Stellung nimmt sie bei Homer ein. Ausdrücke wie *χάλκεον ἔγχος* oder *ἀναχμῆνον ὀξεί χαλκῶ* mögen zuerst dadurch entstanden sein, daß man die eiserne Waffe als Fortschritt gegen die steinerne ansah und rühmen wollte; aber das ist auch die einzige Spur, in der sich bei Homer eine leise Nachwirkung der Steinzeit äußert. Sicher ist es kein Zufall, daß der Schmied *χαλκεύς* genannt wird, auch wenn er Gold und Silber bearbeitet. Zu sehen, wie Bedeutendes gerade hierin die Mykenäer geleistet hatten, war eine der größten Überraschungen. Selbst der Schild des Achill, obwohl ein Werk der Phantasie, bekam nun doch eine Anknüpfung an die Wirklichkeit: sowohl die Gegenstände, die der Gott dargestellt, wie die Technik, deren er sich bedient haben sollte, entsprachen dem, was wir in einer leider nur so kleinen Probe wieder vor Augen sehen, dem bekannten Bruchstück einer silbernen Schale mit dem Bilde der Verteidigung einer Stadt. Auch die Bewaffnung, die Homer sich vorstellt, war im wesentlichen dieselbe, die wir auf Denkmälern der mykenischen Epoche finden. Die Darstellungen des Schildes auf der Dolchklinge mit Löwenjagd, auf Ringen und geschnittenen Steinen, und die Stellen an denen Homer von seiner Handhabung spricht, erläutern sich gegenseitig, wie dies zuerst von Helbig (HED.² 315 ff.), dann genauer von Kluge und Reichel nachgewiesen worden ist. Die gleiche Übereinstimmung wie in dem, was man besaß und gebrauchte, zeigte sich in bezug auf solche Kulturerrungenschaften, die noch fehlen — oder wieder fehlen. Schriftbedeckte Täfelchen aus Ton, die auf Kreta in Menge gefunden worden sind, gehören einem zwar älteren, doch auch ferner stehenden Kulturkreise an, über dessen Verhältnis zu dem durch Mykenä und Tiryns vertretenen gestritten wird; und die Schriftzeichen selbst, bisher unentziffert, sind eher geeignet die Ansicht zu bestätigen, daß die Träger der kretischen Kultur — *Ἐπεόκρητες* nennt ja auch der Odyssee-Dichter τ 476 im Gegensatze zu den griechischen Stämmen, die er auf der Insel erwähnt — Fremde gewesen seien. Innerhalb der sicher griechischen Entwicklung, die

allen darüber liegenden Schichten ebenso wie in Mykenä, Tiryns und sonst in Griechenland finden sich keine Spuren der Kupferzeit. Die Frage, ob eine solche überall der Bronzezeit vorangegangen sei, scheint von Sachkundigen mehr und mehr bejaht zu werden. Darüber handeln eingehend Montelius, *Archiv für Anthropologie* 21 (1892) S. 19. 32 f. und 33 (1894) S. 425 ff., und Much, *Die Kupferzeit in Europa* (1893) S. 226 ff.

wir mit dem Epos vergleichen dürfen, gibt es von Kenntnis der Schrift, die auch jenem fremd ist, kein Denkmal; und Götterbilder, die den Mittelpunkt des Kultus ausmachen könnten, fehlen hier wie dort.

Aber ein Unterschied tritt doch hervor. So wenig die vielfachen Berichte von Opfer und Gottesdienst, die bei Homer vorkommen, einen Zweifel darüber lassen, daß der Dichter an ein künstlerisch ausgeführtes und geschmücktes Bild der Gottheit nicht denkt, so erzählt er doch einmal (Z 273. 303) ausdrücklich von einem Sitzbilde der Athene, dem Antenors Gattin Theano, die Priesterin, im Namen der troischen Frauen einen Peplos als Weihgabe in den Schoß legt²⁾. Und gerade in demselben Buche (Z 468) werden die *σήματα λυγρά* erwähnt, die Proitos dem Bellerophon, *γράφας ἐν πίνακι προκτῶ*, zur Bestellung an den König von Lykien mitgibt; daß hier an wirkliche Schrift gedacht ist, hätte nie bestritten werden sollen und ist jetzt wohl allgemein zugegeben³⁾.

2) Reichel, Vorhellenische Götterkulte (1897) S. 54 f., glaubte aus dem Wortlaute der Stelle, an der das Fehlen einer Beschreibung des Bildes allerdings auffällt, zu erkennen, daß ursprünglich der Dichter gar nicht an ein Bild gedacht habe; vielmehr sei hier ein Rest uralten Gottesdienstes, die Priesterin habe das Gewand »mittelbar in den Schoß der unsichtbar gegenwärtigen Göttin« gelegt. Dieser Auffassung von Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἡμυόμοιο widerspricht wohl mit Recht Otto Kern, Strena Helbigiana (1900) S. 455 f.; dagegen wieder Reichel, Hom. Waff.² 153.

3) Damit unterschreibe ich nicht das Urteil von Karo (Archiv für Religionswiss. 7 [1904] S. 117), daß die »achäischen Paläste von Knosos und Phaistos« durch die Bilderschrift des zweiten Jahrtausends v. Chr., von der sie so reiche Proben bewahrt haben, »die Fabel des 'schriftlosen' homerischen Zeitalters endgültig zerstört« hätten. Durch die glänzenden Entdeckungen von Evans ist festgestellt, daß im Kulturgebiete des Ägäischen Meeres lange vor Einführung des phönizischen Alphabetes ein ganz anders geartetes Schriftsystem bekannt und gebräuchlich war; ob aber diese Schrift von griechisch redenden Menschen benutzt worden ist zur Bezeichnung griechischer Worte, ist noch nicht festgestellt. Aus der Tatsache, daß die Annahme des phönizischen Alphabetes ein grundlegendes Ereignis für die griechische Kulturentwicklung gebildet hat, möchte man eher schließen, daß die Frage verneint werden muß. Wenn heute die »kretisch-mykenische« Periode als Einheit aufgefaßt wird, so ist dabei doch wohl zunächst an eine Aufgabe gedacht: die Zusammenhänge nachzuweisen, die Unterschiede zu erklären. Zur Lösung dieser Aufgabe könnte gerade der Umstand etwas beitragen, der bestehen bleibt, daß das Epos nur an der einen Stelle in Z vom Gebrauche der Schrift etwas weiß, und daß man an dieser einen Stelle noch zu empfinden meint, wie dem Sprechenden die *σήματα λυγρά* etwas Fremdes, Unheimliches sind.

Der vorherrschende Gebrauch des Erzes in den mykenischen Waffen und Geräten schließt nicht aus, daß doch auch einige steinerne Werkzeuge und Pfeilspitzen in den Trümmern von Tiryns und in den Schachtgräbern zum Vorschein gekommen sind, während andererseits bei Homer schon der Gebrauch des Eisens beginnt. Und, der stärkste Abstand, ja ein voller Gegensatz tritt uns in der Behandlung der Toten entgegen: bei Homer werden sie verbrannt, von den Mykenäern sind sie in Felsschachten oder Kuppelgräbern beigesetzt worden. Welches Verfahren das ältere sei, läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden; in all den übrigen Fällen aber ist auf den ersten Blick deutlich, daß die jüngeren Ansätze in der homerischen Kultur enthalten sind.

Immerhin, von der zuletzt erwähnten, umfangreicheren Erscheinung abgesehen, sind es eben nur Ansätze, die den Gesamteindruck nicht aufzuheben brauchen, daß zwischen der Kultur, in die Homer uns versetzt, und der, die wir seit Schliemanns Ausgrabungen kennen gelernt haben, enge Verwandtschaft besteht. Denkmäler und Kleinfunde auf der einen Seite, die Erzählungen des Epos auf der anderen ergänzen sich in der erwünschtesten Weise, so daß wir gar nicht anders können als herüber und hinüber greifen, um das eine Bild des Daseins durch das andere und dieses wieder durch jenes anschaulich zu machen.

Aber sind denn Ilias und Odyssee in mykenischer Zeit entstanden? Ihre Verfasser lebten doch Jahrhunderte später und waren Ionier. Sollen wir annehmen, daß sie ein anderes Leben schilderten, als das welches sie selbst kannten? Diese Schwierigkeit hat zuerst Wilamowitz hervorgehoben (HU. 294 ff.). Indem er das Alter der Schrift bei den Griechen untersuchte und nachwies, daß sie zur Zeit als die Ilias entstand dem ionischen Adel notwendig bekannt gewesen sein müsse, drängte sich ihm das Bedenken auf, wie es denn komme, daß Homer davon nichts erwähne; und er fand »keine andere Lösung als die von Aristarch so oft angewendete: daß der Dichter mit Absicht die Sitten der Heroen »von denen seiner Zeit unterscheidet«. In ähnlicher Weise sieht Ed. Meyer die Dinge an. Er glaubt in dem, was das Epos über die Besitzverhältnisse und die Verteilung der Stämme in Griechenland und Kleinasien andeutet, ein »geflissentliches Ignorieren« der Gegenwart zu erkennen (GA. § 47). »Mit vollem Bewußtsein«, heißt es (§ 45), »suchen die Epen alles aus ihrer Schilderung der

»Völkerverhältnisse fernzuhalten, was jünger ist als die Epoche
 »der Heroenkämpfe, so vor allem die Besiedelung der kleinasiati-
 »schen Küsten und die Eroberung des Peloponnes durch die Dorier.«
 So formuliert fordert die Ansicht nun doch zum Widerspruch heraus,
 den sogleich, an Wilamowitz anknüpfend, Studniczka erhoben hat⁴⁾;
 seine Einwendungen sind vielleicht deshalb zu wenig beachtet wor-
 den, weil gerade auf dem von ihm bearbeiteten Gebiete auch im
 wirklichen Leben bei den Griechen ein sehr konservativer Sinn
 gewaltet hat. Wir müssen die Frage von neuem und in ihrer
 allgemeinen Bedeutung prüfen.

Sollte wirklich auf einer so frühen Stufe der Poesie das
 Bewußtsein von dem eigenen Tun und die Fähigkeit des Abstra-
 hierens schon so kräftig gewesen sein, daß eine absichtliche Schei-
 dung der Zustände, die man beschrieb, und derer, in denen man
 selbst lebte, möglich war? Uns Modernen ist diese Kunst, die
 dem Dichter des Heliand so gut wie den Malern der Renaissance
 fremd war, allerdings geläufig; sie ist bis zur Künstelei ausgebildet,
 und diese bereits wieder vielen zur Natur geworden. Aber der
 Gedanke, daß die Dichter der Ilias eine ähnliche Selbstverleugnung
 geübt hätten, widerspricht jeder geschichtlichen Analogie. In dem
 Dankliede für den Untergang der Ägypter im Roten Meer, das
 Exod. 15 dem Helden des jüdischen Volkes in den Mund gelegt
 ist, heißt es (V. 13. 15): »Du geleitetest mit Deiner Huld das Volk,
 »das Du befreit hattest; Du führtest es mit Deiner Macht zu Deiner
 »heiligen Wohnstätte. Damals erschrakten die Stammesfürsten Edoms,
 »die Anführer Moabs ergriff Beben; es verzagten alle Bewohner
 »Kanaans.« Die Befangenheit in den eigenen Anschauungen, ver-
 möge deren hier der Dichter den Moses so sprechen läßt, als wäre
 in seiner Zeit bereits das gelobte Land erobert und die Wohnstätte
 Jahwes auf Zion gegründet gewesen, ist für die Denkweise einer
 literarisch naiven Zeit durchaus das Natürliche. Wenn also in den
 Erzählungen der Ilias die griechischen Ansiedelungen in Kleinasien,
 die zur Zeit ihrer Verfasser schon bestanden, nicht berücksichtigt
 werden, so beruht dies gewiß nicht auf Absicht, sondern bedarf
 einer anderen Erklärung. Man denke doch nur an die Harmlosig-
 keit, mit der ein im übrigen so überlegt schaffender Dichter wie

4) Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht (Abhandlungen
 des archäol.-epigraph. Seminars in Wien VI, 1886) S. 40.

Shakespeare die Griechen und Römer in seinen Tragödien darstellt. Daß er sie auf den Schlag der Uhr hören und wo es ihm gerade paßt von Brillen, Batterien u. dergl. reden läßt, ist noch das wenigste; die Gedanken, mit denen er sie ausstattet, die Interessen, von denen er sie erfüllt zeigt, sind durchaus die der Engländer seiner Zeit. Und dabei hat er natürlich so gut wie seine Zuschauer gewußt, daß er Ereignisse und Personen einer fernen Vergangenheit vorführte. Dieses Bewußtsein fehlte auch den griechischen Tragikern nicht; und doch ließen sie in die Reden ihrer Personen das einfließen, was sie selbst dachten. Die Bereicherung und Vertiefung des Verständnisses, die hier Wilamowitz verdankt wird, beruht zum guten Teile darin, daß er, zugleich scheidend und verbindend, es unternommen hat, nicht nur die Dichtung eines Euripides sondern auch ein Werk wie die Orestie aus den Zuständen und Strebungen der Zeit zu verstehen, in welcher der Dichter sie schuf. Daß auch Sophokles auf diese Art der Deutung Anspruch hat, auch er mit lebhaftem Sinn die Gegenwart erfaßte und auf sie, durch das was er seine Personen sagen ließ, zu wirken dachte, zeigt als ein allerdings besonders starkes Beispiel der Aias, in dem die Feindschaft gegen Sparta zu leidenschaftlichem Ausdrucke kommt. Was bei solcher Betrachtung die tragische Poesie der Griechen an weltabgeschiedener Vollkommenheit verliert, das gewinnt sie an Kraft und Blut, an Fülle lebhafter Gedanken, die sie aus dem Leben, in das mitten hineingestellt sie erscheint, in sich aufnimmt, um selbst wieder als tätiges Glied an diesem Leben mitzuschaffen. Und an einer so frischen Wechselwirkung zwischen Dichter und Publikum hätte das Epos keinen Anteil gehabt? Können wir das glauben? sollen wir es gar, wie Aristarch getan zu haben scheint⁵⁾, für einen Vorzug halten?

Fast sieht es so aus, als bliebe uns nichts anderes übrig. Mehr als einmal geben ja die Sänger selbst zu verstehen, daß sie von einer Zeit sprechen, die nicht mehr ist, indem sie die körper-

5) Adolf Roemer hat es durch scharfsinnige Verwertung der von ihm gesammelten Beispiele sehr wahrscheinlich gemacht, daß Aristarchs Bemerkungen über die Sorgfalt, mit der Homer Anachronismen vermeide, durch Vergleichung des epischen Gebrauches mit dem der Tragiker angeregt worden seien. (Zur Kritik und Exegese von Homer, Euripides, Aristophanes und den alten Erklärern derselben, in den Abhandlungen der Bayer. Akad., philos.-philol. Kl. 22 [1903/4]; S. 584 ff.)

lichen Kräfte ihrer Zeitgenossen mit denen der früheren Helden, über deren Taten sie berichten, in Gegensatz stellen (A 260 und 272. E 304.  222). Dazu würde es stimmen, wenn sie sich bemüht hatzen, die Menschen in der Dichtung von anderen Zuständen umgeben zu zeigen, als in denen sie selbst lebten. Aber woher sollten sie wissen, daß und inwiefern die Sitten der Vorfahren andere gewesen waren als ihre eigenen? Aufzeichnungen darüber gab es doch nicht; mündliche Überlieferung aber konnte nur in dichterischer Gestalt bestehen⁶). So hilft jener Gedanke, wenn man ihm nur entschlossen zu Leibe geht und ihn zu greifen sucht, zu seiner eigenen Widerlegung: vor den »Anfängen« des Heldengesanges, wenn dieser von Anfang an archaisierend gewesen sein soll, müſste es eine noch alttere Poesie gegeben haben, die wir uns auch doch wieder nur als eine epische vorstellen können. Das wäre denn also erst der eigentliche, schöpferische Anfang; und der war sicher frei von konventionellem Zwang, unbeirrt durch das Bedenken, daß die Vergangenheit ein anderes Kleid getragen habe als die Gegenwart.

Was hier so leicht irre führt, ist der Ausdruck »homerisches Zeitalter«. Welches ist damit gemeint? die Zeit, als die oler in Thessalien zuerst von Agamemnon und Achilleus sangen, oder die der ionischen Epigonen, die den überkommenen Liederstoff sich mundgerecht machten und ordneten? die Periode der Blüte des Heldengesanges, oder die in welcher unsre Ilias und Odyssee vollendet wurden? rechnen wir dem »homerischen Zeitalter« die altsten Sänger zu, von denen Bilder Beiwörter Redewendungen geschaffen worden sind, in deren Munde das, was später Formel wurde, noch lebendig war, oder die späten Träger einer langen Tradition, die gern eine fertige Sprache für sich dichten und denken ließen? Wilamowitz, wo er dem Epos die bewußte Tendenz des Archaisierens zuschreibt, spricht ausdrücklich von den »uns erhaltenen epischen Gedichten«, denen die Zeit der »Fixierung des epischen Stiles« weit vorausliege. Aber seine Darstellung schloß

6) Daß Georg Finsler Herm. 41 (1906) S. 433. 435 für die Zeit, in der die Ilias entstand, »überlieferte Prosaerzahlung« für möglich hält, sei als Tatsache verzeichnet. Diese Vorstellung steht zu allem, was wir seit Herder von der altsten Geschichte des menschlichen Denkens zu erkennen meinen, in solchem Widerspruch, daß sie wohl nicht als diskutierbar gelten kann. Gerade auch die Entstehung der griechischen Prosa gibt das deutlichste Zeugnis dagegen.

ein Mißverständnis nicht aus, und ist vielfach dahin mißverstanden worden, daß das griechische Epos »von altersher nicht die gesunde »Naivetät besessen habe, die Gestalten der Vorwelt schlankweg einzukleiden in das Kostüm der eigenen Zeit«⁷⁾. Ganz sicher hat das Epos in seiner für Sprache und Stil schöpferischen Frühzeit diese Naivetät besessen; undenkbar daß es anders gewesen wäre. Aber zwischen Anfang und Ende jener Stufenreihe, die wir durch einige Gegensätze angedeutet haben, lagen Jahrhunderte; und in ihnen mußten sich zugleich mit der Kunst des Dichters auch die Sitten seiner Zeitgenossen ändern. Wir haben gesehen, daß die Äoler, als sie nach Kleinasien kamen, schon eine in langer Kunstübung ausgebildete Dichtersprache besaßen; von dem Inhalte der Lieder, die sie aus Thessalien mitbrachten, versuchten wir uns eine Vorstellung zu machen. Diese Lieder wurden in der neuen Heimat umgebildet, erweitert, vielfach durch neue Stücke verdrängt; aber Sprache und Technik blieben dieselben, der ganze überlieferte Formelschatz wurde weitergebraucht und gab das Gewand her, in das nun auch neue Geschichten, erlebte oder erfundene, gekleidet wurden. Wenn also, zur Zeit der äolischen Wanderung, und sicher vorher in der alten Heimat, zwischen den wirklichen Sitten des Volkes und den in der Poesie geschilderten voller Einklang bestand, so war das nach hundert, zweihundert, vierhundert Jahren schon ganz anders. Die Zustände der Wirklichkeit hatten sich geändert, aber die von der Dichtung vorausgesetzten waren dieselben geblieben; nicht durch irgend eine Absicht der Sänger, die sich bemüht hätten Vergangenheit und Gegenwart zu unterscheiden, sondern ganz von selbst und natürlicherweise. Den einmal gegebenen Gedankenkreis zu durchbrechen, die herkömmlichen Vorstellungen von Wohnung und Bekleidung, Kampf und Spiel, Opfern und Mahlzeiten zu verlassen, war die Poesie in der Periode des Nachahmens und Sammels nicht mehr imstande; denn diese Vorstellungen waren unlösbar verwachsen mit der altbewährten Darstellungs- und Ausdrucksweise, die in den Sängerschulen gepflegt wurde und jedem neuen Zunftgenossen von Anfang an ein bequemes Werkzeug in die Hand gab. Möglich an sich wäre es ja gewesen, daß auch unter den Ioniern ein Geschlecht von Dichtern erwachsen wäre, das mit unbefangenen Blick nur die gegenwärtige Welt er-

7) Immisch, Die innere Entwicklung des griech. Epos (1904) S. 11.

faßt, in frischer Unmittelbarkeit ihr Bild in Worten gezeichnet und so einen neuen epischen Stil geschaffen hätte. Etwas davon hat die Odyssee, an einem neuen Stoffe, vollbracht; die eigentliche Heldendichtung aber ging über die überlieferten Formen nicht hinaus. Je bequemer und geläufiger diese geworden waren, desto leichter konnte es gelingen eine Fülle von Inhalt in sie zu fassen. Und wenn die Vermutung, zu der wir in anderem Zusammenhange geführt worden sind, richtig ist, daß der Plan eines großen, mannigfaltige Stoffe verbindenden Epos bei den Ioniern entstanden ist (S. 178), so haben sie auch dadurch gezeigt, daß die Triebkraft erzählender Poesie bei ihnen noch nicht erstorben war.

Doch überall, wo sich ein Lebendiges entwickelt, da gibt es den Kampf zwischen Gewordenem und Werdendem: so in Sitte und Recht, so in Glauben und Sprache, in der redenden Kunst wie in der bildenden. Die jüngeren epischen Dichter bewegten sich im allgemeinen in den herkömmlichen Wendungen, benutzten den überkommenen Schatz von schmückenden Beiwörtern, Situations-schilderungen und Übergangsformeln, weil sie es nicht anders kannten; aber sie waren doch nicht so sehr Nachahmer, daß sie den ererbten Bestand nicht auch ihrerseits vermehrt hätten. Wenn ihre Phantasie nicht selbständig genug war ein neues Weltbild hervorzubringen, so reichten der Sinn für Beobachtung und die Kraft des Ausdrucks doch immer noch aus, um charakteristische Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben frisch zu erfassen und auf eigne Art darzustellen. So trug jede nachfolgende Generation etwas dazu bei den Vorstellungskreis des Epos zu erweitern; und das was wir jetzt lesen ist nicht ein Abdruck der Anschauungen eines einzigen Zeitalters, auch nicht zusammengesetzt aus Denkmälern von zwei oder drei verschiedenen Kulturstufen, sondern der unwillkürliche Niederschlag einer in sich zusammenhängenden, jahrhundertelangen Entwicklung. Nirgends essen Homers Helden Fische, das hatte man schon vor Aristarch beobachtet (zu Π 747); wo die Gefährten des Odysseus und in Ägypten des Menelaos zu dieser Nahrung greifen, zwingt sie die Not (μ 330 f. δ 368 f.). Aber in Vergleichen kommt der Fang von Fischen (und Austern Π 747) mehrmals vor (E 487. Ω 80 ff. κ 424. μ 252. χ 384 f.); und wenn der Bettler der Königin gegenüber die Segnungen eines guten Regiments schildert, so ist die Ergiebigkeit des Fischfanges ($\theta\acute{\alpha}\lambda\alpha\sigma\sigma\alpha$ $\delta\acute{\epsilon}$ $\pi\alpha\rho\acute{\epsilon}\chi\eta$ $\iota\chi\theta\ddot{\upsilon}\varsigma$ τ 413) ein Zug in dem Bilde. Diese Bemerkung

hat Arthur Platt verwertet im Zusammenhang seines Versuches, aus dem Stoff der homerischen Gleichnisse eine Anschauung von den Verhältnissen, unter denen der Dichter lebte, zu gewinnen⁸). Da zeigt sich in beiden Epen neben scharfer Auffassung der Natur auch eine reiche Anschauung des menschlichen Lebens, aber nicht so wie Helden und Krieger es führen, sondern des Lebens der Bauern, Hirten, Handwerker. Daß die Ilias nur ganz vereinzelt (wie N 298 ff.) Kampfszenen zur Vergleichung heranzieht, mag natürlich sein, weil sie ja von solchen ausgeht; immerhin bemerkenswert, daß die Erinnerungen und Begleitvorstellungen, die in der Seele des Sängers durch die Taten und Leiden, von denen er berichtet, hervorgerufen werden, so durchaus friedlicher Art sind. Wo gesagt werden soll, daß Hektor und die Troer eines Speerwurfs Weite zurückwichen, heißt es (II 589 ff.):

ἄσση δ' αἰγανέης ῥιπή ταναοῖο τέτοκται,
 590 ἦν ῥά τ' ἀνὴρ ἀφέη πειρώμενος ἦ ἐν ἀέθλω
 ἦε καὶ ἐν πολέμῳ δῆλιων ἕπο θυμοραϊστέων,
 τόσσον ἐχώρησαν Τρῶες, ὅσαντο δ' Ἀχαιοί.

Der Zusatz ἦε καὶ ἐν πολέμῳ verrät, wie dem Dichter persönlich die kriegerische Erfahrung nicht das Nächste ist. Aber auch in der Odyssee, wo doch umgekehrt wohl Anlaß gewesen wäre, aus dem alltäglichen Treiben, das zu gefährlicher Spannung sich entwickelt, den Ausblick ins Große und Heldenhafte zu eröffnen, wird nur selten etwas von Kampf und Krieg herangezogen (ρ 474. σ 376 ff. υ 49 ff.), nur einmal in einem wirklichen Gleichnis, θ 523 ff.: Odysseus weint wie um den gefallenen Mann das unglückliche Weib, das die harten Eroberer von dem Toten, über den sie hingesunken ist, fortstoßen in die Gefangenschaft, πόνον τ' ἐχέμεν καὶ οὐζόν. Also auch hier nicht die Freude an Waffengang und Männerstreit, wie sie dem Angehörigen einer ritterlichen Gesellschaft natürlich wäre, vielmehr das bittere Gefühl der Zerstörung, die der Krieg in ein friedliches Dasein hineinwirft. Dies alles hat Platt fein beobachtet. Man muß erkennen: dem Vorstellungskreise der Dichter, die Ilias und Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt geschaffen haben, liegen Lebensführung und Denkweise der achäischen Helden, deren Taten das eine Epos erzählt, das andere voraussetzt, ebenso fern,

8) Platt, Homers Similes. Journ. of Philology 24 (1896) p. 28—38.

cf. p. 419, 17

wie die äolische Mundart, in der jene gesprochen hatten und zuerst besungen worden waren, der ionischen, die sich später allmählich und zuletzt abschließend über die Dichtung gelagert hat. So darf man wohl vermuten, daß beide Unterscheidungen sich decken, und daß die Kultur, deren Zustände in dem reichen Beiwerk der Gleichnisse abgebildet sind, die ionische war. Aber ist das »die homerische Kultur«? Platt scheint es zu glauben, und zu fordern daß von hier aus alles übrige — der eigentliche Inhalt der Erzählungen — beurteilt und gedeutet werde. Dies im einzelnen durchzuführen hat er nicht unternommen; der Versuch müßte ebenso scheitern wie der umgekehrte, »homerisch« und »mykenisch« schlechthin gleichzusetzen. Wer aus den Schilderungen und Andeutungen, die Homer gibt, die Stufe der Kulturentwicklung, auf der er und seine Zuhörer gestanden haben, erkennen will, darf weder den altertümlichen Hintergrund der von früheren Geschlechtern ererbten Sagen, noch die Spuren in denen sich die späte Zeit der fortsetzenden und abschließenden Dichter verrät, ignorieren; sondern er muß — eine Aufgabe die Wilamowitz schon vor 25 Jahren bezeichnet hat (HU. 416 f.) — den »epischen Nachlaß« daraufhin durcharbeiten, wie in ihm »überlieferte Züge und solche, die unwillkürlich aus dem Leben der Gegenwart eingedrungen sind«, nebeneinander stehen⁹⁾.

Denken wir uns einmal diese Aufgabe gelöst, so könnten wir in der Art, wie die Anzeichen älterer und jüngerer Kultur in der Mischung, die das Epos darbietet, verteilt sind, ein neues Hilfsmittel haben, um das relative Alter der einzelnen Gesänge oder Gesangstücke zu erkennen; ganz analog dem Maßstabe, den für den gleichen Zweck die Sonderung äolischer und ionischer, überhaupt altertümlicher und moderner Sprachformen bot. Von diesem

9) Auf den Anspruch, diese Forderung zu erfüllen, verzichtet Seymour, der zu früh Verstorbene, in seinem aus inniger Vertrautheit mit Homer hervorgegangenen Werke »Life in the Homeric Age« (1907), während Andrew Lang, »Homer and his Age« (1906), die Forderung ablehnen zu können meint. Beide Bücher bieten also nicht eine wissenschaftliche Bearbeitung des Problems der homerischen Kultur. An Lang übte sehr berechtigte Kritik Burrows, *Classical Review* 21 (1907) p. 139 f.; über Seymour vgl. meine eigne Anzeige *NJb.* 21 (1908) S. 574 f. Durchaus zutreffend urteilt über Notwendigkeit und Möglichkeit kulturgeschichtlicher Analyse Croiset in einem lesenswerten Aufsatz »La Question homérique au debut du XX. siècle«, *Rev. des deux mondes* 44 (1907); p. 614 s.

Standpunkte aus empfinden wir die Erwähnung der Schrift an der vielberufenen Stelle in Z nicht mehr als etwas Unbequemes; sie schließt sich uns mit den anderen Merkmalen zusammen, die dafür sprechen, daß dieses Lied zu den jüngsten Teilen der Ilias gehört. Auf die Erzählung von einem Kultbilde der Athene, die in demselben Buche steht, wurde schon (S. 259) hingedeutet; sie ist natürlich ebenso zu beurteilen. An der Vorstellung, daß Diomedes und Odysseus von ihrem nächtlichen Unternehmen zurück reiten, hat man, obwohl Aristarch solche Besonderheit einleuchtend zu erklären wußte, Anstoß genommen und sich bemüht die Worte (K 504 ff. 513) so zu erklären, daß auch hier an ein Fahren auf dem Wagen gedacht würde. Welcker vertrat diese Ansicht (Ep. Cycl. II 247), und sie hat wieder in Walter Leaf einen unverächtlichen Verteidiger gefunden. Aber der Wortlaut an der entscheidenden Stelle und der Verlauf der nachfolgenden Erzählung (544. 567 f.) sprechen gegen sie. Nimmt man hinzu, daß sich noch bei zwei anderen Gelegenheiten im Epos eine Bekanntschaft mit der Reitkunst verrät (O 679. ε 374), so kann man sich eigentlich nicht wundern, daß in dem vielleicht jüngsten Gesange der Ilias die Sitte der Zeit, in der er entstanden ist, hervortritt, weil sie dem Dichter lebhafter gegenwärtig war als die konventionelle Anschauung vom Gebrauch des Streitwagens.

In dieser Auffassung stimmen denn auch jetzt die meisten überein. Aber über die Berechtigung der Wagen selbst wird gestritten. Eduard Kammer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in den Büchern Y—X Achill zu Fuß kämpft, obwohl T 392 ff. erzählt ist wie sein Wagen angeschirrt wird, und hat daraus gefolgert, daß der Schluß von T eine spätere Zutat sei. Dieser Gedanke ist dann von Niese dahin erweitert worden, daß überhaupt die Kämpfe der achäischen und troischen Helden ursprünglich zu Fuß gemeint und die Streitwagen erst in einer späteren Periode der Dichtung eingefügt worden seien¹⁰). In der Tat könnte man eine Zerlegung der Ilias in der Weise durchführen, daß man alle Kampfscenen, in denen ein Wagen erwähnt wird, als eine jüngere Schicht aussonderte und die andern für älter hielte, in

¹⁰) Kammer, Zur homerischen Frage II (1870) S. 67, und wieder: Ästhetischer Kommentar zur Ilias³ (1906) S. 330. 337. — Niese, EHP. 119. — Der gleich nachher zitierte Aufsatz von Roßbach steht im Philologus 54 (1892) S. 7 ff.

denen die Helden zu Fuße sind. Aber hierzu stimmt das nicht, was wir sonst über die Geschichte des Wagenkampfes wissen: den Denkmälern von Mykene sind Abbildungen von Streitwagen nicht fremd, und innerhalb des Epos selbst erinnert der alte Beiname des thessalischen Argos daran, daß die Äoler, schon ehe sie nach Asien hinüberzogen, die Zucht und den Gebrauch des Pferdes kannten. Durch solche Erwägungen ist Ed. Meyer dazu geführt worden, umgekehrt den Wagenkampf bei Homer für eine »Antiquität des traditionellen epischen Stils« zu halten (GA. II § 198). Sehr gut. Und wenn eine solche Antiquität im einzelnen auffällt, so folgt hieraus eben, daß der Gesamteindruck des homerischen Kulturbildes kein einheitlicher und nicht der einer mit Absicht archaisierenden Schilderung ist, sondern ein zusammengesetzter, dessen oft seltsames Gemenge wir zu verstehen suchen müssen, indem wir die aus ihm gezogenen Beobachtungen mit dem zusammenzuhalten, was aus anderen Quellen über den Entwicklungsgang der Kultur bekannt ist. In bezug auf den Streitwagen ist dies zunächst von Otto Roßbach geschehen, der nachwies, wie überall bei den Griechen dieses Kampfmittel nie zu der ausgedehnten Anwendung gelangt ist, die es im Orient gefunden hat. Weder in den bildlichen Darstellungen noch bei Homer haben wir Beispiele davon, daß große Wagengeschwader aufeinander prallen; nur einzelne vornehme Krieger bedienen sich des Wagens, die Hauptkraft des Heeres besteht schon bei Homer wie in historischer Zeit im schwerbewaffneten Fußvolk.

Auf Seite der Griechen, hätte er hinzufügen müssen; denn bei den Troern spielen Wagen und Pferde durchweg eine weit größere Rolle. Auf diesen Unterschied — Τρώων δ' ἵπποδάμων καὶ Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων — hat kürzlich van Leeuwen in einer sehr anregenden Studie hingewiesen¹¹⁾ und die Beantwortung der Frage, woher und wie nun doch auch ins Heer der Belagerer die Streitwagen gekommen sind, ein gutes Stück gefördert. Sie auf Schiffen mitzuführen war etwas so Großes, daß der Dichter es doch wohl erwähnt hätte, wenn dies seine Meinung gewesen wäre; unter den Tieren im Lager, die von der Pest befallen werden, nennt er Pferde nicht: so scheint er überall da, wo ihm die Situation beider

11) De heroum Homericorum curribus bellicis. Mnemos. 34 (1906) p. 251—263.

Parteien deutlich im Bewußtsein ist, den Unterschied zu wahren und die Achäer als Fußkämpfer zu denken, die darauf ausgehen den Gegner vom Wagen herunterzustechen. Doch zu dem Γεργί- νιος ἰππότα Νέστωρ gehört von rechtswegen das Fuhrwerk, das er benutzt; und von Diomedes, dem Ätoler-Helden, der durch die Eroberung Thebens berühmt geworden ist, wird ausführlich und anschaulich erzählt, wie er vom Wagen herab kämpft: das sind denn altertümliche Bestandteile der Dichtung. Doch zu den ältesten Gestalten wenn auch nicht der troischen Sage, doch der Heldensage überhaupt gehört Aias mit dem riesenhaften Schilde; aber nirgends wird erwähnt, daß er einen Wagen bestiegen habe. Und der Pelide selbst, der ja in Thessalien zu Hause ist, besitzt zwar einen Wagen und weiß ihn grausam zu gebrauchen, doch nicht im Kampfe; und unter den Eigenschaften, durch die er alle überragt, wird die Schnelligkeit der Füße besonders oft und in stehenden Beiwörtern gerühmt. So harrt hier ein Problem noch seiner Lösung, während in andern Fällen, vorab dem typischen der Bewaffnung, die kulturhistorische Betrachtungsweise schon dem Ziele näher gekommen ist.

Wenn man die Stellen ins Auge faßt, an denen in ziemlich stereotyper Weise geschildert wird, wie ein Held seine Rüstung anlegt — Paris Γ 328 ff., Agamemnon Λ 17 ff., Patroklos Π 130 ff., Achill Τ 369 ff. —, so meint man, daß dem Dichter Krieger vorschweben, die Brustpanzer, Helm, Beinschienen und Rundschild tragen. Durch die ὀπλοποιία in Σ wird dies bestätigt. Der Schild heißt öfters εὔροκλος (M 426. Ξ 428; vgl. M 297); er wird mit Leichtigkeit gehandhabt (Υ 163. 278), die Gefährten des Diomedes benutzen ihn als Unterlage für den Kopf, wenn sie auf der Erde ausgestreckt schlafen (K 152). Aber neben den so gerüsteten Kriegern »wandeln, dem »Dichter selbst unsichtbar, gespenstergleich Gestalten der Vorzeit, »ungepanzert, mit nacktem Oberkörper und bloßen Schenkeln; um »die Hüften schlingt sich, durch einen umgeschallten Riemen ge- »halten, der Chiton, zusammengerollt und in die Höhe gerafft; das »Haupt ist bedeckt mit einem flachen Helm, der nur die Hirnschale »schützt; als einzig wirksamer Schutz des Leibes dient der lange, »fast den ganzen Körper deckende Schild.« So beschrieb Kluge¹²⁾

12) Hermann Kluge, Vorhomerische Kampfschilderungen in der Ilias, Fleckeisens Jahrb. 447 (1893) S. 81—94. — Reichels Arbeit (1894) ist schon Anm. 2 angeführt; die zweite Auflage erschien 1901, vom Verfasser vorbereitet, doch erst nach seinem Tode von R. Heberdey herausgegeben.

die altertümliche Ausrüstung, deren Besonderheit er zuerst beobachtet hatte. Die Beobachtung war vortrefflich, nicht ganz so die daran geknüpfte Frage, wie sich diese Gestalten in die Scharen der erzgepanzerten Männer eingedrängt hätten; denn darin lag vorweggenommen das Urteil, daß innerhalb unserer Ilias die jüngere Bewaffnung das zuerst Gegebene und Eigentliche, die Spuren der älteren etwas Eingefügte seien. So lautete denn auch die Antwort: der Dichter selbst habe jene ungeschlachten Recken, die Zeugen einer fernen Vergangenheit, unbewußt und »unerkannt in die Schilderungen der eigenen Zeit hineingestellt«. Den umgekehrten Weg schlug Wolfgang Reichel ein, als er, ohne die Vorarbeit zu kennen, kurz darauf dieselbe Betrachtung durchführte. Er nahm nicht den jüngeren sondern den älteren Bestand zum Ausgangspunkt seiner Analyse, und folgerte so: wenn der normale Schild bei Homer der große, längliche, männerdeckende ist, so müssen Stellen, an denen ein runder Bügelschild nicht verkannt werden kann, jüngeren Ursprungs sein. Das traf für die Schilde in der Dolonie (K 452; vgl. 513) ohne weiteres zu, für den des Agamemnon in A war es nun anzunehmen. Das gleiche hatte von den Metallharnischen zu gelten, die der ursprünglichen homerischen Bewaffnung fremd, also, wo sie in der Ilias erscheinen, nachträglich eingedrungen seien.

In der Hauptsache kam Reichel dem Richtigen näher. Der Klugeschen Ansicht steht vor allem die Erwägung entgegen, daß man ihr zuliebe eine Unterbrechung in dem Entwicklungsgange der Poesie annehmen müßte: das ionische Epos wäre etwas Neues und Selbständiges gewesen, neben dem sich Stücke älterer Dichtung abgesondert erhalten hätten, aus denen die ionischen Dichter nur dies und das herübernahmen. Viel natürlicher doch, daß in der kontinuierlichen Fortpflanzung des Heldengesanges mit anderen Zuständen und Einrichtungen auch die alte Bewaffnung wie etwas Selbstverständliches beibehalten wurde, daß nur allmählich und unmerklich Züge aus der eigenen Zeit der Dichter sich einschlichen und erst in den spätesten Schichten des Epos die jüngere Vorstellung zur herrschenden geworden ist. Aber allerdings, darin hat wieder Kluge recht, sie ist nun doch, in dem Epos das wir besitzen, die überwiegende. Während, wie schon erwähnt, mehrmals nach der jüngeren Weise erzählt wird, daß ein Held seine Rüstung anlegt, gibt es für den älteren Typus nur ein Beispiel der

entsprechenden Beschreibung (O 478 ff.); und der Krieger, dem sie gilt, ist Teukros, der Bruder des Telamoniers Aias, der selbst mit dem schweren Turmschild so fest verbunden ist, daß die Sage seinen Vater wie seinen Sohn danach benannt hat. So werden wir uns in diesem Falle doch darauf beschränken müssen, Bestandteile ältester Überlieferung aus der Masse herauszufinden, und nicht hoffen können, durch Ablösung einzelner hinzugekommener Stücke einen in sich übereinstimmenden ursprünglichen Bestand herzustellen. Vollends unstatthaft ist es, jüngere Partien, die sich bei dieser Vergleichung etwa erkennen lassen, als Interpolationen zu bezeichnen, wie Reichel getan hat. Denn in einer Zeit, in der, wie er selbst sich ausdrückt, »die Dichtung noch im Flusse war«, gab es noch keine Interpolation, nicht den Unterschied von »echt« und »unecht«, sondern nur von früheren und späteren Schichten. Wer nicht anerkennen will, daß innerhalb der homerischen Poesie beide gleichberechtigt sind, wird dazu gedrängt, so notwendige Teile der Ilias wie den letzten Kampf zwischen Hektor und Achill für »interpoliert« zu erklären. Reichel hat das allerdings nicht getan, sondern sich bemüht, die entscheidende Stelle (X 324 f.) auf altnykenische Bewaffnung zu deuten (S. 40; zweite Aufl. S. 35); aber da hat ihm eben, wie auch sonst manchmal, der Wunsch, Echtes und Altertümliches in möglichst ausgedehntem Maße zu konstatieren, die Unbefangenheit der Beobachtung etwas getrübt. Richtiger urteilte über den Charakter dieser Szene Robert (Studien zur Ilias [1904] S. 224 ff. 245), der die wertvolle Beobachtung machte, daß in allen Kampfszenen, die auf T folgen, fast nur die jüngere (»ionische«) Bewaffnung vorkommt. Freilich, aus dieser Erkenntnis den gegebenen Schluß zu ziehen hat auch er sich gestraubt. Er folgert, daß die echte, altertümliche Erzählung vom Tode Hektors verloren und durch ein neues Stück von ungefähr gleichem Inhalt ersetzt worden sei. Vielmehr zeigt sich hier deutlich, daß unsere Ilias auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man früher angenommen hat, sondern daß der Plan dazu erst in der abschließenden Periode der epischen Poesie gefaßt worden ist.

Für das Nebeneinander von älterer und jüngerer Bewaffnung bieten auch die Denkmäler einen Anhalt. Reichel und Kluge waren von solchen ausgegangen, in denen, wie auf der in Mykene gefundenen Dolchklinge mit Löwenjagd, der große, längliche Schild und seine Anwendung anschaulich hervortritt. Aber auf dem

Bruchstück einer mykenischen Vase wie in dem Gemälde auf einer Grabstele gleicher Herkunft¹³⁾ sind die Krieger mit handlichem Bügelschild, Beinschienen und Wams oder Panzer bewaffnet. Dörpfeld weist hierauf hin, um zu zeigen, daß Reichel nicht recht getan habe nur die frühmykenische Bewaffnung zum Vergleich mit dem Epos heranzuziehen (Athen. Mitteil. 30 [1905] S. 284); offenbar hat sich hier noch innerhalb der mykenischen Periode der Übergang zu derjenigen Weise vollzogen, die Reichel schlechtweg als »ionisch« bezeichnete, und diese Entwicklung ist im Epos zu natürlichem Ausdrucke gekommen. Der Schild, den Agamemnon ergreift, wird Λ 32 ἀμφιβρότη genannt und doch nachher wie ein Kreisschild beschrieben. Umgekehrt heißt es N 715 von den Lokrern, sie hätten keine ἀσπίδας ἐδάκλους gehabt und deshalb ihrem Führer Aias dem Sohne des Oileus nicht ebenso helfen können wie dem Telamonier seine Gefährten, οἳ οἱ σάκος ἐξεδέχοντο, ὅπποτε μιν κάματος τε καὶ ἰδρῶς γούνατ' ἔκοιτο (710 f.); hier nennt der Dichter den Schild einen schöngerundeten, während die Situation, die ihm vor Augen steht, den Langschild erfordert. Reichel hat die Ausdrucksweise des Dichters in Λ 32 richtig beurteilt (2. Aufl. S. 42), während er das Beiwort εὔκυκλος — und so auch den κύκλος M 297 — auf ein Oval, also auf die längliche Form, deuten möchte (2. Aufl. S. 20 f.). Aber es ist gar nicht nötig eine immerhin zweifelhafte Interpretation zu Hilfe zu nehmen; daß ein Dichter »aus lebendiger Anschauung keine Vorstellung mehr vom homerischen Schilde hatte«, läßt sich für N so gut annehmen wie für Λ . Wenn in Bildwerken eine entsprechende Vermischung nicht vorkommt — mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt, daß die verschiedenen Formen in derselben Darstellung nebeneinander erscheinen —, so erklärt sich das leicht aus dem anschaulichen Charakter der bildenden Kunst. In der Dichtung aber erinnern solche Proben konventioneller Unlebendigkeit besonders stark daran, wie weit hinter der Entstehung unsrer Ilias die Zeit noch zurückliegt, in welcher die Weise homerischer Kampfschilderungen, damals noch nicht stilisiert sondern treu die Wirklichkeit nachzeichnend, zuerst geschaffen worden war.

Zu derselben Beobachtung gelangen wir bei dem Versuch, uns von den Wohnungsverhältnissen im Epos eine Vorstellung zu

13) Drerup, Homer, Abb. 43 und 37. Ich zitiere so, weil dieses nützliche Buch jedem zur Hand ist; die Originalpublikationen sind dort angegeben.

machen. Nachdem van Leeuwen (Mnemos. 29 [1904] p. 224—231) gezeigt hatte, daß die Wohnungen der Helden sehr viel einfacher gedacht sind als man früher geglaubt hatte, hat Ferdinand Noack¹⁴⁾ diese Beobachtung weiter geführt und durch Vergleichung der bei Homer gegebenen Andeutungen mit den in Kreta und Griechenland aufgedeckten Palästen eine wichtige Erkenntnis gewinnen helfen. Das Haus, das in den Schilderungen der Ilias vorausgesetzt wird und noch in denen der Odyssee die Vorstellung beeinflusst, besteht in einem einzigen Megaron; hier spielte sich das ganze Leben des Tages ab, hier saß die Frau mit den Mägden bei der Arbeit während der Hausherr seine Waffen putzte (Z 324 ff.), hier wurden die Gäste bewirtet, und im innersten Teile eben dieses Raumes (μυχῶ δόμου ὑψηλοῦ) hatte das Ehepaar sein Lager. Für erwachsene, gar verheiratete Kinder gab es besondere θάλαμοι; aber ein Gast, auch der geehrteste, erhielt sein Lager in der Vorhalle angewiesen, weil weitere Räume fehlten. Daß diese Knappheit zu der Pracht des phäakischen Königspalastes nicht stimmt, liegt auf der Hand; trotzdem schläft auch dort Odysseus ὅπ' αἰθούσῃ ἐριδοόπῳ (η 345. 336): so mächtig ist der Zwang des Konventionellen. Der Dichter hat den Widerspruch gar nicht bemerkt. Aus entgegengesetztem Grunde ist die Unterbringung in der Vorhalle in Ω auffallend, wo ja nicht von einem festen Gebäude sondern von einer Lagerhütte (κλισίῃ) die Rede ist; den Dichter hat dies nicht gestört, weil er — mehr als irgend ein anderer in der Ilias — mit Formelversen arbeitet. Und doch scheint er hier irgendwie Anstoß genommen zu haben; denn er legt dem Achill (650 ff.) eine umständliche und unwahrscheinliche Erklärung in den Mund, weshalb der Greis draußen sein Lager angewiesen erhalte¹⁵⁾. Noack sagt

14) Noack: Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos. 1903.

15) Dietrich Mülder NJb. 17 (1906) S. 45, am Schluß eines Aufsatzes über »die Phäakendichtung der Odyssee«, vermutet auf Grund dieser Äußerung Achills, daß »in dem letzten Teile der Ilias der Begleiter in der »Hauptsache einer Quelle gefolgt« sei, »in der Achill der Hauptheld, der »alleinige, von eigenen Geronten umgebene Heerkönig war, in der Agamemnon überhaupt nicht vorkam«. Danach hätte sich im Ω das Schlafen in der αἰθούσα, aus Rücksicht auf mögliche Störung, naturgemäß ergeben und wäre von da in die Odyssee übernommen worden. Nach meiner ganzen Ansicht von der Natur des letzten Gesanges vermag ich solcher Auffassung nicht Raum zu geben.

(S. 43), hier verrate sich der Epigone, der eine alte Sitte nicht mehr verstehe und sich gedrungen fühle sie zu entschuldigen. Dem hat Felix Bölte widersprochen: Achills Rede, die auf wirksamen mündlichen Vortrag berechnet sei, müsse scherzhaft verstanden werden; im Scherz stelle er es als eine ungewöhnliche Vorsichtsmaßregel hin, daß Priamos in der Halle schlafen soll, während es durchaus dem Brauche entspreche¹⁶). Ich vermag Böltes feinsinniger Deutung in diesem Falle nicht ganz zu folgen, obwohl er ἐπιχειρομέων (649) richtig erklärt. Zu einem Scherz ist die Situation doch wenig angetan, und Achill könnte sich nicht wundern, daß es ihm damit bei Priamos nicht geglückt wäre (689). Vielmehr äußert sich in seinen Worten eben die Verlegenheit des Dichters, der, nachdem er einmal das Nachtlager als formelhaften Teil der Gastfreundschaft mit herein genommen hatte, sich auch an die αἴθουσα gebunden glaubte.

Sehen wir nun aber die Grundrisse der ausgegrabenen Paläste an, so sind nicht nur die kretischen mit ihrer reichen Anlage völlig von der aus dem Epos noch erkennbaren Einfachheit verschieden, sondern auch die Königshäuser der mykenischen Blütezeit — in Arne, Mykene, Tiryns — gehen über jenen ursprünglichsten Typus hinaus, indem sie ihn vervielfacht zeigen. Noack, der dies einleuchtend darlegt (S. 20. 22), hat damit den Schluß vorbereitet, daß die Zeit, welche den epischen Stil geschaffen hat, noch am Anfang derjenigen Periode steht, die wir die mykenische nennen. Aber vor dieser Folgerung schreckt er zurück (S. 74 f.): man könne »sich ja nicht zu der Annahme versteigen, daß das Epos hierin »vormykenische Zustände widerspiegele«. Warum denn nicht? aber warum »vormykenische«? Die Perioden sind doch nicht so fest abgegrenzt, daß wir gehindert wären, eine einfachste Form des Wohnhauses, die in den Bauten der Könige von Mykene und Tiryns als grundlegendes Element verwendet ist, der mykenischen Frühzeit zuzusprechen. Für den Ausgangspunkt epischer Kunstübung wird hierdurch nur das bestätigt, was wir bei den Schilden gefunden haben, in die fernste Vergangenheit wird er gerückt; gewiß ein annehmbareres Resultat als der Ausweg, auf den sich Noack gedrängt sieht: anzunehmen, daß jene alte Hausanlage »als fester Typus die mykenische Zeit überdauert« und dann erst in die homerische Dichtung Eingang gefunden habe.

16) Bölte, Rhapsodische Vortragskunst, NJb. 49 (1907); S. 575 f.

Die Willkür, mit der Noack eine von ihm selbst gewonnene wichtige Erkenntnis zum Schluß wieder ausstreicht¹⁷⁾, hat für Dörpfeld Anlaß gegeben, die gesamte Frage nachzuprüfen¹⁸⁾. Er verwahrt sich dagegen, daß ein so gewaltsam hervorgebrachtes Resultat »dazu benutzt werde, um die Entstehung der homerischen »Gedichte in die nachmykenische Zeit zu verweisen« (S. 283. 279), und findet selbst zwischen mykenischen und homerischen Palästen, den des Odysseus eingeschlossen (S. 284), Übereinstimmung in allem wesentlichen. Das ist nun doch wohl etwas allzu summarisch gesprochen; Dörpfeld scheidet nicht scharf genug zwischen Entstehung der epischen Sangeskunst mit ihrem die folgenden Geschlechter beherrschenden Stil und der fortführenden, zuletzt abschließenden Tätigkeit, durch die unsere Ilias und Odyssee geschaffen worden sind. Man kann — mit Noack — anerkennen, daß jene erste Entstehungszeit den einfachsten Haustypus vor Augen hatte, der den Gast für immer in die αἴθουσα gebracht hat, und es doch ablehnen, die ausgebildete Wohnung des Odysseus mit dem ὄπερῶτον der Königin durch Annahme nachträglicher Umdichtung und Interpolation zu eliminieren¹⁹⁾. Doch liegt wohl das Hauptgewicht von Dörpfelds Untersuchung in dem, was er über das Verhältnis der mykenischen zu den kretischen Bauten sagt, und in den Folgerungen, die er daraus ableitet für die Entwicklung jener alten Kultur und ihren Übergang von Karern zu Achäern (S. 287—297). Ohne mir in diesen Dingen ein eigenes Urteil beizumessen, muß ich doch bekennen, daß bei dem, der von den Archäologen gern lernen möchte, allein schon die Entschiedenheit, mit der Dörpfeld hier eine Frage anerkennt und zu lösen sucht, mehr Vertrauen erweckt als das sonst vielfach beliebte Verfahren, alles, was in Kreta nachgewiesen ist, ohne weiteres auch für »mykenisch« und also »achäisch« zu halten²⁰⁾.

17) Mein Einspruch dagegen, den ich hier aus NJb. 45 (1905) S. 7 wiederhole, hat inzwischen Zustimmung gefunden bei Goeßler, »Die kretisch-mykenische Kultur und ihr Verhältnis zu Homer« (Preuß. Jahrb. 130 [1907]; S. 468 f.).

18) Dörpfeld, »Die kretischen, mykenischen und homerischen Paläste«, Athen. Mitt. 30 (1905) S. 257 ff.

19) Von welcher Seite her in diesem Punkte Noacks Irrtum (S. 64 f.) entstanden ist, habe ich NJb. a. a. O. 8 dargetan.

20) Neuere Versuche, chronologische und ethnologische Ordnung auf diesem Gebiete herzustellen, sind die von Reisch in den Mitteilungen der

In allen bisher besprochenen Fällen handelte es sich darum, daß sich altertümliche Zustände und Gebrauchsweisen, die wir durch die Ausgrabungen kennen gelernt haben, bei Homer wiederfinden, doch mit jüngeren verbunden. Das Verhältnis beider Elemente zueinander war verschieden und wird weiter die Forscher beschäftigen; darüber jedoch war nirgends ein Zweifel, daß die Mischung an sich die Folge einer Entwicklung ist, die in der Wirklichkeit stattgefunden hat. Dies gilt nun auch in bezug auf die zu Anfang erwähnte und offen gelassene Frage, wie sich die homerische Sitte der Bestattung zur mykenischen verhalte. Zwar herrscht bei Homer die Verbrennung; aber wenn er das Verbum *ταρχύειν*, das doch eigentlich »einpökeln, dörren« bedeutet, in dem allgemeineren Sinne von »bestatten« anwendet (H 85. Π 456 f.), so verrät sich darin die Erinnerung an einen Brauch, der den Vorgängern im Heldengesange vertraut gewesen sein muß und darin bestand, daß die Leichname künstlich konserviert wurden, so daß sie beigesetzt werden konnten. Dafür spricht auch der sonst unverständliche Zug (Ψ 170. ω 68), daß Gefäße mit Honig — der benutzt wurde um den Körper luftdicht einzuhüllen — auf den Scheiterhaufen gestellt werden. Helbig (HED.² 55 f.) hat aus beiden Tatsachen den richtigen Schluß gezogen, die doppelte Frage aber unbeantwortet gelassen, wie die Griechen, von denen Homer erzählt, dazu gekommen seien von den Mykenäern abzuweichen, und weiter, weshalb die der historischen Zeit zu dem einst verlassenen Brauche zurückgekehrt sind²¹). Beides hat Dörpfeld aufs glücklichste erklärt, wieder so daß man sich beschämt fühlt es nicht ohne ihn gefun-

Wiener Anthropologischen Gesellschaft 34 (1904), leichter zugänglich in der Anführung bei Kretschmer, Glotta I (1907) S. 21 f., und von Ronald M. Burrows in seinem zusammenfassenden Werke »The discoveries in Crete and their bearing on the history of ancient civilisation« (1907) p. 40 ff., der an die von Evans eingeführte Bezeichnung »früh-, mittel- und spätminoisch« anknüpft. Beherzigenswert ist, wie der Verfasser im letzten Kapitel (»Crete and the Homeric poems«) zur Vorsicht im Verwerten der Ausgrabungen mahnt, in deren Fülle und Mannigfaltigkeit leicht ein jeder Beweisgründe für das finden könne, was er zu beweisen wüschte. S. 209: *The inference we draw from the combinations will probably largely depend on our general theory as to the origin and composition of the Homeric poems.*

²¹) Vgl. Dümmler, Athen. Mitteil. 13 (1888) S. 296, und Rohde, Psyche² (1898) I 225 f.

den zu haben²²). Gedörrt, also mit Feuer behandelt worden waren die Leichen auch früher, und wurden es auch später; ἡ καίμενον ἢ κατορυττόμενον im Phädon (S. 115 E) sind nicht zwei Arten sondern zwei Teile des Verfahrens. Das Besondere, worüber Homer berichtet, ist nur, daß aus dem καίειν ein κατακαίειν gemacht wurde. Und er berichtet das mit vollem Bewußtsein, unter Angabe des Grundes, den er Nestor aussprechen läßt (H 333 f.): κατακόμεν αὐτοὺς τυτθὸν ἀποπρὸ νεῶν, ὡς κ' ὄστέα παισὶν ἕκαστος οἴκαδ' ἄγει, ἔτ' ἂν αὐτε νεώμεθα πατρίδα γαῖαν. Denen, die so beschließen sollten und nachher wirklich so verfahren, kann der Gebrauch des Feuers bei der Bestattung nicht etwas ganz Fremdes gewesen sein; darauf deutet auch die Antwort hin, die Agamemnon kurz darauf (408 ff.) dem Boten des Priamos erteilt²³). Aber völliges Verbrennen war bisher nicht Brauch gewesen. So stellt Homer es dar, durchaus verständlich. Das unstete Dasein der auf Eroberung Ausgezogenen hat wohl tatsächlich in Kleinasien eine Änderung der überkommenen Sitte herbeigeführt; Ähnliches vermutete schon Rohde (Psyche I² 41. 47 f.). Und da Ereignisse der Wanderzeit den Hintergrund für das Epos bilden, so ist es kein Wunder, daß in ihm diesmal die jüngere Sitte, die im Zusammenhang mit diesen Ereignissen entstanden war, fast ausschließlich gilt. Daß sich daneben in dem Kultus der Toten doch auch Reste von älteren Gebräuchen und in ihnen Zeugnisse eines Glaubens erhalten haben, mit dem die vollständige Verbrennung nicht vereinbar war, werden wir später sehen.

Durch das Vorstehende wird prinzipiell die Aufgabe, zu der wir durch Betrachtung der homerischen Kultur gelangt waren, klarer geworden sein. Sie kann der Grundvorstellung nicht entraten, daß das Epos allmählich und schichtenweise entstanden ist, muß es aber ablehnen, irgend eine von anderer Seite her begründete Theorie über diese Entstehung als gegeben anzunehmen und

22) Dörpfeld, »Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland«, Mélanges Nicole (1905) p. 95—104, und wieder: »Die Totenbestattung im alten Griechenland«, Südwestdeutsche Schulblätter 1908 Nr. 8. Auf Punkte in seiner Theorie, die noch der Aufklärung bedürfen, hat Burrows hingewiesen, Discoveries in Crete (1907) p. 214 f.

23) Daß bei dem πυρὸς μειλισσόμεν an lustrale Reinigung gedacht sei, vermutet gegen Rohde (I² 31) Albrecht Dieterich, Nekyia (1893) S. 197.

einen Zug in dem Bilde der Zustände und Sitten deshalb für jung oder alt zu halten, weil nach jener Theorie die Partie der Dichtung, in der er vorkommt, jung oder alt ist. Wenn diese Analyse einen selbständigen Beitrag zur Bewältigung des Gesamtproblems liefern soll, so muß ein Urteil über das Alter der verschiedenen Kulturelemente nur aus deren eigener Beschaffenheit und durch ihre sachliche Prüfung abgeleitet werden. Wie schwer es ist hierin streng zu sein, zeigt sich immer aufs neue. Auch Noack hat der Gefahr nicht ganz widerstanden, seine so wertvolle Untersuchung als Beweis für ein übernommenes Resultat der höheren Kritik dienen zu lassen, also die Entscheidung da zu holen, wo er sie bringen konnte. Roberts »Studien zur Ilias« sind von diesem Fehler ganz beherrscht. Und ein so vortrefflich angelegter Plan wie der von Louis Erhardt²⁴⁾, bei Homer einer Entwicklung der politischen Verhältnisse nachzuspüren und im Zusammenhange damit ältere und jüngere Bestandteile der Dichtung zu sondern, hat schließlich nur dazu geführt, daß die vorhandenen auf Kompositionskritik gegründeten Hypothesen über den Aufbau der Ilias um eine neue vermehrt sind. Im folgenden soll an ein paar größeren Proben der Versuch gemacht werden, die kulturhistorische Vergleichung zunächst auf sich selbst zu stellen.

I. Über das Verhältnis von Bronze und Eisen gibt es eine ältere Untersuchung von Beloch, deren Resultat er selbst in der »Griechischen Geschichte« noch einmal ausgesprochen hat, zugleich einzelne statistische Angaben berichtend²⁵⁾. Danach »wird das Eisen bei Homer nur in der Odyssee und in den spätesten Gesängen der Ilias häufiger erwähnt; in den älteren Liedern der Ilias kommt es nur verhältnismäßig selten vor, und wie es scheint fast durchweg an Stellen, die nicht zu der ursprünglichen Fassung gehören.« Diesen auf den ersten Blick einleuchtenden Gedanken hat Helbig in der Hauptsache auch zu dem seinen gemacht und beschreibt

24) Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte, 1894. Vgl. meine Besprechung Preuß. Jahrb. 75 (1894) S. 166 ff. und, mittelbar eine Entgegnung, seine Anzeige der ersten Auflage meiner »Grundfragen« ebenda 82 (1895) S. 149 ff.

25) Rivista di Filologia II (1873) S. 42 ff.; GrG. I (1893) S. 80 f. Dazu vgl. Helbig HED.² S. 329 ff. sowie, anknüpfend an meine Behandlung in der ersten Auflage des vorliegenden Buches, Herm. 32 (1897) S. 86 ff.

ganz zutreffend, wie »die Dichter im großen und ganzen an dem »in den älteren Liedern vorgebildeten poetischen Apparate festhielten«, also weiter von ehernen Schwertern und Beilen erzählten, und »nur in einzelnen Fällen ihnen Züge entschlüpften, welche »durch die fortgeschrittenere Entwicklung ihrer eigenen Zeit bestimmt waren«. Er pflichtet Beloch auch darin bei, daß Verse wie Δ 123 und Σ 34 für »spätere Einschiebsel« zu halten seien, weil hier eiserne Waffen »innerhalb der älteren Teile der Ilias« vorkommen. Aber welche Teile älter und welche jünger sind, soll doch erst, unter anderem durch das Mittel der kulturgeschichtlichen Analyse, herausgefunden werden. Wer in die selbständige Kraft dieser Analyse so wenig Vertrauen setzt, kann nicht erwarten, daß er andere von ihrem Nutzen überzeugen werde. Der Widerspruch ist denn auch nicht ausgeblieben. Ferdinand Dümmler schrieb (Athen. Mitteil. 13 [1888] S. 299): »Bei der Häufigkeit des »Eisens an allen älteren Sitzen der Griechen muß die Frage aufgeworfen werden, ob die im Epos geschilderten Zustände ursprüngliche sind.« Da das Epos »wesentlich höfisch« sei, so hielt er es »für sehr möglich, daß die Bevorzugung der bronzenen »Waffen eher ein durch orientalischen Einfluß verursachter Rückschritt als ein älterer Kulturzustand ist. Rückschlüsse aus dem »Gebrauch der Metalle auf das relative Alter einzelner Teile des »Epos« seien »daher unstatthaft«. Hier haben wir also, gerade wie vorher bei den Streitwagen, aus demselben Material und anscheinend nach demselben Prinzip gezogen zwei entgegengesetzte Schlüsse. Aber Dümmler erinnerte selber daran, daß den Vertretern der mykenischen Kultur in Griechenland das Eisen so gut wie ganz fehlte, wozu es doch aufs beste stimmt, daß auch im Epos der Gebrauch des Erzes überwiegt. Und wie soll man sich jenen Rückschritt vorstellen, den orientalischer Einfluß an den Höfen Kleinasiens verursacht hätte? Griff man wirklich wieder zu dem älteren Metall, oder entschlossen sich bloß die Dichter in ihrer Schilderung veraltete Zustände zu erneuern? Dümmler sagt hierüber nichts, versucht auch gar nicht ein allmähliches Wiedereindringen der Bronze aus Inhalt und Sprachgebrauch der Epen nachzuweisen; das einzige was er in dieser Art erwähnt, das bronzene Schwert das Euryalos dem Odysseus »in einer jungen Partie θ 403« schenkt, erledigt sich ohne weiteres dadurch, daß Beiwörter wie *παρχάλκειον* eben zu dem überlieferten Wortschatz der Sänger gehörten. Wäre

Dümmel auf diesen Punkt eingegangen, so würde er selbst erkannt haben, wie offenkundig der Tatbestand dafür zeugt, daß auch in der Dichtung — ebenso wie in der Wirklichkeit — Eisen das jüngere Metall ist. Daß in den bei Hesiod erhaltenen Mythen das eiserne Zeitalter auf das eherne folgt (ἔργα 151), ist doch auch kein Zufall. Bei Homer findet sich, während χάλκεον ἔγχος, δόρυ χάλκεον, ξίφος χάλκεον oft begegnen, kein einziges Epitheton dieser Waffen, das vom Namen des Eisens gebildet ist; an den vereinzelt Stellen, wo von einem eisernen Schwert die Rede ist, heißt es einfach σίδηρος.

Wenn die einander genau widersprechenden Ansichten, über die wir hier berichtet haben, beide ganz oder teilweise verfehlt sind, so ist es wohl das vorsichtigste einzugestehen, daß das Verhältnis der beiden Metalle für eine Altersbestimmung überhaupt nicht verwertbar ist? In der Tat, diesen skeptischen Satz hat man mehrfach ausgesprochen. F. B. Jevons suchte ihn in einem Artikel des Journal of Hellenic Studies (13 [1892/3] p. 25 ff.) zu beweisen, indem er eine unter den Hypothesen über die Komposition der Ilias, die von Leaf, als richtig annahm und zeigte, daß auf die kleinere Hälfte der Ilias, die Leaf für älteren Bestand hält, auch nicht viel weniger als die kleinere Hälfte der 23 in der Ilias vorkommenden Beispiele des Eisens kommen, also das Verhältnis von Eisen zu Bronze in den älteren Teilen dieses Epos wesentlich dasselbe ist wie in den jüngeren. Aber bei allem Respekt, den man vor Walter Leaf haben muß — die Bücher Δ Ε Ζ Η »sind« doch noch nicht Teile der ältesten Ilias, weil Leaf sie dafür hält; sondern, wenn er und andere durch allgemeine Erwägungen zu einer solchen Ansicht gekommen sind, nun aber sich herausstellt, daß diese Lieder innerhalb des Epos auf einer relativ späten Kulturstufe stehen, so dürfen wir nicht diese Beobachtung verleugnen noch auch, wie Beloch wollte, durch Athetese einzelner Verse korrigieren: vielmehr ist nun die Frage, ob dem neuen Resultat gegenüber jene Ansicht wird behauptet werden können.

Auf dem Wege bloßer Zahlenstatistik ist eine Entscheidung überall nicht zu hoffen. Es kommt darauf an die 48 Beispiele des Eisens einzeln zu betrachten und ihrer Art nach zu vergleichen. Dabei finden wir denn folgende Gruppen.

1. Verhältnismäßig zahlreich sind die Stellen (9), an denen Eisen überhaupt nur als Gegenstand des Besitzes genannt wird,

ohne eine bestimmte Vorstellung von der Art wie es verwendet ist. Der Vers *χαλκός τε χρυσός τε πολύκμητός τε σίδηρος* steht dreimal (Z 48. K 379. Λ 133), um den Reichtum eines Mannes zu bezeichnen, der davon wohl ein Lösegeld für seinen gefangenen Sohn aufbringen könne. Denselben Vers gebraucht ξ 324 der Bettler bei Beschreibung der Schätze, die Odysseus mit heimbringen werde. Auch φ 10 ist er formelhaft gesetzt, wo von den *κειμήλια* die Rede ist, die in der Zeugkammer des Königs liegen. Unter den Kampfpreisen, die Achilleus aussetzt, nennt der Dichter Ψ 261 *γυναῖκας ἐυζώνους πολίων τε σίδηρον*; und der gleichen Worte bedient sich I 366 der Held selber, wo er von der Beute spricht, die er mit nach Phthia nehmen werde: Gold, Kupfer, Frauen und Eisen. Als Tauschmittel führt der falsche Mentès α 184 *αἶθωνα σίδηρον* mit, um dafür Kupfer oder Bronze zu holen; und *αἶθωνι σιδήρῳ* kaufen Η 473 manche Achäer Wein von den Schiffen, die aus Lemnos gekommen sind. In all diesen Fällen ist natürlich vorausgesetzt, daß das Eisen irgendwie zu Geräten oder Werkzeugen verarbeitet ist, seien es auch nur jene Stifte die später den Namen des griechischen Geldes geliefert haben; aber das Eisengerät bildet kein Glied im Zusammenhange der Handlung.

2. In ähnlicher Weise nur von ferne betrachtet erscheint das Metall da, wo es in übertragenem Sinne angeführt wird, meistens sprichwörtlich zum Ausdruck einer besonderen Festigkeit des Körpers oder der Seele. Dies geschieht im ganzen 15 mal. Apollon ruft den Troern zu, sie sollen tapfer auf die Argeier eindringen, *ἐπεὶ οὐ σοὶ λίθος χρώς οὐδὲ σίδηρος* (Δ 510). Eurylochos staunt über die Zähigkeit, mit der Odysseus Mühen und Entbehrungen erträgt: *ἦ ῥά νυ σοὶ γε σιδήρεα πάντα τέτυκται* (μ 280). Wie der verkleidete König seiner Gemahlin gegenüber sitzt, wird er beinahe zu Tränen gerührt, bezwingt sich aber und seine Augen bleiben starr *ὡς εἰ κέρα ἢ σίδηρος* (τ 211). Nachher, als er der alten Amme, die ihn erkannt hat, Stillschweigen auferlegt, verspricht sie ihm, sie wolle aushalten *ὡς ἔτε τις στερεὴ λίθος ἢ σίδηρος* (τ 494). Öfter wird das Herz »eisern« genannt: *ἦτορ Ω 205. 521. ψ 172, θυμός X 357. ε 191, κραδίη δ 293*. Als Hektor noch voll Zuversicht ist für den Kampf mit Achilleus, sagt er, er wolle jenem entgegengehen auch wenn er *πυρὶ χεῖρας ἔοικε μένος δ' αἶθωνι σιδήρῳ* (I 372). Ein paarmal bieten Erscheinungen der unbeseelten Natur Anlaß zur metaphorischen Anwendung des Wortes: das

Feuer wird Ψ 177 als πυρός μένος σιδήρεον umschrieben, und von den Freiern heißt es ο 329. ρ 565, daß ihr Übermut σιδήρεον οὐρανὸν ἔχει. Und damit verwandt ist die uneigentliche Bedeutung des Adjektivs in den Versen P 424 f.: ὦς οἱ μὲν μάρναντο, σιδήρειος δ' ὄρουμαγδὸς χάλκεον οὐρανὸν ἔχε δι' αἰθέρος ἀτρογέτοιο.

Der Vergleich, der dem eben geschilderten Sprachgebrauch zugrunde liegt, konnte nur gemacht werden, wenn dem Dichter und seinen Zuhörern das Eisen bekannt war; und daraus muß man folgern, daß es auch einen Gegenstand der täglichen Benutzung bildete. Bemerkenswert ist, wie sich der übertragene Gebrauch bei der Bronze stellt. Da gibt es nur 4 Stellen gegen jene 15 vom Eisen: χάλκεον ἦτορ B 490, χάλκεος ὕπνος Λ 244, ὅπα χάλκεον Σ 222, χάλκεος οὐρανός P 425; denn αὐγὴ χαλκείη N 344 ist nicht bildlich gemeint, sondern ist der ganz eigentliche Glanz des Erzes κορόθων ἄπο λαμπομενάων. Diese Bevorzugung des Eisens in der bildlichen Redeweise hängt mit der von Arthur Platt beobachteten Tatsache (oben S. 266) zusammen, daß auch die ausgeführten Gleichnisse bei Homer nicht aus dem Bereiche des ritterlichen Lebens gegriffen sind, wie es die Helden der Vorzeit geführt hatten, sondern aus den alltäglichen Erfahrungen der Leute bescheidenen Standes, zu denen die ionischen Sänger gehörten. Man erkennt deutlich: das Eisen beschäftigte die Phantasie der Menschen lebhafter als das Kupfer; es war etwas Neues, dessen Besitz man schätzte, dessen Eigenschaften man bewunderte wo es im täglichen Leben Verwendung fand. Von seinem Vorkommen innerhalb der Ereignisse, die erzählt werden, geben die 24 bisher besprochenen Stellen kein Zeugnis.

3. Von ähnlicher Art sind 3 weitere Fälle, wo zwar Geräte oder Konstruktionsteile aus Eisen erwähnt werden, aber solche, die nur in der Vorstellung existieren. Jevons machte (p. 28) mit Recht darauf aufmerksam, daß der Dichter dem Tartaros (Θ 15) ein eisernes Tor geben konnte, ohne bei irgend einem Könige seiner Bekanntschaft ein Burgtor von Eisen gesehen zu haben; von ganz derselben Art ist (E 723) die eiserne Achse am Wagen der Götinnen. Und wenn Athene-Mentes versichert, Odysseus werde nicht mehr lange seinem Vaterlande fern sein, οὐδ' εἴ πέρ ἐ σιδήρεα δέσματ' ἔχουσιν (α 204), so steht der Name des wunderbar harten Metalles hier ebenso sprichwörtlich wie in den übertragenen Beispielen der vorigen Gruppe; daß man zur Zeit des Dichters von α

Ketten aus Eisen hergestellt habe, darf aus seinen Worten noch nicht geschlossen werden.

4. Den Boden der Wirklichkeit betreten wir erst da, wo aus Eisen verfertigte Stücke in der Handlung des Gedichts eine Rolle spielen. Zunächst und überwiegend sind es Werkzeuge, nicht Waffen: das hat schon Helbig (S. 330 f.) bemerkt. Man könnte geneigt sein zu folgern — wie ich selber einst getan habe —, daß die Griechen Pflug und Axt früher als Schwert und Lanze von Eisen gefertigt hätten. Wahrscheinlicher ist doch, daß für die Waffen das altertümliche Metall deshalb festgehalten wurde, weil die Kampfschilderungen, in denen sie vorkamen, aus alter Überlieferung stammten — so urteilt auch Burrows im Schlußkapitel seines Buches über Kreta (S. 216) —, während in den Zügen des gewerblichen Lebens, die ein Dichter von sich aus hinzutut, naturgemäß die eignen Erfahrungen und Anschauungen stärker mit-sprachen. Wie Achill eine schwere eiserne Scheibe als Preis für den besten Diskoswerfer aussetzt, sagt er (Ψ 832 ff.): wer die bekäme, würde vom entlegenen Landgut aus seinen Hirten oder Pflüger nicht in die Stadt zu schicken brauchen um Eisen zu holen, sondern würde für fünf Jahre daran genug haben. Gleich nachher bezeichnet der Verfasser von Ψ die Beile, die der Sieger im Bogenschuß erhalten soll, kollektiv als $\iota\sigma\epsilon\nu\tau\alpha$ $\sigma\acute{\iota}\delta\eta\rho\omicron\nu$ (850). Und dasselbe Werkzeug ist Δ 485 f. gemeint: $\tau\eta\gamma$ [d. i. $\alpha\acute{\iota}\gamma\epsilon\iota\rho\omicron\nu$] $\mu\acute{\epsilon}\nu$ θ' $\acute{\alpha}\rho\mu\alpha\tau\omicron\pi\eta\gamma\acute{\omicron}\varsigma$ $\acute{\alpha}\nu\eta\rho$ $\alpha\acute{\iota}\theta\omega\nu\iota$ $\sigma\iota\delta\acute{\eta}\rho\omega$ $\acute{\epsilon}\xi\acute{\epsilon}\tau\alpha\mu'$, $\acute{\omicron}\phi\rho\alpha$ $\acute{\iota}\tau\omicron\nu$ $\kappa\acute{\alpha}\mu\psi\eta$ $\pi\epsilon\rho\iota\kappa\alpha\lambda\lambda\acute{\epsilon}\iota$ $\delta\acute{\iota}\phi\epsilon\rho\omega$. Dazu stellt sich aus der Odyssee die ganze Reihe der Stellen, an denen die Beile, durch deren Öffnungen man hindurchschießen soll, zusammenfassend $\sigma\acute{\iota}\delta\eta\rho\omicron\varsigma$ genannt werden: τ 587. φ 3. 81. 97. 114. 127. 328. ω 168. 177. Ihnen muß noch φ 61 f. hinzugefügt werden, wo Penelope die Geräte für den Bogenkampf aus der Kammer hervorholt, $\tau\eta$ δ' $\acute{\alpha}\rho'$ $\acute{\alpha}\mu'$ $\acute{\alpha}\mu\phi\acute{\iota}\pi\omicron\lambda\omicron\iota$ $\phi\acute{\epsilon}\rho\omicron\nu$ $\acute{\omicron}\gamma\chi\iota\omicron\nu$, $\acute{\epsilon}\nu\theta\alpha$ $\sigma\acute{\iota}\delta\eta\rho\omicron\varsigma$ $\kappa\acute{\epsilon}\iota\tau\omicron$ $\pi\omicron\lambda\acute{\upsilon}\varsigma$ $\kappa\alpha\acute{\iota}$ $\chi\alpha\lambda\kappa\acute{\omicron}\varsigma$, $\acute{\alpha}\acute{\epsilon}\theta\lambda\iota\alpha$ $\tau\omicron\iota\omicron$ $\acute{\alpha}\nu\alpha\kappa\tau\omicron\varsigma$. Denn ob auch hier der Ausdruck kaum weniger allgemein ist als in dem oben (unter 1) angeführten Formelverse, so muß man doch glauben, daß in dieser Umgebung der Erzähler ganz bestimmt die Beile im Sinne gehabt hat.

5. Und nun endlich die Waffen. Nicht öfter als 7, im Grunde sogar nur 5 mal sind sie von Eisen, in zwei großen Epen, in denen doch von Kampf und Mord reichlich die Rede ist. Dabei ist schon (S. 284) erwähnt worden, daß es zu den allgemein gebräuchlichen

Waffen Beiwörter, die vom »Eisen« hergenommen sind, überhaupt nicht gibt; nur die Keule des Bötters Areithoos heißt (H 144. 144) *σιδηρείη κορόνη*. Aber das war auch ein ganz ungewöhnliches Stück, das seinem Träger den Beinamen *κορονήτης* eingebracht hatte und deshalb auch vom Dichter als etwas Besonderes hervorgehoben wird. Anders ist es Δ 123, wo die Spitze am Pfeile des Pandaros kurzweg *σίδηρος* genannt, also vorausgesetzt wird, daß den Zuhörern Pfeile mit eiserner Spitze bekannt sind. Und dazu stimmen dann wieder zwei weitere Stellen: Antilochos, der dem Peliden die Nachricht vom Tode seines Freundes gebracht hat, fürchtet *μη λαιμὸν ἀπαμήσειε σιδήρω* (Σ 34); und die Rinder, die dem Patroklos zu Ehren geschlachtet wurden, *δρέχθουν ἀμφὶ σιδήρω σφαζόμενοι* (Ψ 30 f.). In beiden Fällen ist an ein Schwert, vielleicht genauer im zweiten an ein Messer gedacht; daß dafür einfach *σίδηρος* gesagt wurde, war nur möglich in einer Zeit, in der eiserne Waffen nichts Ungewohntes mehr waren. Und dies gilt in noch höherem Grade für den sprichwörtlich ausgeprägten Gedanken, der in der Odyssee zweimal in gleichem Zusammenhange erscheint, zur Rechtfertigung dafür daß Telemach die Waffen aus dem Männersaale fortgeschafft hat (π 294. τ 13): *αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος*.

6. Ganz für sich steht die Erwähnung des Eisens in der *Κυκλώπεια*: der heiße Pfahl im Auge des Polyphem zischt so laut wie ein Stück glühendes Eisen, das der Schmied in kaltes Wasser taucht, um es hart zu machen (ι 393). Dieser Vergleich setzt nicht nur Bekanntschaft mit eisernen Geräten, sondern, mindestens beim Dichter, auch eine anschauliche Vorstellung von der Art, wie es bearbeitet wird, voraus. —

Blicken wir von hier zurück, so bietet sich ein etwas anderes Bild dar, als ich früher zu erkennen glaubte, wo ich den Unterschied in bezug auf Geräte und Waffen wohl nicht richtig beurteilte. An der Grundanschauung aber muß ich festhalten, daß die Häufigkeit und noch mehr die Aktualität im Auftreten des Eisens ein Zeichen für relativ späten Ursprung einer Partie ist. Daß auch die Ilias zum Abschluß gekommen ist in einer Zeit, als die Kenntnis des Eisens schon weit verbreitet war, brauchte mir nicht entgegengehalten zu werden; denn das hatte ich selbst gesagt. Und wenn Polak²⁶⁾ hinzufügt, die Erwähnung des Eisens habe sich

26) In der früher (S. 115. 125 f.) angeführten Abhandlung S. 423.

von der zur Zeit der Dichter bestehenden Gebrauchsweise aus manchmal durch Zufall da eingeschlichen, wo dem traditionellen Stile gemäß Bronze hätte genannt werden sollen, so ist von diesem Gedanken aus nur noch ein Schritt, und kaum ein merkbarer Schritt, zu dem was ich behaupte. Lebten denn »die Dichter« alle zu gleicher Zeit? Polak scheidet ja selber eine äolische und eine ionische Periode des Epos. War für alle Zeitstufen innerhalb dieser beiden Perioden Eisen gleich sehr schon das gebräuchliche Metall? lag für alle die Versuchung gleich nahe, es an Stelle der in der poetischen Sprache noch herrschenden Bronze einzusetzen? Sicherlich nicht, sondern hier gab es, in einer durch Jahrhunderte gehenden Entwicklung, Unterschiede und Stufen. Im Hinblick auf diese verdient es doch verzeichnet zu werden, wiewohl dabei der Zufall mitspielen kann, daß in der Ilias die Gesänge Α Β Γ Μ Ν Ξ Ο Π Τ Φ, in der Odyssee β γ ζ η θ κ λ ν σ υ χ ohne jedes Beispiel des Eisens sind. Wenn dann aber von den 23 Beispielen der Ilias 3 auf Δ, 3 auf Η, 5 auf Ψ, 2 auf Ω kommen, die übrigen 10 sich auf ebenso viele Bücher zu je einem verteilen, so heben sich deutlich diese vier Gesänge als Teile einer jüngsten Schicht von der Mehrzahl der übrigen ab. Für Ψ und Ω ist dies ohnehin wohl anerkannt; für Δ und Η aber wird es dadurch bestätigt, daß hier auch die Art der Erwähnung eine besonders spät eingedrungene ist: von den geringen Spuren eiserner Waffen in der Ilias steht eine in Δ, eine in Η.

II. In historischer Zeit bestand bei den Griechen die feste Sitte, daß ein Mädchen das sich verheiratete von ihren Angehörigen mit einer Mitgift ausgestattet wurde. In alter Zeit war es anders gewesen; davon weiß Aristoteles zu berichten (Polit. II 5 [8] p. 1268 b, 39): τοὺς ἀρχαίους νόμους (φαίη ἄν τις) λίαν ἀπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικοῦς· ἐσιδηροφούντο τε γὰρ οἱ Ἕλληνας καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο παρ' ἀλλήλων. Und der ursprüngliche Zustand ist bei Homer noch durchaus der herrschende. Von Andromache heißt es (X 472), Hektor habe sie in sein Haus geführt ἐκ δόμου Ἡετίωνος, ἐπεὶ πόρε μυρία ἔδνα. Dieselbe Begründung kehrt mit gleichen oder ähnlichen Worten in anderen Fällen wieder (II 178. 190. λ 282), so daß man, mag auch die Etymologie des Wortes ἔδνα zweifelhaft sein, deutlich sieht: es bezeichnet den Kaufpreis, den der Bräutigam für das Mädchen dem Vater bezahlt. Von Antenors Sohn Iphidamas, der eine Tochter seines Großvaters Kisses geheiratet hatte, wird erzählt, er sei fern von seiner Gattin

gefallen, ἦς οὐ τι χάριν ἴδε, πολλὰ δ' ἔδωκεν (Λ 243). Odysseus' Eltern haben seine Schwester Ktimene nach Same gegeben καὶ μῦρ' ἔλοντο (ο 367). Zuweilen wird statt der ἔδνα eine Dienstleistung gefordert oder angeboten: so wollte Neleus seine Tochter Pero nur dem geben, der die Rinder des Iphiklos aus Phylake holen würde (λ 288 f.); und Othryoneus hoffte die schönste von Priamos' Töchtern, Cassandra, ohne Kaufpreis (ἀνάεδνον) zu gewinnen, wenn er die Achäer aus Troas vertrieben hätte (Ν 366). Als er nachher von der Hand des Idomeneus fällt, spottet dieser: der Tote hätte einen ähnlichen Handel mit Agamemnon eingehen können; und indem er ihn an sich zieht um ihn der Waffen zu berauben, sagt er (384 f.): ἀλλ' ἔπευ, ὄφρ' ἐπὶ νηυσὶ συνώμεθα ποντοπόροισιν ἀμφὶ γάμῳ, ἐπεὶ οὐ τοὶ ἐδνωταὶ κακοὶ εἶμεν. Ganz unentgeltlich sein Schwiegersohn zu werden bietet Agamenon dem Achill an, den er versöhnen will (Ι 446 = 288): drei Töchter habe er zu Hause in Argos, τῶν ἦν κ' ἐθέλησι φίλην ἀνάεδνον ἀγέσθω. Und die gleiche Bereitwilligkeit erklärt (η 344) Alkinoos seinem Gaste, um den hilflos und natürlich besitzlos ans Gestade Geworfenen zu ehren und wegen der Bedenken, die er selbst soeben geäußert hat, zu beruhigen. Solche Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß die Braut gekauft werden mußte. Wie wenig man darin etwas Anstößiges oder nur Unzartes empfand, beweist Odysseus, der es in seiner wohl überlegten Anrede an die phäakische Königstochter erwähnt; er preist den glücklich (ζ 159), ὅς κέ σ' ἐδνοῖσι βρίσας οἰκόνδ' ἀγάγηται. Trotzdem blieb das Bewußtsein lebendig, daß es sich um ein Geschäft handelte, bei dem jeder Teil sein eignes Interesse im Auge hatte, und das rückgängig gemacht werden konnte wenn der eine sich übervorteilt sah. In dem Liede des Demodokos läßt der Dichter, als Aphroditens Untreue offenkundig ist, den betrogenen Ehemann drohen (θ 347 ff.): ἀλλὰ σφωε δόλος καὶ δεσμὸς ἐρύξει, εἰς ὃ κέ μοι μάλα πάντα πατὴρ ἀποδώσιν ἔδνα, ὅσα οἱ ἐγγυάλιξα κυνώπιδος εἶνεκα κούρης.

Die Bedeutung des Wortes ἔδνα blieb natürlich auch den Alexandrinern nicht verborgen. So lautet ein Scholion A zu Ν 382, das wenigstens zum Teil auf Aristonikos zurückgeht: ἡ διπλῆ ὅτι ἔδνα ἐδίδοσαν οἱ μνηστῆρες· »ἐδνωταὶ« δὲ κηδεσταί, πενθεροί· οὗτοι γὰρ τὰ ἔδνα παρὰ τῶν μνηστευομένων ἐδέχοντο (so Cobet für ἐνεδέχοντο). Aber es stehen andere Zeugnisse gegenüber, die nicht ganz dazu stimmen. Zu II 478 hat Aristonikos notiert, ὅτι ἔδνα τὰ ὑπό

τῶν γαμούντων διδόμενα ταῖς γαμουμέναις, wonach die Geschenke nicht dem Vater sondern der Braut selbst gegeben worden wären. Mit Rücksicht darauf hat Friedländer an der vorigen Stelle (N 382) den zweiten Teil der Bemerkung, die Erklärung von ἐδνωται, dem Aristonikos abgesprochen und nicht mitgedruckt. Vielleicht mit Recht; denn diese Erklärung ist zwar die richtige, steht aber vereinzelt da, während die andere mehrfach wiederkehrt. Sie findet sich z. B. im Lexikon des Apollonios: »ἔδνα« τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μεμνηστευμέναις διδόμενα δῶρα, und ähnlich bei Hesychios: »ἔδνα« φερνή, τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μνηστευόμεναις διδόμενα· »μελία« δὲ τὰ ὑπὸ τῶν γονέων ταῖς γαμουμέναις. Hier ist konfuserweise der Begriff der φερνή (Mitgift) mit herangezogen; außerdem, wohl in entfernter Erinnerung an I 147, ein Zusatz über μελία gemacht. Wichtiger aber als beides ist der Unterschied in der Zeitform des Partizipiums, μνηστευόμεναις statt μεμνηστευόμεναις, der auf ein wirkliches Schwanken der Ansichten hinzudeuten scheint. Denn noch in einer dritten Form hat sich, auch bei Hesychios, dieselbe Angabe erhalten: »ἀνάδνον« ἄπροικον, χωρὶς ἔδνων· ἔδνα δὲ ἐστὶ τὰ πρὸ τῶν γάμων ταῖς γαμείσθαι μελλούσαις παρὰ τῶν μνηστήρων διδόμενα δῶρα. Die Frage, in welchem Zeitpunkt genau genommen die Geschenke gegeben wurden, ist für die sittengeschichtliche Entwicklung nicht ohne Interesse, aber der Unterschied in diesem Punkte doch nicht so groß, daß man Bedenken tragen müßte die in der Hauptsache immerhin übereinstimmenden Erklärungen aus einer gemeinsamen Quelle abzuleiten. Als solche sieht Cobet Aristarch an, und Friedländer hat ebenso geurteilt. Man könnte einwenden, daß die sachlich richtige Auffassung, die in dem zweiten Teil des Scholions zu N 382 gegeben ist, besser für Aristarch passe, die Unklarheit in den übrigen Zeugnissen auf Rechnung seiner Nachfolger zu setzen sei; aber das würde sich schwer beweisen lassen. Es kommt auch nicht allzuviel darauf an. Selbst wenn Aristarch irrtümlich sich ἔδνα als Geschenke dachte, die der Braut vom Bräutigam gegeben wurden, so verdient er dafür nicht den Spott und Tadel, den Cobet (MCr. 243) über ihn ausgießt. Denn der Übergang von der Sitte des Brautkaufes zu der der Mitgift hat sich tatsächlich bei manchen Völkern²⁷⁾ in

27) Beispiele für dieses Übergangsstadium aus den Sitten jetzt lebender Völker findet man bei A.H. Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte

der Weise vollzogen, daß die Gewohnheit aufkam der Tochter den vom Schwiegersohn erhaltenen Preis ganz oder teilweise zur Ausstattung mitzugeben. Ob dies auch in Griechenland so gewesen ist und ob dem Aristarch etwas davon bekannt war, wissen wir freilich nicht; vielleicht sind die Worte des Chores in Äschylos' Prometheus 559 f. *ὅτε τὰν ὀμοπάτριον ἔθνοισι ἄγαγεσ' Ἡσιόταν πιθὼν δάμαρτα κοινόλεκτρον*, die Cobet (p. 249) als Probe eines mißverständlichen Gebrauches anführt, natürlicher Ausdruck des Überganges zu einer geänderten Sitte. Soviel aber steht fest, daß schon die homerische

des Familienrechts (1889) S. 179 f. Lehrreich ist auch der allmähliche Wandel der sich auf dem Gebiete des germanischen Rechts vollzogen hat. Daß die Ehe hier jemals ein »Kauf des Weibes« gewesen sei, bestritt Felix Dahn (z. B. Deutsche Geschichte I 4 [1883] S. 135), ist aber mit dieser Ansicht nicht durchgedrungen, wofür ich mich begnüge auf Rob. Bartsch, Die Rechtsstellung der Frau als Gattin und Mutter (1903) S. 62, zu verweisen. Doch von Anfang an bestand schon in den Zeiten, wo das Institut der Kaufehe noch ganz lebendig war, daneben der feste Brauch, daß auch die Frau dem Manne etwas an Besitz zubrachte. Darüber sagt Tacitus Germ. 18: *Dotem non uxor marito sed uxori maritus offert. intersunt parentes ac propinqui ac probant munera, non ad delicias muliebres quaesita nec quibus nova nupta comatur, sed boves et frenatum equum et scutum cum frama gladioque* [vgl. dazu die nachher zu besprechende Stelle σ 278 f.]. *in haec munera uxor accipitur, atque invicem ipsa armorum aliquid viro adfert: hoc maximum vinculum, haec arcana sacra, hos coniugales deos arbitrantur.* Den inneren Sinn der ihm fremden Einrichtung hat der Römer nicht ganz verstanden, den Hergang aber richtig beschrieben. Noch in fränkischer Zeit vollzog sich bei einem großen Teile der deutschen Stämme die Eheschließung in der altertümlichen Form des Brautkaufes; »vielfach muß aber die Sitte bestanden »haben, daß der Vormund den erhaltenen Preis (*Wittum*) der Braut ganz »oder teilweise in die Ehe mitgab. — — So wurde der Kaufpreis, ohne »zunächst seine juristische Natur zu ändern und seine Notwendigkeit für »jede vollgültige Ehe zu verlieren, zu einer von dem Vormunde aus- »bedungenen Dos des Bräutigams an die Braut.« Die Entwicklungsstufe, die Richard Schröder (Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte² [1894] S. 294 f.; vgl. S. 300) in diesen Sätzen bezeichnet hat, entspricht genau der Auffassung der ἔθνη, wegen deren Aristarch von Cobet getadelt wird. In Deutschland trat die Vorstellung des Kaufes seit dem 12. Jahrhundert zurück (s. Schröder S. 699 f.), das Wittum wurde nur noch durch ein Handgeld angedeutet, das der Bräutigam, meist in Gestalt des Eheringes, bot; und auch dieser letzte Rest der alten Anschauung verschwand, als, seit dem 13. Jahrhundert, der Ringwechsel üblich wurde. Auf der andern Seite sind Bedeutung und Umfang der *Gerade*, d. h. des Besitztums das die Braut dem Manne zubrachte, immer mehr gewachsen.

Dichtung bis in die Zeit herabreicht, in der der ältere Gebrauch allmählich verlassen wurde und der jüngere aufkam. Wie Priamos von der Hoffnung spricht, Lykaon und Polydoros, die ihm Laothoe die Tochter des Altes geboren hat, aus der griechischen Gefangenschaft zurückzukaufen, gedenkt er der Schätze, welche diese seine Gemahlin von ihrem Vater mitbekommen hat: πολλὰ γὰρ ὅπασε παιδὶ γέρων ὀνομάκλυτος Ἄλτης (X 54). Und Agamemnon begnügt sich nicht damit Achill gegenüber auf eine Zahlung für die Tochter die er ihm geben will zu verzichten, sondern fügt das Versprechen hinzu (I 447 f.): ἐγὼ δ' ἔπι μείλια δώσω πολλὰ μάλ', ὅσσ' οὐ πώ τις ἔῃ ἐπέδωκε θυγατρὶ.

Aber diese Stelle ist für Cobet ein Grund mehr Aristarch zu schelten: er habe so verschiedene Dinge wie ἔδνα und μείλια verwechselt; das trete besonders in der Anmerkung zu β 53 hervor. Dort klagt Telemach in öffentlicher Rede über die Zudringlichkeit der Freier (52 ff.):

οἱ πατὴρς μὲν ἐς οἶκον ἀπερρίγασιν νέεσθαι
 Ἰκαρίου, ὅς κ' αὐτὸς ἐδνώσαιο θυγάτρα,
 δοίῃ δ', ἧ κ' ἐθέλοι καὶ οἱ κεχαρισμένος ἔλθοι.
 55 οἱ δ' εἰς ἡμέτερον πωλεόμενοι κτλ.

Dazu bemerkt Aristonikos: κυρίως μὲν ἔδνα ἐστὶ τὰ διδόμενα ὑπὸ τοῦ γαμοῦντος τῇ γαμουμένῃ· νῦν δὲ καταχρηστικῶς κεῖται ἡ λέξις ἀντὶ τοῦ »χρήματα ἐπιδοίη«. Cobet macht sich über die Wendung νῦν δὲ καταχρηστικῶς lustig und verlangt, daß auch hier die echte Bedeutung von ἔδνα zugrunde gelegt, ἐδνώσαιο also übersetzt werde: »für Brautgeschenke verkaufen würde«. Die neueren Erklärer sind teils der einen teils der anderen Auffassung gefolgt. Um die Frage zu entscheiden, wollen wir die Stellen, an denen von ἔδνα in bezug auf die Freier der Penelope die Rede ist, vergleichen, nur die, welche selbst erst der Erklärung bedürfen, vorläufig außer Betracht lassen.

Daß die Hand der Penelope, wie jeder anderen Frau, dem gebühre, der den größten Preis zahlt, darüber herrscht nirgends ein Zweifel. Als Telemach dem fremden Bettler gegenüber seine Notlage schildert, die dadurch begründet ist daß seine Mutter zu keinem Entschluß kommen kann, sagt er, sie schwanke ob sie noch länger im Hause bleiben solle: ἢ ἤδη ἄμ' ἔπηται, Ἀχαιῶν ὅς τις ἄριστος μνάται ἐνὶ μεγάροισιν ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρῃσιν

(π 76 f.). Von den Freiern gibt Agelaos dem Telemach in freundlicher Absicht den Rat, er möge seiner Mutter zureden, γήμασθ', ὅς τις ἄριστος ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρησιν (ο 335). Die gleiche Anschauung liegt den resignierten Worten zugrunde, mit denen φ 161 f. Leodes den Bogen, den er nicht spannen konnte, bei Seite stellt. Und Penelope selbst deutet an, nach welchem Maßstabe sie, wenn überhaupt, den neuen Gemahl wählen wird (τ 528 f.): ὅς τις ἄριστος μῆται ἐνὶ μεγάροισι πορῶν ἀπερείσια ἔδνα. Noch ist sie freilich weit von diesem Entschluß entfernt, und was Athene in Sparta an Telemach berichtet, es sei nahe daran, daß seine Mutter dem Eurymachos die Hand reiche, ist nur erdacht um jenen zur schnellen Heimkehr zu bewegen; aber charakteristisch ist doch die Art, wie sie ihre falsche Aussage begründet (ο 17 f.): ὁ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας μνηστῆρας δώροισι καὶ ἐξώφελεν ἔδνα. Danach kann auch β 53 ἐδνώσαιο nicht anders gemeint sein. Telemach will sagen: »Die Freier sträuben sich in das Haus des Ikarios zu gehen, der seine Tochter dem Meistbietenden unter ihnen verkaufen würde.« Sonst würde man auch gar nicht verstehen, warum die Freier sich gegen dieses Verfahren sträuben (ἀπερρίγασι); wenn die Aussicht bestünde, daß der glückliche Bewerber noch Geschenke dazu bekäme, so hätten sie alle Ursache einverstanden zu sein.

Die Stelle in Telemachs Rede ist also von Cobet richtig erklärt; aber müssen wir nun auch die Konsequenzen annehmen, die er daraus gezogen hat? Es handelt sich da um die Forderung, die Eurymachos in seiner Gegenrede erhebt (β 494 ff.):

Τηλεμάχῳ δ' ἐν πᾶσιν ἐγὼν ὑποθήσομαι αὐτός·
 195 μητέρα ἦν ἐς πατρός ἀνωγέτω ἀπονέεσθαι·
 οἱ δὲ γάμον τεύξουσι καὶ ἀρτυνέουσιν ἔδνα
 πολλὰ μάλ', ὅσσα ἔοικε φίλης ἐπὶ παιδὸς ἔπεσθαι.

Hier können ἔδνα unmöglich als Kaufpreis verstanden werden, wenn hinzugefügt wird, daß sie »die liebe Tochter begleiten« sollen²⁸⁾. Deshalb sieht sich Cobet genötigt den letzten Vers hier und α 278, wo dieselben Worte dem Mentos in den Mund gelegt sind, für interpoliert zu erklären. Aber die Schwierigkeit ist damit noch nicht gehoben. Daß einer der Freier οἱ δέ sagen und damit

28) Ganz unklar scheint mir die Behandlung dieser Stelle bei van Oordt, De nuptiis heroum, Mnemos. 26 (1898), p. 293 sq.

sich und seine Genossen meinen könne, würde Cobet (MCr. 245) nicht behauptet haben, wenn ihn nicht der Eifer gegen die irrige Auffassung des Wortes $\xi\delta\nu\alpha$ fortgerissen hätte. Der Anstoß wäre um so stärker, als der ganze Gedanke in β seinen eigentlichen Platz hat, in α , wo Athene-Mentes ihn ausspricht, erst nach dem Muster der Rede des Eurymachos wenig geschickt angebracht ist; da wäre es doch wunderbar, wenn die Beziehung des $\omicron\iota\delta\acute{\epsilon}$ und damit der Sinn des ganzen Vorschlages an der ursprünglichen Stelle soviel weniger deutlich geraten wäre als an der nachahmenden. Jedenfalls darf uns nicht zugemutet werden einen solchen Widerspruch durch gewaltsamen Eingriff in den überlieferten Text selber herzustellen. Es bleibt wirklich nichts übrig, die $\xi\delta\nu\alpha$ sind β 196 und α 277 das was wir Mitgift nennen: dies hat unter anderen Kirchhoff (Od.² 243 f.) mit Entschiedenheit erkannt. Auch die Griechen selbst haben die Stelle so verstanden; denn bei späteren Dichtern wird mehrfach das von der Braut Mitgebrachte $\xi\delta\nu\omicron\nu$ genannt, wofür Cobet (p. 248 sq.) aus Pindar und Euripides Beispiele anführt. Aber wie ist das Wort zu der geänderten Bedeutung gekommen?

Die Antwort liegt eigentlich nicht fern und tritt sofort klar hervor, wenn wir uns vergegenwärtigen, wer denn den Vorschlag macht, daß die $\xi\delta\nu\alpha$ von den Eltern gegeben werden sollen. Es ist Eurymachos, mit der frechste unter den Freiern. Er und seine Genossen haben natürlich kein Interesse daran die ältere Sitte zu bewahren; ja wir erfahren geradezu, daß sie sich ihr zu entziehen suchen. Zwar heißt es in der Schilderung, die Teiresias, und später in der, die Athene von ihrem Treiben gibt (λ 117. v 378):

$\mu\nu\acute{\omega}\mu\epsilon\nu\omicron\iota\ \acute{\alpha}\nu\tau\iota\theta\acute{\epsilon}\rho\eta\nu\ \acute{\alpha}\lambda\omicron\chi\omicron\nu\ \kappa\alpha\iota\ \xi\delta\nu\alpha\ \delta\iota\acute{\omicron}\nu\tau\epsilon\varsigma.$

Aber das kann ein formelhafter Ausdruck für »Bewerbung« sein und braucht nicht anders beurteilt zu werden, als wenn der Dichter von Kalyпсо erzählt, sie habe für Hermes Nektar »gemischt« (ϵ 93), oder wenn er den Odysseus zu Nausikaa sagen läßt (ζ 149. 168 f.): $\gamma\omicron\nu\nu\omicron\upsilon\mu\alpha\iota\ \sigma\epsilon\ \acute{\alpha}\nu\alpha\sigma\sigma\alpha$ — — $\delta\epsilon\iota\delta\iota\alpha\ \delta\prime\ \alpha\iota\nu\tilde{\omega}\varsigma\ \gamma\omicron\upsilon\tilde{\nu}\omega\nu\ \acute{\alpha}\psi\alpha\sigma\theta\alpha\iota.$ Viel wichtiger, weil durchaus ernst gemeint und anschaulich ausgeführt, ist die Beschwerde, mit der in σ Penelope den Freiern gegenübertritt (274 ff.):

- ἀλλὰ τόδ' αἰνόν ἄχος κραδίην καὶ θυμὸν ἰκάνει·
 275 μνηστήρων οὐχ ἤδε δίκη τὸ πάροιθε τέτοκτο.
 οἱ τ' ἀγαθὴν τε γυναῖκα καὶ ἀφνειοῖο θυγάτρα
 μνηστεύειν ἐθέλωσι καὶ ἀλλήλοις ἐρίωσιν,
 αὐτοὶ τοὶ γ' ἀνάγουσι βόας καὶ ἴφια μῆλα,
 κούρης δαῖτα φίλοισι, καὶ ἀγλαὰ δῶρα διδοῦσιν,
 280 ἀλλ' οὐκ ἀλλότριον βίοτον νήποινον ἔδουσι.

Die Worte haben bekanntlich den Erfolg, daß die einzelnen Freier aus ihren Wohnungen Geschenke für die Königin holen lassen. Man hat an diesem Auftreten der »treuen Gattin« Anstoß genommen, und Wilamowitz (HU. 29—34) hat die ganze Episode als ein Stück, »das fast in die Parodie überspielt«, ausgeschieden und der spätesten Zeit, etwa der des Archilochos, zugewiesen. Aber wir werden sehen, daß darin noch ein anderer ursprünglicher und für das Verständnis der Odyssee grundlegender Gedanke enthalten ist. Und wenn das auch nicht wäre, wir dürfen unser Urteil über die sittlichen Anschauungen längst vergangener Zeiten nicht durch modernes Empfinden bestimmen lassen. Daß Penelope wirklich mit ihrem Vorwurf den Angelpunkt der Situation trifft, zeigt von der andern Seite Antinoos in der Rede, die er nach dem vergeblichen Unternehmen gegen Telemach vor den Freiern hält: wie durch ein Wunder ist der verhaßte Erbe des Odysseus den Nachstellungen entgangen; jetzt soll man ihn auf dem Lande überfallen und töten, seine bewegliche Habe verteilen, sein Haus der Mutter geben und dem der sie heiraten wird. Um diesem Vorschlag mehr Nachdruck zu geben, schließt der Redner (π 387 ff.) so:

- εἰ δ' ὑμῖν εἶδε μῦθος ἀφανδάνει, ἀλλὰ βόλεσθε
 αὐτόν τε ζῶειν καὶ ἔχειν πατρώια πάντα,
 μή οἱ χρήματ' ἔπειτα ἄλις θυμηδέ' ἔδωμεν
 390 ἐνθάδ' ἀγειρόμενοι, ἀλλ' ἐκ μεγάρου ἕκαστος
 μνάσθω ἐέδνοισιν διζήμενος. ἦ δέ κ' ἔπειτα
 γῆμαιθ', εἰς κε πλεῖστα πόροι καὶ μύρσιμος ἔλθοι.

Daß Antinoos es mit dieser zweiten Möglichkeit ernst meinen könnte, ist durch seinen Charakter ausgeschlossen; er will nur, um die andern zu entschlossenem Handeln aufzustacheln, ihnen zeigen, wohin sie kommen, wenn sie seinem Rate nicht folgen. »Falls ihr den Telemach schonen wollt«, sagt er, »dann mögt ihr »nur gleich ganz und gar euch dem Herkommen beugen und

»schlicht bürgerlich mit Brautgeschenken um die Königin werben.« So verstehen es auch die Hörer: alle verstummen, bis der verständige Amphinomos einen Vorwand findet die Entscheidung hinauszuschieben.

Durch den Rat, den Antinoos hier spottenderweise seinen Freunden erteilt, wird für uns aufs willkommenste die ernsthafte Zumutung ergänzt und erläutert, die Eurymachos in der Volksversammlung an Telemach gerichtet hat: er solle seine Mutter zu ihren Eltern zurückschicken, damit die sie mit Geschenken ausgestattet einem der Bewerber zur Ehe gäben. Wir wissen, daß bei den Griechen wie anderwärts die Einrichtung des Brautkaufes durch die Sitte der Mitgift abgelöst worden ist, und haben aus zwei vorher (S. 290) angeführten Ilias-Stellen gesehen, daß auch dieses älteste Epos erst in einer Zeit vollendet sein kann, in der die spätere Gewohnheit einzudringen begann. Wunderbar wäre es, wenn der Wandel der Anschauungen sich glatt und friedlich, ohne Anstoß vollzogen hätte: und nun versetzt uns die Odyssee mitten hinein in die Kämpfe die hier geführt sein müssen. In ihr vertreten Penelope und Telemach den älteren Brauch, die Freier sind rücksichtslose Vorkämpfer des neuen; und der natürliche Gegensatz, in den beide Parteien dadurch gestellt sind, ist eines der wesentlichen Motive, auf denen die dramatisch bewegte Handlung des Gedichtes beruht.

Ein Zweifel scheint noch übrig zu bleiben: war wirklich die Zeit, in der das Epos sich bildete, als Periode des Übergangs selber schwankend in dem was sie für recht hielt? oder stammt etwa die Unsicherheit daher, daß die Stellen, an denen verschiedene Anschauungen hervortreten, in verschiedenen Zeiten entstanden sind? Für die Beispiele aus der Ilias steht der zweiten Annahme nichts im Wege; für die Odyssee aber ist es unmöglich die einander widersprechenden Anwendungen des Wortes $\epsilon\delta\nu\alpha$ in β (53 und 496) auf diese Weise abzutun und damit ein in sich so geschlossenes Stück wie die Verhandlung mit den Bürgern zu zerreißen. Hier drängt alles zu der Auffassung, die wir angedeutet haben, daß die Dichtung deshalb Gegensätze darstellt, weil die Menschen, von denen und für die sie geschaffen wurde, selbst vom Streit um diese Gegensätze bewegt waren. Und dies wird durch eine weitere Beobachtung bestätigt. Auch darüber nämlich erhalten wir aus der Odyssee nicht ganz klare Auskunft, wer eigentlich, falls der König

nicht heimkehrt, die Hand seiner Witwe zu vergeben hat. Telemach lehnt es ab (β 130), stellt dann aber doch, für den Fall daß er bestimmte Kunde vom Tode des Vaters erhält, ein energisches Eingreifen in Aussicht (β 223 ἀνέρι μητέρα δώσω). Die Freier verlangen von ihm, daß er ein Ende machen soll, aber in der Form, daß er die Mutter ins Haus ihres Vaters zurückschickt, damit der sie einem Manne verlobe (β 113 f. 195), und diesen Ausweg scheint Telemach selbst am meisten zu wünschen (β 53). Der Gesamteindruck endlich, den man bei Lektüre der Odyssee gewinnt, ist der, daß Penelope selbst die Entscheidung hat (ο 20. π 391. φ 161). Wie sie sich dessen bewußt ist (τ 157. 524. 571 ff.), so wird sie von andern, je nach deren Stellung, für ihre Standhaftigkeit gelobt (λ 181) oder gescholten (β 94. 124). Das Ursprüngliche ist nun überall, daß der nächste männliche Verwandte der Witwe, in erster Linie ein erwachsener Sohn, demnächst ihr Vater, berufen ist sie einem neuen Manne zu verloben; erst eine spätere Zeit hat ihr das Recht der eigenen Entschließung zugestanden: die eine der beiden Rechtsanschauungen verträgt sich nicht mit der anderen. Wenn in der Odyssee trotzdem beide nebeneinander zu gelten scheinen, so ist auch hier die Erklärung ausgeschlossen, daß die Spuren der jüngeren im allmählichen Wachstum der Dichtung hinzugekommen seien; denn auf dem inneren Konflikt, in den Penelope versetzt ist, beruht ja gerade das Interesse der Handlung nicht nur für uns sondern auch für den Dichter. Dagegen ist es sehr wohl begreiflich, daß zu einer Zeit, als die spätere, für unser Gefühl menschenwürdigere Stellung der Witwe sich befestigte, noch eine Erinnerung an die ältere Sitte im Volksbewußtsein lebendig war; oder, von der anderen Seite angesehen, daß die neue Anschauung eben deshalb aufkam, weil man sich mehr und mehr scheute das alte Recht in voller Strenge auszuüben. Ein Beispiel dieser Gesinnung bietet Telemach. Er ist der natürliche Vormund seiner Mutter, so daß deren Vater erst dann eintreten könnte, wenn Telemach auf sein Recht ausdrücklich verzichtete; das will er nicht. Aber er mag auch nicht so handeln, wie es ihm von rechtswegen zukäme; denn er ehrt den Schmerz seiner Mutter und ist eben erst erwachsen. Obendrein hat Odysseus selbst, als er nach Troja fortzog, seiner Frau zwar befohlen sich wieder zu verheiraten, wenn der Sohn erwachsen und er bis dahin nicht zurückgekehrt sei, aber die Wahl des Gatten ihr selbst anheimgestellt (σ 269 f.):

αὐτὰρ ἐπὴν δὴ παῖδα γενεΐσαντα ἴδῃαι,
 γήμασθ' ᾧ κ' ἐθέλησθα τεὸν κατὰ δῶμα λιποῦσα.

Das ist ein Stück jenes Abschnittes, den Wilamowitz als späte, fast parodische Eindichtung ausgeschieden hat. Der Auftrag des scheidenden Königs wird uns noch weiterhin beschäftigen; hier kommt es nur darauf an die Voraussetzungen zu erkennen, die sich aus ihm für die rechtliche Stellung der Penelope ergeben: sie soll selbst entscheiden, wen sie zum Gemahl nehmen will; aber das Recht dazu hat sie nicht ohne weiteres, sondern es ist ihr durch ausdrückliche Erklärung ihres ersten Mannes zugestanden worden. In diesem Zuge der Erfindung zeigt sich deutlich, wie der Dichter selbst fühlte, daß er seine Zuhörer in die Zeit des Fortschrittes von einer Stufe des Rechtsbewußtseins zu einer späteren versetzte. —

III. Der Gottesdienst fand auch bei den Griechen in ältester Zeit nicht in Tempeln statt sondern unter freiem Himmel. Wo ein schattender Hain, eine Quelle von Bäumen umstanden, ein vorspringender Fels dazu einlud, dort errichtete man einen Altar um den Himmlischen zu opfern; wer ihnen Geschenke weihen wollte, befestigte sie an den Seiten des Altars oder an den Bäumen, die ihn umgaben. Zur Erläuterung dieser Sitte verwies Helbig (HED.² 417) besonders auf die Ausgrabungen von Olympia und Cypern. Inzwischen ist das Material, das ihm bekannt war und das er zum Teil brieflichen Mitteilungen von Ohnefalsch-Richter verdankte, durch dessen großes Werk über Cypern (1893) wesentlich vermehrt worden. Jene primitiven Kultusstätten waren zunächst wohl nach allen Seiten offen und jedem zugänglich; dann stellte sich das Bedürfnis heraus sie durch ein Gehege oder eine Mauer einzuschließen; zuletzt baute man der Gottheit, die man nun auch im Bilde nachzuahmen und festzuhalten suchte, ein bedachtes Haus. Homer führt uns auch hier in die Periode des Übergangs: das hat Helbig richtig erkannt und durch Besprechung sämtlicher Fälle, wo im Epos Heiligtümer der älteren oder jüngeren Art vorkommen, bewiesen. Wenn demnach die Verehrung der Götter in Tempeln jünger ist als die im Freien und sich dies darin äußert, daß bei Homer die Beispiele der älteren Art beträchtlich häufiger sind, so ist weiter zu erwarten, daß die anderen, seltneren sich zugleich erst in den später entstandenen Partien des Epos finden; und

umgekehrt: in ihrem Vorkommen hat man einen neuen Maßstab für die Abschätzung des relativen Alters der Lieder.

A. Den Anfang mögen diejenigen Stellen machen, an denen zweifellos ein Tempel erwähnt wird. Es sind folgende:

1) Das Haus der Stadtgöttin von Athen finden wir zweimal genannt: im Schiffskatalog, wo es von Erechtheus heißt (B 547 ff.):

— — — — ὄν ποτ' Ἀθήνη

θρέψε Διὸς θυγάτηρ, τέκε δὲ Ζεῖδωρος ἄρουρα·

καὶ δ' ἐν Ἀθήνησιν εἶσεν ἐφ' ἐνὶ πτόνι νηφί,

550 ἔνθα δέ μιν ταύροισι καὶ ἀρνειοῖς ἰλάονται

κοῦροι Ἀθηναίων περιτελλομένων ἐνιαυτῶν,

und η 80 f., wo Athene das Land der Phäaken verlassen hat,

ἴκετο δ' ἐς Μαραθῶνα καὶ εὐρυάγειαν Ἀθήνην,

δῶνε δ' Ἐρεχθῆος πυκινὸν δόμον.

An der ersten Stelle hat offenbar der Dichter von dem Tempel und dem Platz, den er im Kultus einnimmt, eine deutliche Vorstellung; an der zweiten erscheint die Göttin als Gast des Königs in dessen Hause. Trotz dieses Unterschiedes, den Reichel (Hom. Waffen² 154) hervorgehoben hat, sind beide Zeugnisse im Gedankenkreise unserer Ilias und Odyssee etwas Fremdartiges. Sie gehören den Interpolationen an, die in Athen zur Zeit des Peisistratos in den Text gebracht worden sind, wovon früher (S. 127. 132 f.) gehandelt wurde.

2) Ein Athenetempel steht auf der Burg von Ilios, in dem Hekabe nach Anweisung des Sehers Helenos die troischen Frauen versammelt, um der Athene einen Peplos und Gelübde darzubringen (Z 88. 274. 279. 297 f.; vgl. 379). Dieser Tempel ist zugleich der einzige, für den ein Kultusbild der Gottheit vorausgesetzt wird, wovon schon oben (S. 259. 268) die Rede war. — 3) Ebendort befindet sich ein Tempel des Apollon, in den der Gott den vom Kampf erschöpften Äneas entrückt (E 446), der dann im ἄδυτον (448) von Leto und Artemis gepflegt wird. Dieses Tempels gedenkt noch einmal Hektor in der Herausforderung zum Zweikampf, die er an die Griechen richtet: wenn er seinen Gegner besiegt, so will er den Leichnam zur Bestattung ausliefern, nur die Rüstung des Erschlagenen mitnehmen und προτὶ νηὸν Ἀπόλλωνος ἐκάτοιο aufhängen (H 83).

4) Von besonderer Art ist der Apollontempel in Chryse, den Helbig zu den wirklichen Beispielen aus homerischer Zeit rechnet; auch von diesem wird nur gesagt daß er gebaut worden sei, in der Handlung selbst spielt er keine Rolle. Wie der Priester zu seinem Gotte betet, hebt er das Verdienst hervor, das er sich unter anderem durch Tempelbau erworben habe (A 39 ff.):

— — εἴ ποτέ τοι χαρίεντ' ἔπι νηὸν ἔρεψα,
ἦ εἰ δὴ ποτέ τοι κατὰ πίονα μηρὶ ἔκχη
ταύρων ἠδ' αἰγῶν, τόδε μοι κρήνην ἐέλδωρ.

Nachher aber, wie Odysseus die geraubte Tochter und das Sühnopfer nach Chryse bringt, wird eines Tempels in dieser Stadt mit keiner Silbe gedacht. Von Chryseis heißt es (A 440 f.):

τὴν μὲν ἔπειτ' ἐπὶ βωμὸν ἄγων πολύμητις Ὀδυσσεὺς
πατρὶ φίλῳ ἐν χερσὶ τίθει,

und von der Hekatombe wenige Verse später (447 f.):

— — τοὶ δ' ὄκα θεῶ κλειτὴν ἑκατόμβην
ἐξείης ἔστησαν ἐύδητον περὶ βωμὸν.

Man sieht: wo es gilt, mit eigener Phantasie den Hergang auszumalen, da tritt das Bild des Tempels zurück und wir haben wieder den im Freien errichteten Altar als einzigen festen Mittelpunkt der heiligen Handlung. Und doch soll Chryses nicht nur einen Tempel errichtet, sondern wiederholt solche für seinen Gott gedeckt haben? So verstand Platon die Stelle (ἐν ναῶν οἰκοδομήσσειν, Staat 394 A), und so war sie, ähnlich wie A 394 f., wohl wirklich gemeint. Deshalb vermutet Leaf in seiner Ausgabe, daß hier an die ursprüngliche Form eines Gotteshauses gedacht sei, *a mere roof to protect the image of a god standing in a grove*. Und van Leeuwen²⁹⁾ hat diesen Gedanken weiter ausgeführt, indem er mit Recht auf das Bildnis verzichtet und dem — vielleicht aus Zweigen schnell hergestellten — Dache nur den Zweck zuschreibt, daß dem zum Opfermahle geladenen Gotte ein würdiger Sitzplatz bereitet werden sollte. Sehr willkommen, wie nun auch von dieser Seite her ein Blick in die Zeit des Überganges eröffnet wird; und verdienstlich, was van Leeuwen zur Erläuterung aus späterer Lite-

29) van Leeuwen, NHOΣ quid est? Mnemos. 34 (1906) p. 184—190.

ratur der Griechen beibringt. Nur hätte er nicht versuchen sollen dieselbe Deutung auch für die anderen Stellen gelten zu machen. Ist das schon beim Erechtheion und den Tempeln auf der Burg von Ilios ohne große Gewaltigkeit nicht möglich, so vollends bei den Beispielen, die noch fehlen.

5) Wo der Dichter die Ansiedelung der Phäaken schildert, sagt er von Nausithoos: ἀμφὶ δὲ τεῖχος ἔλασσε πόλει καὶ ἐδείματο οἴκους καὶ νηὸς ποίησε θεῶν καὶ ἐδάσσατ' ἀρούρας (ζ 9 f.). Daß es sich hier nicht um gelegentliche Herrichtung einer Opferstätte sondern um Bauten, die Bestand haben sollten, handelt, zeigen die vorhergehenden wie die nachfolgenden Worte. Allerdings bemerkt Helbig (S. 422): die Angabe sei für die Beurteilung des in »der« Wirklichkeit vorliegenden Sachverhaltes von sehr geringem Werte, »da die Dichtung entschieden darauf ausgeht jene Stadt als eine »wunderbare und über die gewöhnlichen Verhältnisse erhabene« darzustellen.« Dies ist insofern nicht richtig, als der Verfasser dieser Verse doch jedenfalls die Sitte des Tempelbaues kennen mußte, wenn er sie den Phäaken andichten sollte; darin aber können wir Helbig beistimmen, daß die hier erwähnten Gotteshäuser für die Handlung des Epos keine greifbare Bedeutung haben, da ihr Bau nur als Tatsache hervorgehoben ist, die Stätten des Gottesdienstes nachher anders beschrieben oder vorausgesetzt werden. — 6) Ebenso ist zweifellos ein wirklicher Tempel der, den Eurylochos mit den übrigen Gefährten dem Sonnengotte zu bauen verspricht, wenn sie glücklich nach Ithaka heimgekehrt sein würden (μ 346).

B. Diesen sechs Beispielen steht eine merklich größere Zahl solcher Stellen gegenüber, an denen, wie im Grunde ja auch in Chryse, ein Gottesdienst im Freien angenommen oder eine altertümliche Kultstätte ausdrücklich erwähnt wird.

1) Ehe die Griechen von Aulis abfahren, haben sie den Göttern geopfert auf heiligen Altären, die eine Quelle umgaben, über der eine schöne Platane emporrage (B 305 ff.). Auch die Beschreibung des Wunders, das sich hier zugetragen hat, zeigt deutlich daß an einen Tempel nicht gedacht wird. — 2) Zeus gegenüber rühmt sich Agamemnon, er sei auf dem Wege nach Ilios an keinem seiner Altäre vorbeigefahren ohne zu opfern (θ 238 f.). — 3) Als Ägisthos die Frau des Atriden geheiratet hatte, feierte er ein großes Fest (γ 273 f.):

πολλὰ δὲ μῆρι' ἔκχε θεῶν ἱεροῖς ἐπὶ βωμοῖς,
πολλὰ δ' ἀγάλματ' ἀνῆψεν, ὑφάσματά τε χρυσόν τε.

Das ist ganz jene alte Sitte, von der, wie schon erwähnt wurde, auf Cypern noch deutliche Spuren nachgewiesen sind. — 4) Odysseus vergleicht den schlanken Wuchs der Nausikaa mit dem eines Palmbaums, den er einst auf Delos Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῶ (ζ 462) gesehen habe. Der Altar stand also im Freien und war das eigentliche Heiligtum des Gottes.

5) Einen für den Gottesdienst geweihten Platz bezeichnet auch die heilige Eiche des Zeus in der troischen Landschaft, die zweimal vorkommt: als Zufluchtsort für den zum Tode verwundeten Sarpedon (E 693) und als Aussichtspunkt für die dem Kampfe zuschauenden Götter (H 60). Daß ein Altar dabeigestanden habe, erfahren wir nicht. — 6) Auch von der Eiche des Zeus in Dodona (ξ 328. τ 297), aus deren Rauschen Orakel vernommen wurden, wird dies nicht ausdrücklich gesagt, ist aber hier doch wohl als selbstverständlich anzunehmen.

Besonders oft werden Wälder als Sitze der Gottesverehrung genannt: 7) Ein Hain des Poseidon, Ποσειδῆϊον ἀγλαὸν ἄλσος (B 506), befand sich zu Onchestos in Böotien. — 8) Das Heiligtum der Athene außerhalb der Stadt der Phäaken, bei dem Odysseus eine Zeitlang warten soll, wird zweimal (ζ 291. 324) ausdrücklich ἄλσος genannt und an der ersten Stelle so genau beschrieben, daß sicherlich ein Tempel, wenn hier sein Bild dem Dichter vorgeschwebt hätte, mit erwähnt worden wäre. — 9) Der Priester des Apollon in Ismaros, der von Odysseus verschont wurde und ihm zum Dank dafür so köstlichen Wein schenkte, wohnte ἐν ἄλσει δεινδρήεντι Φοῖβου Ἀπόλλωνος (ι 200 f.). — 10) Ausführlich und malerisch beschreibt der Dichter den Altar der Nymphen auf Ithaka, bei dem Odysseus und Eumäos dem Ziegenhirten begegnen (ρ 210): er steht auf der Höhe eines Felsens, an dessen Fuß eine Quelle entspringt, die im Schatten von Schwarzpappeln ihren Lauf beginnt. Man mag damit die ganz ähnliche Situation vergleichen, die Ohnefalsch-Richter bei Gelegenheit seiner Wanderungen auf Cypern angetroffen und sogleich mit unserer Homerstelle in Verbindung gebracht hat (Kypros, die Bibel und Homer I 230). — 11) Das Apollonfest auf Ithaka, das den Hintergrund für die Veranstaltung des Bogenkampfes abgibt, wird mit einer feierlichen Hekatombe begangen,

die von Herolden durch die Stadt geführt wird, während sich die Bürger ἄλλος ὕπο σκιερὸν ἑκατηβόλου Ἀπόλλωνος versammeln (ο 278). Der Dichter sagt nichts von einem Tempel, und das ist auch an dieser Stelle ein sicherer Beweis dafür, daß er an einen solchen nicht dachte.

Als technischer Ausdruck für den heiligen Raum, der einem Gotte gehört, begegnet wiederholt τέμενος: 12) Von Zeus wird erzählt, er sei auf den Gipfel Gargaron des Idagebirges gekommen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (Θ 48). Möglicherweise ist, worauf Helbig hindeutet, dieses Heiligtum identisch mit der Opferstätte des Zeus auf dem Ida, die X 174 erwähnt und für die als Priester Π 604 f. Onetor genannt wird. — 13) Als Achilleus seinem Freunde das Totenopfer bringt, betet er zu dem heimischen Flußgott Spercheios und gedenkt des Gelübdes, das vor der Ausfahrt nach Troja sein Vater getan hat (Ψ 145 ff.):

καῖσέ με νοστήσαντα φίλην ἔς πατρίδα γαῖαν
σοί τε κόμην κερῆειν ῥέξειν θ' ἱερὴν ἑκατόμβην,
πεντήκοντα δ' ἔνορχα πάρ' αὐτόθι μῆλ' ἱερεύσειν
ἔς πηγὰς, ὅθι τοι τέμενος βωμός τε θυήεις.

Der Zusatz ἔς πηγὰς zeigt, daß der Dichter sich den Hergang beim Opfer deutlich vorstellt; für einen Tempel ist dabei kein Raum. — 14) Dieselbe Formel kehrt endlich wieder im Liede des Demodokos, der berichtet, Aphrodite sei nach ihrer Befreiung nach Paphos gegangen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (θ 363), und dort sei sie von den Chariten gebadet, gesalbt und in schöne Gewänder gekleidet worden. Nichts nötigt uns die Worte so zu verstehen, wie sie der Dichter des Aphrodite-Hymnos allerdings verstanden hat.

C. Zwei Heiligtümer bleiben übrig, bei denen es zweifelhaft ist, ob der Dichter einen Tempel oder nur einen heiligen Bezirk gemeint hat: 1) Die Absicht nach Phthia zurückzukehren begründet Achill damit, daß es keine Schätze gebe, die ihn für den Verlust des Lebens entschädigen könnten (I 404 f.),

οὐδ' ὄσα λάϊνος οὐδὸς ἀφήτορος ἐντὸς ἔργει
Ποίβου Ἀπόλλωνος Πυθοῖ ἐνι πετρηέσση.

Diese steinerne Schwelle des Apollon wird dann noch einmal θ 80 erwähnt: Agamemnon habe sie überschritten, als er vor dem

Aufbruch zum Kriege sich dort ein Orakel erteilen ließ. Helbig (2. Aufl. 421) meint, der Ausdruck »nötige zum mindesten nicht »zur Annahme eines Tempels, da er mit gleichem Rechte auf den »Peribolos des heiligen Raumes bezogen werden könne«. Nach dem Tatbestand, wie wir ihn hier dargelegt haben, ist diese Deutung die wahrscheinlichere; und van Leeuwen (Mnemos. 34 S. 189) kommt ihr zu Hilfe durch die Vermutung, daß an Aufbewahrung in einer Höhle des Felsens gedacht sei. Aber freilich wird niemand gezwungen werden können dies anzuerkennen. — 2) Den Markt der Phäaken beschreibt Nausikaa (ζ 266 f.) mit den Worten:

ἐνθα δὲ τέ σφ' ἀγορὴ καλὸν Ποσιδῆιον ἀμφίς,
 ῥυτοῖσιν λάεσσι κατωρυχέεσσ' ἀραρυῖα.

Hier schwanken die Erklärer: einige halten das Ποσιδῆιον für einen Tempel andere nicht. Mir scheint es auch an dieser Stelle, besonders mit Rücksicht auf die Art wie für dieselbe Stadt das Heiligtum der Athene (oben B 8) beschrieben wird, so gut wie sicher, daß es sich nicht um ein Haus, sondern um einen heiligen Platz handelt, der vielleicht durch eine Baumgruppe geschmückt war, also dem Ποσιδῆιον ἄλλος in Onchestos (oben B 7) verglichen werden könnte.

Damit ist das Material erschöpft. Es zeigt sich, daß von den sechs Tempeln die überhaupt vorkommen einer (A 1) auf Rechnung der athenischen Interpolation zu setzen ist, einer (4) kein wirkliches Haus gewesen zu sein scheint, zwei weitere (5, 6) gar nicht als bestehend vom Dichter vorgestellt werden; nur das Verdienst sie gebaut zu haben oder das Versprechen sie bauen zu wollen gab den Anlaß zu ihrer Erwähnung, für die Handlung des Epos sind sie bedeutungslos. Wo im Zusammenhange dessen was uns der Dichter erzählt wirklich Gottesdienst ausgeübt oder eine Stätte des Kultus betreten wird, da sind es 14 mal Heiligtümer der älteren Art, nur in zwei Fällen richtige Tempel, der Athene (2) und des Apollon (3) in Ilios. Wenn wir nun sehen, daß diese beiden den Büchern E Z H angehören, und uns erinnern, daß in Z allein die Kunst des Schreibens, in demselben Buche das einzige Götterbild, das Homer kennt, erwähnt wird, in H und Δ zwei von den spärlichen Anfängen eiserner Waffen hervortreten, so gewinnt, denke ich, der eigentümliche und relativ moderne Charakter einer ganzen Partie immer deutlicheres Ansehen. Damit soll natürlich nicht

gesagt sein, daß in diesen Büchern nicht auch sehr Altes enthalten sein könne, oder daß jede der Stellen, an denen ein heiliger Hain oder Bezirk genannt wird, selbst älter sei als sie. Für eines der Beispiele (B 14) wäre dies sogar sicher falsch; denn es steht in dem Liede, das Demodokos bei den Phäaken vorträgt. Hier hat denn eben, wie so oft, die konventionelle Weise der Schilderung, der im Schulbetrieb erlernte poetische Stil sich mächtiger erwiesen als die Anschauungen, die der Dichter mit eigenen Augen in dem Lebenskreise der ihn umgab hätte sammeln können. Erst im Hymnos auf Aphrodite (58 ff.), wo das Heiligtum auf Paphos und der Dienst den dort die Chariten der Göttin leisten in ähnlichem Zusammenhange und größtenteils mit denselben Worten wie in D beschrieben werden, ist ein Tempel dazugekommen.

Das Wort νῆός hat uns seiner lautlichen Gestalt wegen schon einmal beschäftigt (S. 109 f.). Es war eines der wenigen Beispiele für ionische Färbung des Vokals in jener Lautgruppe, die gemeingriechisch und auch äolisch als $\bar{\alpha}o$ erscheint; und dieses Beispiel fiel um so mehr auf, weil das seiner Bildung nach gleichartige Wort λᾶός immer den äolischen Vokal $\bar{\alpha}$ bewahrt hat, nur in einigen abgeleiteten Namen das η zeigt. Der Unterschied blieb damals unerklärt; jetzt ordnet er sich aufs leichteste in einen natürlichen Zusammenhang ein. Die Blütezeit des Epos, und das war die in welcher es von den Äolern geschaffen wurde, kannte keine Tempel; sie gehören der späteren Periode an, in der ionische Sänger die Kunst weiter pflegten und die auf uns gekommenen großen Epen schufen: diese mußten wohl den neuen Begriff den sie einführten in der Form benennen, die ihrer eigenen Sprache gemäß war. Hier das Wirken eines Zufalls zu sehen³⁰⁾ kann nur dem gelingen, dem auch das Zusammenstehen von Formen wie $\tilde{\alpha}\mu\mu$ und $\tilde{\eta}\mu\epsilon\tilde{\iota}\varsigma$ (z. B. η 203) nicht den Trieb erweckt eine Erklärung zu suchen. Ich denke, die Resultate, die auf verschiedenen Wegen der Forschung gewonnen worden sind, könnten gar nicht besser übereinstimmen und sich gegenseitig stützen als es hier der Fall ist.

30) Das tut van Leeuwen a. a. O. 187 sq.

Das letzte Beispiel führte uns von der kulturhistorischen Analyse zur sprachlichen zurück. Beide stimmen nicht bloß in solcher Einzelheit, sondern im großen darin überein, daß sie in der Hoffnung unternommen wurden, eine Scheidung älterer und jüngerer Stücke des Epos zu gewinnen, und daß sie diese Hoffnung zwar nicht getäuscht doch berichtigt und auf eine etwas andere Bahn gelenkt haben. Altertümliche Stücke mit rein mykenischer Kultur scharf abzugrenzen ist ebenso unmöglich wie die Herausschälung und Zusammenstellung der Bestandteile, die eine »äolische Ilias« gebildet haben könnten. War darum die Arbeit vergeblich, ist ihre Fortsetzung aussichtslos? Vielmehr sind wir gerade durch den Gang, den die Untersuchung auf beiden Gebieten, selbständig doch übereinstimmend, genommen hat, erst recht dazu gelangt, von dem nicht stückweise gemachten sondern in kontinuierlicher Entwicklung gewordenen Wachstum des Epos eine Anschauung zu haben. Und ein ganz greifbares Resultat ist doch auch gewonnen. Wie der äolische Laut des Digamma der Mundart, in der Ilias und Odyssee vollendet wurden, fremd, diese Mundart also schon die ionische war, so umgab damals auch schon ionische Kultur die Sänger und ihr Publikum. Ohne $\mu\tilde{\eta}\nu\iota\varsigma$ und $\mu\tilde{\eta}\nu\iota\delta\omicron\varsigma$ $\acute{\alpha}\pi\omicron\rho\rho\eta\gamma\iota\varsigma$ gab es keine Ilias, und die eine ist ionisch durch den Tempel, die andre jedenfalls jung wegen der Art der Bewaffnung³¹).

Zu eben dieser Ansicht bekennt sich neuerdings Finsler auf Grund einer speziellen Studie über »das homerische Königtum« (NJb. 17 [1906] S. 313 ff.), in dem er nicht die mächtige alte Monarchie, von der die Bauten zeugen, sondern eine dem erblichen Archontat der historischen Zeit ähnliche Einrichtung erkennt. In der Hauptsache wohl richtig; im einzelnen dürfte sich bei erneuter Prüfung das Bild etwas weniger einheitlich gestalten, als es ihm erscheint. Das Gleiche gilt von dem Versuche, den jüngst Robert Holsten gemacht hat, »Griechische Sittlichkeit in mykenischer Zeit« auf Grund des Epos und der Denkmäler darzustellen

31) Etwas genauer begründet ist dieser Gedanke im Zusammenhang einer Prüfung von Roberts »Studien zur Ilias«, aus der ich ihn gewonnen habe (NJb. 9 [1902] S. 98). Erheblich früher hat, wie ich jetzt sehe, Wilamowitz erkannt, daß das Dogma von der Ursprünglichkeit des A aufgegeben werden muß (Göttinger Nachrichten 1895 S. 234).

(1908). Hier sind umgekehrt die jüngeren Elemente zu sehr zurückgedrängt, allzu ausschließlich diejenigen Züge verwertet, die von Homer aus in die Vergangenheit deuten und, da diese dem rückschauenden Auge in rosigem Lichte zu erscheinen pflegt, in ihrer Zusammenfassung ein Bild friedlichen und reinen Daseins ergeben, wie es niemals und nirgends, auch auf griechischem Boden nicht, der Wirklichkeit angehört hat. Daß überhaupt in den Verhältnissen geistigen Lebens die Ansetzung bestimmt charakterisierter Perioden noch schwieriger ist, als da wo Bauten, Geräte, Waffen der Vergleichung feste Anhaltspunkte bieten, liegt in der Natur der Sache. Trotzdem wollen wir es wagen das wichtigste dieser Gebiete in den Kreis unserer Betrachtung hereinzuziehen.

Viertes Kapitel.

Olymp und Hades.

Wenn in den äußeren Veranstaltungen für den Gottesdienst eine Entwicklung bei Homer sich verfolgen läßt, deren Hauptstufen sich so deutlich voneinander abheben, daß die jüngere geradezu als »die ionische« festgestellt werden konnte, so liegt die Frage nahe, ob nicht auch in den religiösen Anschauungen selber ein Wandel erkennbar sei; denn daß er stattgefunden hat, kann wohl im voraus als sicher gelten. Die Untersuchung läßt sich in doppelter Richtung anstellen: einmal vom oberen Ende her, indem Äußerungen altertümlicher, im Epos schon überwundener Denkweise aufgespürt und in erklärenden Zusammenhang gebracht werden; dann umgekehrt, von der fertigen Dichtung ausgehend, so daß man die Rolle, welche die persönlichen Götter in der Handlung spielen, zunächst da ins Auge faßt, wo sie am entschiedensten den Eindruck des Unursprünglichen macht, und nun, wie das Fortwuchern der Analogie in Formen und Formeln, so hier den Entwicklungsgang wieder zu erkennen sucht, der ein Element poetischer Technik vom Natürlichen zum Nachgemachten geführt hat und feierlichen Ernst in übermütigen Scherz ausklingen läßt. Jeder dieser Aufgaben soll ein Kapitel gewidmet sein.

4. Wie höchst ungeeignet im Grunde unser modernes Denken ist hellenische Göttervorstellungen aufzufassen, zeigt sich in einer ans Lächerliche streifenden Schwierigkeit, mit der doch jeder Herausgeber des Homer sich irgendwie auseinandersetzen muß: wo er Ἥως mit großem, wo mit kleinem Anfangsbuchstaben drucken soll. Wo ist es die Morgenröte selbst, wo die Göttin der Morgenröte? — so drängt es uns zu fragen, als wären die Naturerscheinung und deren »Personifikation« verschiedene Dinge. Der Grieche sah unmittelbar in dem, was vorging, die Gottheit. Κῆτος, ἡ μύρια

βόσκει ἀγάστονος Ἀμφιτρίτη (μ 97): das ist nicht die persönliche Göttin, die über das Meer waltet und in ihm Delphine und Seehunde und allerlei Getier gedeihen läßt, sondern die dumpftönende See ist es selbst, die große Nährmutter für alles was in ihr lebt. Wenn Telemach von der Möglichkeit spricht, daß sein Vater ἐν πελάγει μετὰ κύμασιν Ἀμφιτρίτης den Tod gefunden habe (γ 94), so übersetzen wir »in den Wogen der Amphitrite«, mit richtigem Genetiv, und sind doch in Gefahr uns dabei etwas ganz anderes zu denken, als der Dichter gemeint und jeder seiner Zuhörer empfunden hat. So ist φλόξ Ἥφαίστιοι (z. B. I 468. ω 71) nicht die dem Hephästos heilige Flamme, sondern die Flamme, in der Hephästos selbst brennt. Wie könnte sonst gesagt werden: σπλάγχνα δ' ἄρ' ἀμπεύραντες ὑπεύρεχον Ἥφαίστιοι (B 426)? Der uns fremdere Gebrauch rückt den unserm eigenen Denken näher liegenden erst in das rechte Licht¹⁾.

Aber dürfen wir, in dem späten B, etwas Altertümliches anerkennen? — Lassen wir doch alles, was wir über das Alter des Stückes sonst wissen oder zu wissen glauben, beiseite und beurteilen das einzelne nur aus sich selbst und im Zusammenhange mit Gleichartigem! Wer stilistisch geschult ist, denkt ja unwillkürlich an Metonymie. Doch wenn solche Kunstausdrücke schon das Verständnis der literarisch gereiften Rede oft mehr hemmen als fördern, so versagen sie vollends bei dem anschaulichen Denken einer Sprache, die längst vergangen war, als Grammatiker auf den Gedanken kamen ihre Äußerungen zu beobachten und zu registrieren. Daß wir es hier in der Tat nicht mit einer fortgeschrittenen Freiheit poetischer Übertragung sondern mit dem Überrest einer natürlich kraftvollen, gegenständlichen Denkweise zu tun haben, zeigt die Mannigfaltigkeit der Wendungen, in denen der Name des Kriegsgottes den Kampf selber, ja das Werkzeug des Kampfes bezeichnet. Beispiele wie ἔριδα ξυνάγοντες Ἄρηος (Ξ 149), μένος κρίνηται Ἄρηος (π 269) ließen sich allenfalls in ein modernes Schema einspannen; aber Homer sagt auch ξυνάγωμεν Ἄρηα (B 384), στουγερεῖ κρίνονται Ἄρηι (Σ 209). Persönlich gefaßt werden könnte μίμνομεν δέξιν Ἄρηα

1) Umgekehrt urteilte, früher wenigstens, über dieses Verhältnis bei Hephästos wie bei Ares Wilamowitz, Göttinger Nachrichten philol.-histor. 1895 S. 226 f. Er sieht in der metonymischen Anwendung des Götternamens einen Rückschlag gegen die religiöse Begriffsbildung, den das bewußte Denken gebracht habe (S. 245).

(P 721); aber wenn es wiederholt heißt ἐγείρομεν ὄξυν Ἄρηα (B 440. Δ 352. Θ 534. Σ 304) oder ἐπ' ἀλλήλοισι φέρον πολύδακρον Ἄρηα (Γ 132), so ist das, was geweckt oder gebracht werden soll, doch der Kampf selber, untrennbar verbunden mit der unheimlichen Kraft, die sich in ihm betätigt. Daher sind Verbindungen wie διαπραθείειν Ἄρηι (I 532), κτείνειν μεμαῶτες Ἄρηι (υ 50), μαχέσασθαι Ἄρηι (P 490) oder, mit altertümlich grausigem Bilde, δηῖον μέλεσθαι Ἄρηι (H 241) unserm Dichter geläufig. Und es zeigt sich nur wieder, wie fern unser nüchternes Verstehenwollen seinem sinnlichen Denken steht, wenn wir uns versucht fühlen zu sagen, hier sei der Göttername als Appellativum gebraucht. Gewiß, Ἄρης ist hier der Kampf selbst, aber zugleich der Gott selbst, der überall da gegenwärtig ist, wo die im Kampf wirkende Kraft hervortritt. Meriones trifft den Adamas αἰδοίων τε μεσηγὺν καὶ ὀμφαλοῦ, ἔνθα μάλιστα γίγνεται Ἄρης ἀλεγεινός διζυροῖσι βροτοῖσιν (N 568 f.). Von hier aus kann, im Augenblick der Aktion, sogar die Waffe die den Tod bringt als Träger einer selbständigen Kraft angesehen werden. Sei es daß sie einen Unglücklichen durchbohrt hat oder, darüber hinausfliegend, in die Erde gefahren ist, noch zittert der Schaft der Lanze: ἔνθα δ' ἔπειτ' ἀφίει μένος ὄβριμος Ἄρης (N 444. Π 613. P 529).

Züge dieser Art richtig zu würdigen hat Usener gelehrt durch seine umfassende und tiefgründige Deutung von »Sondergöttern« und »Augenblicksgöttern«, mit der er eine Hauptquelle religiöser Vorstellungen aufdeckte²⁾. Bei Homer allerdings fließt sie nur noch spärlich; ihre erkennbaren Wirkungen sind zurückgetreten, während ein reiches persönliches Leben sich vor unsern Augen in der Götterwelt abspielt und auch die beiden, Ares und Hephästos, mit ergriffen hat. Ebenso ist es denjenigen Gottheiten ergangen, die, einem zweiten großen Ursprungsgebiet entstammend, früheren Tierdienst nur noch eben erschließen lassen. Daß Beiwörter wie γλαυκ-

2) Usener: Götternamen. Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung. 1896. Beispiel einer Lanze, die als helfender Gott gleichsam um ihren guten Willen gebeten wird, S. 285. Der Grundsatz des attischen Strafrechtes, den wir aus Demosthenes 23 (geg. Aristokrates), 76 erkennen, und daß Perikles einen ganzen Tag darüber zugebracht haben soll, im Gespräch mit gelehrten Männern die Frage zu erörtern, ob bei einer unfreiwilligen Tötung der, welcher den verhängnisvollen Wurf getan, oder die Lanze selbst für schuldig zu erklären sei, wird in diesem Zusammenhang verständlicher (Plutarch Per. 36).

ῶπις und βοῶπις nicht einen gewagten Vergleich ausdrücken, sondern das Rudiment eines Glaubens sind, der die Göttin mit dem Kopfe des benannten Tieres vorstellte, wird heute kaum jemand bezweifeln, obwohl ich nicht zu sagen weiß, von wem es zuerst ausgesprochen worden ist. Was zu der Einsicht verholfen hat, war die vergleichende Betrachtung, die, spät genug in unserm klugen Zeitalter, den Gedanken des Thukydidēs (I 6) wieder aufnahm, τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοίωτροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιωμένον nachzuweisen. Eine breitere Masse theriomorpher Erinnerungen, an denen der ἐρίγδουπος πόσις Ἑρῆς reichen Anteil hat, ist in den Sagen erhalten, die von der gelegentlichen Verwandlung eines Gottes in ein Tier berichten; wo solche Sage entstanden ist, da war früher der Gott in Tiergestalt verehrt worden³). Auch bei Homer finden sich Spuren dieser Anschauung. Ob wirklich, wie Usener meint (Sintflutsagen 229), der ἱερὸς ἰχθύς, nach dem II 407 ein Mann die Angel auswirft, dazu gerechnet werden darf, ist mir doch nicht ganz sicher. Die Erinnerung wäre dann auch hier zu einem bedeutungslosen Beiwort verblaßt; und das war in der Sprache des Kultus, der nach wie vor der γλαυκῶπις Ἀθήνη galt, leichter möglich als in der alltäglichen Rede, mit der Fischerleute sich über ihr Geschäft verständigten. Aber davon erzählt Homer ein paarmal, daß Götter die Gestalt von Tieren — immer von Vögeln — angenommen hätten.

Allerdings müssen von den Beispielen einige Stellen in Abzug gebracht werden, an denen der Dichter bloß einen Vergleich machen will⁴). Athene kommt so wenig als Falke T 351 vom Himmel herab wie Δ 75 als Sternschnuppe; nur die blendende Schnelligkeit ihres Fluges soll bezeichnet werden. Das Gleiche gilt von Apollon O 237. Es heißt zwar: βῆ δὲ κατ' Ἰδαίων ὀρέων ἴρηχι εὐκίως φασσοφῶν, εἰς τ' ὄκιστος πετεηνῶν; doch nachher in der Begegnung mit Hektor ist er durchaus nicht als Vogel gedacht.

3) So Zeus als Stier die Europa entführend. Dies und Verwandtes bei de Visser, De Graecorum diis non referentibus speciem humanam (Leyden 1900) p. 266 sq. Von der langen Dauer theriomorpher Göttervorstellungen bei den Doriern handelt Usener Rhein. Mus. 53 (1898) S. 361; ebenda (360 ff. 377) ausführlich von Ursprung und Entwicklung des Gedankens, den führenden Gott als Widder zu fassen.

4) Georg Weicker, Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst (1902), S. 34, ist in der Anerkennung der Beispiele etwas allzu bereitwillig.

Was zum Irrtum verführen könnte, ist nur der Ausdruck *ἔοικώς*, die adjektivische Wendung statt der adverbialen; aber eben diese Schiebung des Gedankens treffen wir bei Homer sehr oft: einen Begriff, der im Grunde so gemeint ist daß er die Handlung näher bestimmt, schließt der Dichter an das persönliche Subjekt oder Objekt an, weil dieses seinem gegenständlichen, nicht abstrakten Denken lebhaft vor Augen steht und seiner Phantasie den festeren Anhalt bietet. So will er auch von den troischen Greisen Γ 131 nicht sagen, daß sie wie Zikaden ausgesehen hätten, obgleich er sie *ἀγορηταὶ ἐσθλοὶ, τεττίγεσσιν ἔοικότες* nennt; nur ihre Stimme soll durch den Vergleich beschrieben werden⁵). Das rechte Verständnis für diesen Sprachgebrauch scheint allerdings schon früh ermattet zu sein; und so hat irgend ein Pedant des Altertums zu ε 353 die Ergänzung 337 hinzugefügt. Wenn Leukothea als Wasserhuhn Abschied nimmt, muß sie doch auch als Wasserhuhn gekommen sein, meinte er, und merkte nicht, daß hier nur, ebenso wie N 62 und α 320, ein plötzliches Verschwinden anschaulich gemacht werden soll. Aber wie scharf man sieht, es bleiben einige Fälle, in denen wirklich verlangt wird, daß wir Götter in Vogelgestalt uns vorstellen sollen: Apollon und Athene als Geier das Schlachtfeld beobachtend (H 59), der Schlafgott der in ähnlicher Verwandlung an Zeus heranschleicht (Ξ 290), Athene als Schwalbe im Gebälk des Daches sitzend um dem Freiermorde zuzusehen (χ 240). An einer Stelle (γ 372) kann man zweifelhaft sein, ob die Göttin, die *φῆγη εἰδομένη* von den Pyliern enteilt, nach der Meinung des Dichters der Gestalt eines Adlers oder nur der Kraft seines Fluges sich bedient. In der Verwendung eines poetischen Motives gibt es vielfach abgestufte Möglichkeiten. Und um ein poetisches Motiv handelt es sich hier überall nur, nicht etwa um unmittelbar erhaltene Züge des Mythos. Aber daß überhaupt der Erzähler auf den Gedanken kam, Götter in Tiergestalt an der Handlung teilnehmen zu lassen, war nur möglich, weil ein Glaube, der sie in dieser Gestalt verehrte, noch nicht ganz verklungen war⁶).

5) Über diese Stelle wie über die allgemeine hier herangezogene Beobachtung vergleiche Rhein. Mus. 47 (1892) S. 88 f. 91.

6) Mit dieser allerdings starken Modifikation können wir wohl heute noch gelten lassen, was Nägelsbach (Homerische Theologie² [1864] S. 164) über jene Fälle von Verwandlung in Vögel urteilte: sie seien »als Versuche zu betrachten, die dem menschlichen Verstand unbegreifliche

Wenn dabei die befiederten Geschöpfe bevorzugt werden, die im luftigen Bereiche frei sich bewegen und wunderbar schnell kommen und verschwinden, so ist das an sich begreiflich. Es hat aber noch einen besonderen Grund darin, daß die Phantasie der Alten in ihren Kreis die Seelen versetzt hatte, die, aus menschlichen Leibern abgeschieden, ein übermenschliches Dasein weiterführen. Der Einfluß des Seelenkultes auf den Götterglauben ist bei den verschiedensten Völkern so mächtig, daß die Meinung gewagt werden konnte, er habe ihn überall erst entstehen lassen. Das ist nun freilich einseitig, und als kraftvoller Protest gegen diese Übertreibung trat Useners Buch über Götternamen (1896) hervor. Daß er nicht gewillt war in das entgegengesetzte Extrem zu treiben, zeigte er dann in den »Sintflutsagen« (1899), besonders in dem Kapitel über die »Mehrdeutigkeit mythischer Bilder«. Das Land der Seligen mußte von dem Götterlande abgezweigt werden, »als man die seligen Geister ehemaliger Menschen schärfer von den Göttern unterschied« (S. 204). Aber die Fahrt ins Jenseits »wurde durch dieselben Bilder veranschaulicht, die für den Lichtaufgang ausgebildet waren«. Das Schiff, so lernen wir, das aus dämmeriger Ferne heranschwebt, bringt den Gott, aber es dient auch dazu die Verstorbenen hinüberzufahren; und Hermes ist so gut der Träger des neugeborenen Götterknäbleins wie der Geleiter der Seelen in den Hades (S. 214. 217). Die Beziehungen, durch die der Seelenglaube im Bilde des Vogels oder vogelartigen Wesens sich Ausdruck verschafft hat, sind von Weicker in seiner schönen Monographie ausführlich dargelegt, wobei auch Stellen aus Homer, die noch Spuren dieses Glaubens enthalten, ihre Würdigung fanden (λ 605. ω 5 f. Ψ 101: Weicker S. 21). Vor allem aber hat hier Rohdes »Psyche« (1890. 94; 2. Aufl. 1898) Licht geschaffen, indem sie einen starken Bestand von göttlicher Verehrung der Toten auch bei Homer nachwies. Der Beweis bringt die sorgfältig gesammelten und gedeuteten Merkmale mit einer ganz auf sich stehenden Ansicht vom Wesen der homerischen Poesie in Verbindung, auf die wir denn etwas näher eingehen müssen.

2. Rohde lehnt (Psyche I² 38) den Gedanken ab, daß »in irgend einer mystischen Weise das 'Volk' bei der Hervorbringung

»Plötzlichkeit und Unmittelbarkeit des Da- und Verschwundenseins oder »die nicht minder unbegreifliche unsichtbare Gegenwart und Augenzeugschaft des Gottes einigermassen erklärlich und probabel zu machen«.

des Epos beteiligt gewesen wäre«, und fährt dann fort: »Viele »Hände sind an den beiden Gedichten tätig gewesen, alle aber in »der Richtung und dem Sinne, die ihnen angab nicht das 'Volk' »oder 'die Sage', wie man wohl versichern hört, sondern die »Gewalt des größten Dichtergenius der Griechen und wohl der »Menschheit, und die Überlieferung des festen Verbandes von »Meistern und Schülern, der sein Werk bewahrte, verbreitete, fort- »führte und nachahmte. Wenn nun, bei manchen Abirrungen im »einzelnen, im ganzen doch ein Bild von Göttern, Mensch und »Welt, Leben und Tod aus beiden Dichtungen uns entgegensieht, »so ist dies das Bild, wie es sich im Geiste Homers gestaltet, in »seinem Gedichte ausgeprägt hatte und von den Homeriden fest- »gehalten wurde.« Und kurz darauf heißt es (S. 39) mit bezug auf Homers Vorstellung vom Hades: »Wenn er nur ein Reich der »Unterwelt von einem Götterpaar beherrscht, als Sammelplatz aller »Seelen, kennt, und dieses Reich von den Menschen und ihren »Städten so weit abrückt wie nach der anderen Seite die olym- »pischen Wohnungen der Seligen — wer will bestimmen, wie weit »er darin naivem Volksglauben folgt? Dort der Olymp als Ver- »samlungsort aller im Lichte waltenden Götter, — hier das Reich »des Hades, das alle unsichtbaren Geister, die aus dem Leben »geschieden sind, umfaßt: die Parallele ist zu sichtlich, als daß »nicht eine gleiche ordnende und konstituierende Tätigkeit hier wie »dort angenommen werden sollte.« In solchen Sätzen ist allerdings die Einheit und Persönlichkeit des schöpferischen Genius, Homers, stark betont. Aber dabei wird doch zugestanden, daß die Schule der Sänger, die ihm nachfolgte, nicht nur sein Werk weitergegeben, sondern auch seine Weise zu denken und zu dichten weiter geübt hat und so geschäftig gewesen ist durch eigene Zutaten den ursprünglichen Bestand der Dichtung zu erweitern und umzubilden. Als ein Beispiel solches Zuwachses sucht Rohde I² 49 ff. die Nekyia zu begreifen, und zwar nicht etwa als »Interpolation«, sondern als die Erfindung eines unter den Homeriden, der, um seiner poetischen Zwecke willen, ältere, gar vorhomerische Gebräuche und Anschauungen wieder aufnahm (S. 57) und in sein Werk verarbeitete, mit diesem dann aber den Rahmen schuf, in den spätere Dichter, auch sie noch Träger der homerischen Tradition, neue und immer neue Züge und Szenen eingefügt haben (S. 59 ff.). Auf der andern Seite wird anerkannt (S. 43), »daß vor Homer, um bis zu

»Homer zu gelangen, das Griechentum viel gedacht und gelernt, »mehr noch überwunden und abgetan haben muß«. Dem genialen Spürsinn, mit dem Rohde einzelne Vorgänge, Sitten, Redewendungen, die innerhalb der homerischen Welt fremd und unverstanden dastehen, aus einer älteren, wesentlich andersgearteten, bei Homer sonst zurückgedrängten Allgemeinansicht zu deuten suchte, verdankt er die tiefsten Einblicke in die Geschichte der griechischen Religion, die er gewonnen hat. Als eines der mächtigsten Rudimente einer abgetanen Kulturstufe weist er die feierlichen Handlungen nach, die an der Leiche des Patroklos vollzogen werden: die Weinspenden, die Ausgießung fließenden Blutes, die Verbrennung menschlicher und tierischer Leichen, alles dies, wodurch die Psyche des Verstorbenen erquickt werden solle, lasse einen altertümlichen, dem Dichter sonst fremden Seelenkult erkennen; daß Homer den inneren Grund von dem was er hier schildert selbst nicht mehr verstehe, verrate sich in der auffallenden Kürze, »mit der das Gräßlichste, »die Hinschlachtung der Menschen samt den Pferden und Hunden, »erzählt wird«. Im Anschluß daran heißt es (S. 18): »Man merkt »überall: er ist es wahrlich nicht, der so grausige Vorgänge zum »erstenmal aus seiner Phantasie erzeugt; übernommen (woher auch »immer), nicht erfunden hat Homer diese Bilder heroischen Seelen- »kultes.« Und in einer Anmerkung wird dann doch die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß er diese Partie »aus Schilderungen älterer Dichtung« herübergenommen habe.

Die Frage nach der Existenz des einen Dichters Homer ist von solchen die sie bejahten öfters in dem Sinne maßvoll erörtert worden, daß eine lange und mannigfaltige Entwicklung der epischen Poesie anerkannt und nur entweder an den Anfang oder ans Ende »Homer« gestellt wurde, je nachdem man ihm die Rolle der ursprünglichen Erfindung des Planes oder die einer nachträglichen Zusammenfassung und Gestaltung zuwies. Keins von beidem trifft bei Rohde zu: sein Homer steht mitten inne in dem Gange des Werdens und Wachsens; er hat ältere Anschauungen, darunter auch solche die ihm selbst schon unklar waren, beibehalten, zum Teil vielleicht im Anschluß an frühere poetische Bearbeitungen dargestellt, dann aber ist sein eigenes Werk der Grundstock für ein weiteres Wachstum geworden, das sich durch Generationen hinzog. Wieviel Berechtigung unter diesen Umständen der Nachdruck hat, mit dem Rohde sein Festhalten an der Annahme eines eigentlichen

Homer betont, darüber wollen wir nicht streiten; die wichtigsten praktischen Konsequenzen jedenfalls sind seiner Auffassung und der unsrigen gemeinsam. Aber die Übereinstimmung reicht noch weiter.

Rohde hat eine Scheidung äolischer und ionischer Elemente in den überlieferten Epen nicht versucht, die Grundtatsache ihrer Mischung überhaupt nicht berührt: Homer ist ihm ein Ionier, ein Repräsentant ionischer Geistesbildung. Aber indem er die schöpferische Tat dieses Genius, die Erzeugung einer freisinnigen, hier und da schon fast ins Frivole überschlagenden Theologie, einerseits in Gegensatz stellt zu Resten älteren Volksglaubens, die sich innerhalb derselben Dichtung erhalten haben, andererseits aus Naturanlage und Denkweise gerade des ionischen Stammes erklärt, bringt er ungewollte und deshalb um so zuverlässigere Hilfe für unser Unternehmen, den Anteil der beiden Stämme auszusondern. Nur in eingeschränktem Sinne hält er den Götterstaat, wie Homer ihn schildert, für eine Erfindung des Dichters (I² 40 f.): »was er vorbringt, muß auch zum Volksglauben gehört haben; die Auswahl, die Zusammenfügung zum übereinstimmenden Ganzen wird des Dichters Werk sein. Wäre nicht der homerische Glaube so geartet, daß er, in seinen wesentlichen Zügen, Volksglaube seiner Zeit war oder sein konnte, so wäre auch, trotz aller Schulüberlieferung, die Übereinstimmung der vielen an den zwei Gedichten tätigen Dichter fast unerklärlich. In diesem eingeschränkten Sinne kann man sagen, daß Homers Gedichte uns den Volksglauben wiedererkennen lassen, wie er zu der Zeit der Gedichte sich gestaltet hatte — nicht überall im vielgestaltigen Griechenland, aber doch gewiß in den ionischen Städten der kleinasiatischen Küste und Inselwelt, in denen Dichter und Dichtung zu Hause sind.« Dieser Zusammenhang wird dann weiter mit eindringendem Verständnis geschildert und zur Erklärung der auffallenden Tatsache verwertet (S. 37 f.), daß »in dieser Frühzeit griechischer Bildung eine solche Freiheit von ängstlichem Wahn auf dem Gebiete, in dem der Wahn seine festesten Wurzeln zu haben pflegt, erreicht werden konnte«. Das Irrationale, Unerklärliche sei das Element des Seelen- und Geisterglaubens, die homerische Religion lebe im Rationellen, ihre Götter seien griechischem Sinn völlig begreiflich, griechischer Phantasie hell erkennbar, ein echtes Erzeugnis desjenigen griechischen Stammes, der in späteren Jahrhunderten die Naturwissenschaft und Philosophie »erfunden« habe (S. 43 f.). Mit

dem älteren Glauben stand es in Einklang, daß man die Toten unversehr bestattete, ihre Gräber möglichst prächtig ausstattete und ihnen einen Teil ihres irdischen Besitzes mitgab; das Verbrennen des Leibes hingegen war geeignet die Vorstellung zu unterstützen, daß die Seele des Verstorbenen eingegangen sei »in eine unerreichbare Welt der Unsichtbarkeit«, aus der sie nicht mehr zurückkehren, von der aus sie nicht mehr wirken könne. Aus der Tatsache, daß in mykenischer Zeit die Beisetzung, bei Homer Verbrennung herrschender Gebrauch war, folgert Rohde (S. 30), daß die Absicht, eine »gänzliche Verbannung der Seele in den Hades zu erreichen, der Entstehungsgrund des Leichenverbrennens« gewesen sei. Den Umschwung der Anschauungen aber, der darin zum Ausdruck kam, bringt er — wie schon (oben S. 278) erwähnt — in ursächlichen Zusammenhang mit der allgemeinen Umwälzung der Verhältnisse und Zustände des griechischen Volkes, die in der Zeit der großen Wanderungen stattgefunden hat und durch die schließlich der ionische Stamm zum Träger der epischen Poesie geworden ist.

Diese einleuchtenden Gedanken stimmen nicht ganz zu dem, was derselbe Forscher vorher gesagt hat. Ob mehr die Sitte der Verbrennung durch den geänderten Glauben oder ein Wandel des Glaubens durch die aus äußerem Anlaß eingeführte Sitte gefördert worden ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war das ein Vorgang, den ein einzelner Mensch nicht herbeiführen konnte. Und überhaupt, Homers Vorstellungen von den Göttern und dem Jenseits, die so durchaus den Geist eines bestimmten Erfinders verraten sollten, erscheinen nun doch als der unwillkürliche Ausdruck des Volksgeistes, nicht der Griechen überhaupt aber der Ionier. Hier möchte man fast vermuten, daß der Glaube an die Persönlichkeit Homers, wie Rohde ihn bekennt, ein fremdartiges Element innerhalb seiner sonstigen Anschauungen ist, stehen geblieben als Überrest von einer im Grunde überwundenen Entwicklungsstufe des Erkennens. Aber anstatt bei diesem Punkte zu verweilen, wollen wir uns lieber der lebendigen und fruchtbaren Ideen freuen, die um ihn her erwachsen sind. Treffend charakterisiert Rohde die Geistesrichtung des ionischen Stammes, indem er die Tatsache, daß aus ihm die Begründer der griechischen Wissenschaft hervorgegangen sind, in Zusammenhang bringt mit der von Furcht und im Grunde auch schon von Ehrfurcht freien Art, wie Homer über die Götter spricht. Man erinnert sich der grellen Beleuchtung, in

die das Bild ihres Lebens und Treibens durch Herman Grimm gerückt worden ist⁷⁾. Er verglich das Verhältnis der homerischen Götter zu den Menschen mit dem zwischen einem übermütigen und rücksichtslosen Adel und einem an sittlicher Tüchtigkeit überlegenen, doch immer noch willig sich unterordnenden Bürgerstande. Wie in der Sphäre, in die uns Schillers »Kabale und Liebe« versetzt, die Mitglieder der Hofgesellschaft sich gegenseitig nichts Gutes zutrauen, vielfach gegeneinander intrigieren, aber darin übereinstimmen, daß sie von dem niederen Stande unbedingte Verehrung erwarten und ihn nur als Spielball ihrer Launen ansehen, so seien die Götter in der Ilias im eignen Verkehr oft kleinlich und würdelos, werden aber majestätisch und unnahbar, sobald ein Wesen niederer Ordnung erscheine. Grimm wagte die Vermutung, daß sich »die homerische Götterwirtschaft vielleicht aus den eigenen Erfahrungen des Dichters erkläre«, daß er Zustände und Vorgänge in einer adligen Kaste seiner Zeit geschildert, zugleich aber dadurch, daß er den Schauplatz auf den Olymp verlegte, den Anschein einer hämischen Kritik habe vermeiden wollen. Das ist ja nun sicher eine verfehlt Deutung, und selbst unter den modernen Geistern konnte wohl nur eben Herman Grimm auf sie verfallen, der die angeborene Fähigkeit des Nachempfindens mehr und mehr durch das Lustgefühl betäubt hatte, überall ein der eigenen Denkart verwandtes Raffinement aufzuspüren; wer das geistreich verzerrte Bild ansah, das er von Goethes Tasso gezeichnet hat, konnte nicht mehr erwarten Homer von ihm verstanden zu finden. Aber ein Element von Wahrheit liegt doch auch hier in dem, was er vorträgt. »Wie hoch steht Hektor mit seiner Familie sittlich über den Göttern, die ihn mit Lug und Trug zu Tode hetzen!« solcher Satz drückt eine berechtigte Empfindung aus, von der wir kaum glauben können, daß sie den Griechen ganz fremd gewesen sei. Sie war es in der Tat nicht; an Protesten gegen die homerische Weltanschauung hat es in geschichtlicher Zeit nicht gefehlt. Und wenn die Macht der Poesie groß genug gewesen ist, um den Vorstellungen vom Dasein der Götter, die im Epos fixiert waren, für alle spätere Kunst und Dichtung die Herrschaft zu sichern, so

7) Homer. Ilias, erster bis neunter Gesang. 4890. Dasselbe, zehnter bis letzter Gesang. 4895. (Vgl. meine Besprechung des wunderlichen Buches BphW. 4892 Sp. 517 ff.) Von den Göttern handelt der Verf. I 29 ff. 224.

verträgt sich die Tatsache doch sehr wohl mit der Einsicht, daß diese Vorstellungen, da wo sie zuerst erwachsen, nicht der Ausdruck der griechischen Religion waren, sondern das Zeugnis einer beginnenden Abkehr vom überlieferten Götterglauben bei demjenigen Stamme, der auch für die folgenden Generationen in Verstandeskultur und freier Ausbildung der menschlichen Geisteskräfte die führende Rolle behauptet hat.

Daraus folgt dann aber von selbst, daß die Reste einer früheren, minder leichtherzigen Religion, die Rohde inmitten der homerischen Schilderungen aufgedeckt hat, den äolischen Bestandteilen des Epos angehören, so daß sich hier das Verhältnis wiederholt, das uns in einer Reihe von Beispielen entgegengetreten ist. Dies müßten wir annehmen, auch wenn kein besondrer Anhalt dafür sich böte; aber auch der ist von Rohde nachgewiesen. In Hesiods Erzählung von den Dämonen und den »Seligen«, die aus den Menschen des goldenen und des silbernen Geschlechtes hervorgegangen seien (*Ἑργ.* 121 ff. 140 ff.), hat er die Nachwirkung eines Unsterblichkeitsglaubens erkannt, der weit über Homers Gedichte hinaufreicht (*I* 91 ff.). Bei aller Verwandtschaft und Abhängigkeit steht Hesiods Poesie zur homerischen in deutlichem Gegensatze. Daß sich dieser auch in bewußter Kritik betätigt habe, schließt Rohde aus den Worten, die der Dichter den Musen, da wo sie ihn zu seinem Berufe weihen, in den Mund gelegt hat (*Θεογ.* 26 ff.):

ποιμῆνες ἄγραυλοι, κά' ἐλέγχεα, γαστέρες οἶον,
ἴδμεν ψεύδεια πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
ἴδμεν δ' εἴτ' ἐθέλωμεν ἀληθέα γηρόσασθαι.

Von hier aus versteht es sich leicht, daß Hesiod Reste von altem, ernstem Brauch und Glauben wieder zu beleben suchte, die sich »im festländischen Griechenland, im Lande der böotischen Bauern »und Ackerbürger, in abgeschlossenen Lebenskreisen« erhalten hatten. Dieser Boden aber, auf dem seine Poesie erwuchs, war altäolisches Gebiet.

3. Die Erkenntnis, die wir durch Rohde gewonnen haben, ist keine bei der sich ausruhen läßt; sie drängt zu der Frage, wie denn nun im einzelnen die an Alter und Herkunft verschiedenen Bestandteile der homerischen Religion zu sondern seien. Und da wiederholen sich eben in verstärktem Maße die Schwierigkeiten, mit denen wir im vorigen Kapitel zu tun hatten. Wenn gestritten

werden konnte, ob die auffallende Handlungsweise der Penelope in σ auf der frivolen Erfindung eines Homeriden beruhe oder ein Ausdruck uralter Rechtsanschauungen sei, wenn so handgreifliche Dinge wie Streitwagen und eiserne Waffen, wo sie im Epos vorkommen, von den einen für moderne Eindringlinge von andern für eine Antiquität gehalten wurden: so wird vollends im Kreise religiöser und mythologischer Vorstellungen Irrtum und Zweifel darüber möglich sein, ob solche Züge, die bei Homer nur vereinzelt begegnen, noch oder schon mit der Entwicklungsstufe verbunden sind, die er sonst vertritt. Daß ferner die Teile der Sage, die bei Homer überhaupt nicht, sondern erst bei späteren Dichtern bezeugt sind, notwendig nach der Zeit des Epos erdacht sein müßten, wird niemand behaupten; gleich die Geschichte der Weltalter bei Hesiod ist ein Beweis des Gegenteils. Altertümliche Vorstellungen, die durch die Herrschaft des ionischen Geistes zurückgedrängt waren, können im Kultus und im Volksglauben lebendig geblieben und von da nachher wieder in die Dichtung eingedrungen sein. Aber wie sind die einzelnen Fälle zu beurteilen? Die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, die zuerst bei Hesiod ($\Theta\epsilon\omicron\gamma$. 924) und in den Hymnen (Athen. 4 f. und pyth. Apoll. 430 f. [308]) erwähnt wird, ist sie ein alter Mythos oder freie Dichtung? Von Achills Unverwundbarkeit weiß die Ilias nichts, und Preller hat (Griech. Mythol. II² S. 399 f.) die Stufen angedeutet, durch welche dieser Zug der Sage später sich entwickelt hat. Aber Beloch (GrG. I 434) meinte, Achilleus sei schon nach der ursprünglichen Volkssage nur an einer Stelle verwundbar gewesen, so gut wie andere Sonnenhelden, z. B. unser Siegfried, und die Ilias habe nur »mit feinem Takt diesen Zug fallen lassen und die durch Thetis »im Feuerbad undurchdringlich gemachte Haut durch eine undurchdringliche Rüstung ersetzt«. Das wäre nicht unmöglich, müßte aber doch etwas kräftiger bewiesen werden als durch den Vergleich mit Siegfried und die Berufung auf den feinen Takt des Iliasdichters.

Die Methode, nach welcher der Verfasser der Psyche die Rudimente eines vorhomerischen Seelenkultes zu erkennen sucht, ist vortrefflich; im einzelnen aber sind manche seiner Deutungen doch anfechtbar. Gewiß hat er recht die feierlichen Begehungen an der Leiche des Patroklos als wertvollstes Zeugnis für die ältere Religion geltend zu machen; und wenn in dem Gebet, das Achill

bei dieser Gelegenheit an den Gott Spercheios richtet (Ψ 444 ff.), anschaulich ein Gottesdienst ohne Tempel, ein Opfer dessen Blut in die Quellen des Stromes fließen soll, beschrieben wird, so stimmt der Platz, den Rohde im Zusammenhang seiner Theorie diesem Gebet anweist, aufs beste zu der Schätzung, die sich uns von einer andern Seite her für dieselben Verse ergeben hat (oben S. 304). Nicht berechtigt aber scheint mir der Schluß, den er ohne weiteres zieht, daß nun auch die Kampfspiele, die nachher veranstaltet werden, zum ältesten Bestande der Ilias gehören müßten. Sie können sehr wohl als ausschmückende Zutat in den ursprünglich kürzeren und einfacheren Verlauf der Feier nachträglich eingefügt sein. Rohde selbst führt (I² 49) einige Homerstellen an, aus denen hervorgeht, daß die Veranstaltung von Wettspielen zu Ehren verstorbener Fürsten eine ganz gewöhnliche Sitte war, und erinnert an die Häufigkeit solcher ἀγῶνες ἐπιτάφιοι in der späteren Dichtung. Freilich meint er in den Worten, die Nestor Ψ 646 an den Peliden richtet (ἀλλ' ἴθι καὶ σὸν ἑταῖρον ἀέθλοισι κτερέϊζε), einen besonders altertümlichen Gedanken zu erkennen (S. 20): »die Leichenspiele werden auf die gleiche Stufe gestellt wie die Verbrennung der einstigen Habe [κτερέα], an der die Seele des Verstorbenen auch fernher Genuß haben soll«. Aber eben der eigentliche Sinn der Verbindung κτερέα κτερεῖζειν, den Rohde hier und anderwärts mit Recht betont, läßt deutlich erkennen, daß das Verbum ursprünglich gar keinen anderen Akkusativ als den des Nomens, von dem es abgeleitet ist, bei sich haben durfte; wo statt dessen eine Person das Objekt zu κτερεῖζειν bildet, da ist die Bedeutung des Wortes verblaßt und es heißt — ebenso wie, von andrer Seite hergekommen, ταρχύειν — weiter nichts als »feierlich bestatten«. In dieser Weise gebraucht es Homer auch außerhalb von Ψ mehrmals; und die Stellen, an denen es geschieht, können eher für relativ jung als für lebendige Zeugnisse einer vorhomerischen Denkungsart gehalten werden.

Einer etwas eingehenderen Untersuchung bedürfen die Fragen, zu denen in der Odyssee die Nekyia den Anlaß gibt⁸⁾. Rohde

8) Gegen Rohdes Behandlung dieses Gegenstandes wandte sich Ed. Meyer teils im 2. Bande seiner Geschichte des Altertums (1893) teils im Hermes (30 [1895] S. 241 ff.): »Der Ursprung des Odysseusmythus. Mit einem Anhang über Totendienst und Heroenkult.« Darauf antwortete Rohde im Rhein. Museum (50 [1895] 22 ff. 600 ff.): »Paralipomena« und

bezeichnet es (S. 49) als »eines der wenigen sicheren Ergebnisse einer kritischen Analyse der homerischen Gedichte, daß die Erzählung von der Fahrt des Odysseus in die Unterwelt im Zusammenhang der Odyssee ursprünglich nicht vorhanden war«. Hier werden Kirchhoff und Wilamowitz stillschweigend abgelehnt, nach deren Ansicht der Grundstock der Nekyia gerade zu den ältesten Teilen des Epos gehört, während Niese (EHP. 166 f.) im Anschluß an manche älteren Forscher das ganze elfte Buch für einen späteren Zusatz erklärt hat. Wer nun recht habe, wird sich erst entscheiden lassen, wenn die verschiedenen Elemente, aus denen die Nekyia besteht, unter sich verglichen und dem relativen Alter nach abgestuft sind. Kammer (Die Einheit der Odyssee [1873] S. 474 ff.) und Wilamowitz (HU. I 7), die vor Rohde am eindringendsten diese Aufgabe behandelt haben, gehen von entgegengesetzten Grundanschauungen aus, stimmen aber in der Abgrenzung und zum Teil auch in der Beurteilung der einzelnen Partien überein.

Mit beiden (Kammer S. 525, Wilamowitz S. 444 f.) dürfen wir zunächst die Elpenor-Episode als nachträgliche Zutat ausscheiden. Das Gleiche gilt von dem Abschnitt (λ 566—634), der von Minos, Herakles und den Büßern handelt und auf einer theologischen Anschauung beruht, die »dem Vorstellungskreise der homerischen Zeit fern liegt« (Kammer S. 529). Dies darf als gesichert gelten und wird auch von Rohde anerkannt, der freilich Wilamowitz' Deutung, wonach diese Interpolation orphischen Ursprung hätte, ablehnt⁹⁾. Es bleiben noch drei Stücke: die Unterhaltung mit Teiresias und Antikleia, der Frauenkatalog und die Gespräche mit den Genossen des troischen Krieges. Das mittlere erledigt sich wieder leicht. Kammer (S. 527) weist es in die Zeit, »in der jene von Begebenheit zu Begebenheit die Odyssee organisch fortbildende Erfindungskraft ausgestorben war«, während doch immer noch die Rhapsoden »nicht nur wiedererzählen wollten, sondern

»Nekyia«, wobei er im zweiten Aufsätze zugleich auf das betreffende Kapitel meiner »Grundfragen« einging, die darin geäußerten Bedenken großenteils widerlegend. Aus meiner diese Arbeiten zusammenfassenden Besprechung (JbA. 442 [1902] S. 403 ff.) werden einzelne Gedanken jetzt wiederholt.

9) Vgl. oben S. 433. Rohde, Rhein. Mus. 50 (1895) S. 627 ff. In dieser Ablehnung trifft er zusammen mit Milchhoefer, »Orphisch-Unterweltliches«, Philol. 53 (1894) S. 393 ff.

»auch selbst schaffen an dem Webstuhle der Dichtung«; und Wilamowitz hat (S. 147 ff.) die mutmaßlichen Quellen dieses Heroinnenverzeichnisses genauer erörtert. Die beiden Szenengruppen, um die es sich schließlich nur noch handelt — Teiresias und Antikleia auf der einen Seite, Agamemnon, Achill, Aias auf der anderen — sind dadurch geschieden, daß in der ersten vorausgesetzt ist, die Schatten müßten Blut trinken um zum Bewußtsein zu kommen, während Achill und Aias den Besucher ohne weiteres erkennen und sofort imstande sind mit ihm zu sprechen. Nur von der Seele des Agamemnon heißt es beim ersten Auftreten (390): ἔγω δ' αἰψ' ἐμὲ κείνος, ἐπεὶ πῖεν αἶμα κελαινόν. Aber die zweite Hälfte des Verses lautet in manchen Handschriften, ebenso wie 615, ἐπεὶ ἴδεν ὀφθαλμοῖσι; und diese Lesart könnte, wie sie dort durch eine Bemerkung im Harlejanus (πῶς μὴ πῶν τὸ αἶμα γινώσκει;) bestätigt wird, so auch an der früheren Stelle (390) die echt überlieferte sein. Möglich allerdings auch, wie Kammer (S. 497) und Wilamowitz annehmen, daß die Erwähnung des Blutes durch eine Korrektur schon von demjenigen hereingebracht worden wäre, der die Unterhaltung mit Agamemnon und den Seinen an die Begegnung mit Teiresias und Antikleia anknüpfte. Die Entscheidung der Frage, welche der beiden Szenengruppen die ältere sei, wird auf anderem Wege gefunden werden müssen.

Kammer hält das Bluttrinken wie in Vers 390 so in der ganzen Schilderung der Unterwelt für einen später eingefügten Zug (S. 495) und spricht deshalb der Begegnung mit Agamemnon, Achill, Aias im Vergleich zu der mit Teiresias und Antikleia das höhere Alter zu, sieht also in dem Gespräche mit den griechischen Helden das ursprünglichste Stück der ganzen Nekyia (S. 510. 517). Umgekehrt entscheidet sich Wilamowitz (S. 458): das Gespräch mit Teiresias und Antikleia sei ein »Stück einer älteren und in jeder Weise originalen Poesie«. Wie stellen sich die Dinge dar, wenn wir mit der durch Rohde gebrachten Erkenntnis an sie herantreten? Wenn es jetzt feststeht, daß die finsternen Gebräuche, mit denen Achill die Leichenfeier für Patroklos begeht, innerhalb der homerischen Poesie einer älteren, vergessenen oder absichtlich zurückgedrängten religiösen Vorstellung angehören, muß dann nicht über das Opfer, das Odysseus im Hades darbringt, ebenso geurteilt werden? Rohde hat diesen Schluß nicht gezogen. Er faßt Antikleia nicht mit Teiresias sondern mit den früheren Kriegsgefährten

zusammen und hält diese Begegnungen des Helden für den eigentlichen Kern der Hades-Dichtung (I² 54); diese ganze Partie habe ein Dichter erfunden, um »den Odysseus, der nun schon so lange fern von den Reichen der tätigen Menschheit einsam umirrt, in geistige Verbindung zu bringen mit den Kreisen der Wirklichkeit, zu denen seine Gedanken streben, in denen er einst selbst wirksam gewesen ist und bald wieder kraftvoll tätig sein wird«; die Befragung des Teiresias sei nur ein Vorwand, um den Verkehr des Odysseus mit der Mutter und den alten Genossen herbeizuführen (S. 53). Der Gedanke, daß die Bewußtlosigkeit der Schatten durch das Trinken frischen Blutes für eine Weile unterbrochen werden kann, ist nach Rohde eine Fiktion eben dieses Dichters, der eines solchen Mittels bedurfte, um in den Rahmen der homerischen Weltanschauung, die ein irgendwie inhaltvolles Dasein nach dem Tode überhaupt nicht kannte, die Erzählung die er geben wollte einzufügen; und wieder um diese Fiktion anknüpfen zu können, hat der Dichter die Schilderung eines altertümlichen Totenopfers, wie es zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchlich war, aus der Vergessenheit hervorgeholt. »Auch hier also sehen wir«, heißt es S. 57, »versteinerte, sinnlos gewordene Rudimente eines einstmal im Glauben voll begründeten Brauches vor uns, vom Dichter um dichterischer Zwecke willen hervorgezogen und nicht nach ihrem ursprünglichen Sinne verwendet.«

Diese Erklärung hat viel für sich; vor allem, daß danach das Gespräch mit der Mutter von denen mit Agamemnon und Achill nicht getrennt wird. In ihrem inneren Charakter sind sie wirklich gleich, feinere Unterschiede lassen sich aus der Eigenart der Personen verstehen (Rhein. Mus. 50 S. 605—644). Ob es unter diesen Umständen notwendig ist das Intermezzo bei den Phäaken (λ 333—384) als nachträglich eingeschoben anzusehen (S. 623 f.), ob es nicht doch von dem Urheber dieser ältesten Gesprächszenen mit erfunden sein könnte, mag unentschieden bleiben. Wichtiger ist der Anstoß, den ein paar andere Punkte noch bilden. Auf eine »Gedankenlosigkeit« des Dichters hat Rohde selbst (I² 58) hingewiesen: dieser lasse den Odysseus für Teiresias und alle Toten ein Opfer geloben (x 524 ff. λ 29 ff.), das er daheim in Ithaka ihnen darbringen wolle; das stimme nicht zu der homerischen Anschauung, nach der die Seelen aller Verstorbenen für ewig in den Erebos gebannt sind und der Genuß des Opfers ihnen unmöglich ist.

Ferner, was Antikleia von den Zuständen auf Ithaka erzählt, paßt nicht aufs beste zu der in unsrer Odyssee herrschenden Situation. Vor allem aber machen in der Rede des Teiresias die Verse Schwierigkeit, in denen über eine spätere Versöhnung des Meergottes Vorschriften gegeben werden (121—137); denn sie mit Rohde (50 S. 620 f.) als Interpolation zu erklären geht deshalb nicht an, weil niemand zu sagen wüßte, was zu einer solchen Einschiegung Anlaß gegeben haben könnte. Der Widerspruch zwischen Antikleias Schilderung und der Telemachie wird uns in einem späteren Kapitel (III 5) beschäftigen. Die beiden anderen Bemerkungen ordnen sich einem prinzipiellen Bedenken ein. Es ist doch kaum zu glauben, was Rohdes Meinung zu sein scheint, daß Odysseus' Besuch im Hades von vornherein bloß zu dem Zweck erfunden worden sei, ihn mit verstorbenen Angehörigen und Freunden Gespräche von durchaus oberweltlichem Inhalt führen zu lassen. Dieser Nekyia müssen ältere Hades-Dichtungen vorausgegangen sein, die den Helden mit den finsternen Mächten selber in Berührung brachten; und eine Erinnerung daran mag in dem Versprechen eines daheim zu bringenden Totenopfers enthalten sein. Rohde sieht es so an, als habe hier der Dichter selbst aus einem zu seiner Zeit noch bestehenden Brauche geschöpft (Psyche I² 58 f.). Aber wozu sollte er selbständig etwas eingefügt haben, was für seine Darstellung gar keine Bedeutung hatte? Viel eher kann man seine Absicht verstehen, wenn man annimmt, daß dieser Zug ihm schon in poetischer Gestaltung vorlag und gewissermaßen zur Ausstattung eines Hadesbesuches gehörte, so daß er bei einer Neudichtung unwillkürlich festgehalten wurde. Dasselbe gilt von der Befragung des Sehers. Daß Odysseus nach Kirkes Worten ihn aufsuchen soll, um von ihm zu erfahren *ὄδον καὶ μέτρα κελεύθου νόστον θ' ὡς ἐπὶ πόντον ἐλεύσεται* (x 539 f.), ist in der Tat nur ein Vorwand; denn diese Dinge erfährt er nachher von Kirke selbst vollständiger (μ 38—44). Daß aber überhaupt ein lebender Mensch in den Hades hinabsteigt um einen Verstorbenen um Rat zu fragen, ist eine an sich so kühne Erfindung, daß sie für einen ernsteren Zweck gemacht sein und wiederholt ihm gedient haben muß, ehe ein Erzähler auf den Gedanken kommen konnte, sie als leichte Übergangswendung zu benutzen, durch die er einen Helden mit Mutter und Freunden noch einmal zusammenbrachte. Der ernstere Sinn wirkt vielleicht noch nach in der Anweisung des Teiresias, später den beleidigten Gott

zu versöhnen, die in unserer Odyssee so beziehungslos steht, daß sie entweder sehr früher oder sehr später Herkunft zu sein scheint. Ich denke, beides zugleich: sie ist alt als ein Element der Sage, aber vom Verfasser unseres λ als Mittel zu seinem Plane äußerlich hereingezogen.

Daß ein Dichter solchen Plan überhaupt faßte, läßt sich nur so erklären, daß die Vorstellung von dem unterirdischen Reiche, weil es öfter in epischen Liedern beschrieben worden war, etwas von ihrem unheimlichen Charakter verloren hatte. Auf diese Weise erklärt sich auch die sonst auffallende Erscheinung, daß Beispiele der »Repristination« eines älteren Glaubenzustandes sich gerade in zwei so jungen Gesängen der Ilias wie Ψ und Ω (592 ff.) finden. Auch hier kann der Dichter das, was er bietet, nicht aus der Welt die ihn umgab, er muß es aus älterer Poesie genommen haben.

4. Die Frage, in welchem Zusammenhange jenes älteste Element der odysseeischen Hadessage einst gestanden habe, hat Eduard Meyer zu beantworten gesucht (GA. II § 67 und Herm. 30 S. 256 ff.). Er bringt den Auftrag, daß der Held ins Binnenland gehen und dort einem den Bewohnern fremden Gotte opfern solle, in Verbindung mit der Überlieferung, daß an zwei Stellen in Arkadien, also in einem von der See gänzlich abgeschiedenen Lande, Poseidon verehrt worden sei und daß gerade Odysseus seinen Kultus eingeführt, die Heiligtümer in Pheneos und auf dem Berge Boreion bei Asea gegründet habe (Pausan. VIII 14, 5 ff. vgl. 12, 5). Meyer verlegt diesen Besuch im Binnenlande (gegen λ 119. 121) vor die Heimkehr nach Ithaka, läßt dann aber auch diese Version, wie sie in dem alten Nekyia-Epos gewesen sei, nicht als ursprüngliche bestehen, sondern geht noch weiter zurück zu der Annahme, daß Arkadien, wohin ja auch Penelope als Mutter des Gottes Pan gehöre (Herodot II 145), die eigentliche Heimat des Helden, dieser selbst mit Poseidon im Grunde identisch, ein uralter Gott sei. Ähnliches hatte früher, an eine Andeutung von Wilamowitz anknüpfend, Otto Seeck ausgeführt in seinem Buche über »die Quellen der Odyssee« (1887). Er glaubte aus dem Wortlaut einzelner Stellen zu erkennen, daß nach der ursprünglichen Meinung Odysseus im Westen unter die Erde hinabgehe, dann den ganzen Hades durchschreite und im Osten wieder emporsteige: ein menschliches Bild für die Bewegung der Sonne. Ed. Meyer legt statt des Tageslaufes den des Jahres zugrunde: »Der Held, der lange die Heimat meiden

»muß, in die Unterwelt hinabsteigt, in die Gewalt der 'grauen »Männer', der Phäaken, der 'Verhüllerin' Kalypso, der Zauberin »Kirke gerät, ist nichts anderes als der sterbende Naturgott«, dessen Verschwinden und Wiederkehr demnach in der Odyssee in vierfacher Gestalt dargestellt wäre. — Mit solcher Deutung sind wir in ein Gebiet gekommen, auf dem es verhältnismäßig leicht ist eine geistreiche Ansicht aufzustellen, aber sehr schwer sie zu beweisen. Nur ein paar bestimmte Bedenken sollen geltend gemacht, im Anschluß daran dann versucht werden für die Entscheidung einer prinzipiellen Frage etwas zu gewinnen.

Bei den arkadischen Spuren eines durch Odysseus begründeten Poseidon-Kultus müßte man doch vor allem untersuchen, wie alt sie sind. Den Gedanken, daß solcher Kult erst unter dem Einflusse des auch uns bekannten Epos entstanden sei, lehnt Meyer (Herm. 30 S. 264) ohne Beweis ab. Die von Svoronos mitgeteilten Münzen von Mantinea¹⁰⁾, auf die sich die ganze Hypothese stützt, zeigen den Helden mit dem Ruder auf der Schulter, dem Abzeichen dessen, der über See und Wasser waltet; in der hier zugrunde liegenden Vorstellung war also Poseidon schon der Meergott: als solcher ist er demnach in Arkadien eingeführt, nicht als einheimischer Naturgott bewahrt worden. Die Entstehung dieses Typus setzt Svoronos in Übereinstimmung mit Weil in die Zeit des Wiederaufbaues der Stadt Mantinea, 370 v. Chr. Wäre es nicht denkbar, daß die Arkader, in einer Zeit wo ihre Macht und ihr Wohlstand durch Epaminondas' Erfolge emporstieg, sich wenigstens in der Idee einen Anteil am Meere sichern wollten, von dem abgeschnitten zu sein sie als schweren Nachteil erkannt hatten? Mir scheint solche Entwicklung glaublicher zu sein als die von Meyer angenommene, bei der man ganz und gar nicht sieht, wie der Beherrscher der See aus einem Gotte geworden sein soll, der das sommerliche Leben in der Natur darstellte. Seinem Wesen entspräche es besser — und so hat ihn Usener geradezu

10) Jean N. Svoronos, Ulysse chez les Arcadiens et la Télégonie d'Eugammon, à propos des types monétaires de la ville de Mantinée. Gazette archéol. 43 (1888) p. 257—280. Svoronos hatte auf Grund der Münzbilder und der bei Pausanias erhaltenen Nachrichten vermutet, daß Arkadien das Land sei, das Odysseus nach Tötung der Freier aufgesucht habe.

gedeutet¹¹⁾ — die kalte, winterliche Macht zu bezeichnen, die das Leben in der Natur zerstört.

Sollten aber wirklich so kühne Kombinationen über die ursprüngliche Natur und Heimat des Odysseus das Richtige treffen, so würde sich daraus doch für die Aufgaben der Homerkritik unmittelbar nichts ergeben. Ed. Meyer weist selbst darauf hin, »wie fern auch schon alte Odysseusgedichte den Wurzeln der Sage stehen« (S. 265. 271). Die Frage, wie das Epos entstanden sei, darf nicht vermengt werden mit der vielleicht noch interessanteren und sicher noch schwierigeren, wie die Namen und Begriffe entstanden sind, die ihm zur Voraussetzung dienen. Auf diesem entfernteren Gebiete bewegen sich die kühnen Forschungen und überraschenden Entdeckungen von Hermann Usener. In dem Schaffner der Winde, Äolos, erkennt er einen alten Doppelgänger des Zeus, in den sechs Paaren seiner Kinder die Reihe der zwölf Monate¹²⁾: eine um so willkommene Deutung, als sie die Hoffnung erweckt, daß auch der verschwundene Sinn dessen, was Odysseus dort erlebt, noch einmal gefunden werden könnte. Denn in der Erzählung unseres α steht die Geschichte von dem Schlauch, in dem die Winde mitgegeben werden, unverstanden neben dem echt menschlichen Zuge, daß der früher so gastfreundlich Gesinnte den vom Unglück, also von den Göttern Verfolgten grausam von seiner Schwelle weist. Hier und in ähnlichen Fällen nötigt das Epos selbst durch Unebenheit oder Unvollständigkeit seiner Darstellung dazu, daß wir den Blick weiter zurück lenken. Aber wenn Kalesios, den zusammen mit seinem Herrn, Axylos von Arisbe, der Tydide tötet (Z 12 ff.), eigentlich der Gott der Unterwelt war, der alle »einladet« und bei sich aufnimmt¹³⁾, wie Πολυδέκτης oder Πολύξενος der, bei dem alle zuletzt Unterkunft finden, wenn in Thersites im Grunde ein alter Wintergott steckt, der zu dem Sommergott Achilleus in natürlichem und unversöhnlichem Gegensatze steht (vgl. B 220): so sind das Beziehungen, die möglicherweise einmal wirksam waren, die aufzusuchen aber in der epischen Erzählung

11) Usener, Göttliche Synonyme. Rhein. Mus. 53 (1898); die betreffende Stelle S. 367.

12) Rhein. Mus. 34 (1879) S. 433 f.; 53 (1898) S. 346.

13) Usener, Der Stoff des griechischen Epos (Wien 1897, aus den Sitzungsber. d. Kais. Akademie d. Wiss.). S. 27 f. Kalesios, 56 ff. Thersites, 31 (und Sintflutsagen S. 85) Polydektes.

an sich kein Anlaß vorliegt, weil sie so wie sie nun ist verstanden werden kann. Useners Schuld ist es nicht, wenn der wichtige Unterschied, der hier besteht, oft verkannt wird. Er warnte ausdrücklich: man solle nicht meinen, »darum, weil der Name eines »Helden mythische Bedeutung besitze, alles was er tut und leidet »aus altem Mythus 'ableiten' zu können« (Stoff des Epos S. 21). Vielmehr seien mythische Vorstellungen, die halb verstanden oder gar nicht mehr verstanden fortleben, gewissermaßen der dunkle Mutterboden, aus dem die Sage ihre Nahrung ziehe, in den aber erst ein geschichtliches Ereignis oder ein schöpferischer Gedanke des Dichters den Keim lege, der sich zu poetischer Gestalt entwickeln kann. Für die Auffassung der Dichtung aber ist es doch wohl das erste und das Wesentliche, nachzuempfinden was der Dichter gemeint hat. Was hilft es für das Verständnis des Nibelungenliedes, wenn man sich vorstellt, Hagen sei der Winter, der in Siegfried die sonnige Jahreszeit vernichte? Würdigen wir die rührende Geschichte von Joseph und seinen Brüdern besser, wenn wir uns an der Vermutung erfreuen, daß dieser Geschwisterkreis, in dem sich ein Zwillingpaar, eine Jungfrau und ein Löwe befinden (Gen. 30, 24; 49, 9), aus den zwölf Zeichen des Tierkreises hervorgegangen sei? So liegt auch zwischen Homer und den alten Naturmythen der Griechen ein weiter Zwischenraum, voll reicher Entwicklung und mannigfaltiger Umbildung, der es nicht zuläßt, daß wir die nur dem bewaffneten Auge erkennbaren Züge eines verblaßten Mythus als Merkmale benutzen, um danach Fugen und Schichten im Epos zu erkennen.

Aber wie überall die klare Festsetzung und Einhaltung einer Grenze auch auf das bestimmend einwirkt, was diesseits der Grenze geschieht, so wird sich für unser Bemühen, Homer aus Homer zu erklären, ein mittelbarer, doch nicht zu unterschätzender Gewinn ergeben, wenn wir uns deutlich machen, daß er eine Fülle von Elementen enthält, die aus ihm selbst gar nicht mehr verstanden werden können. Schon die Beinamen *γλαυκῶπις* und *βοῶπις* weisen auf eine Stufe von Göttervorstellungen zurück, die überwunden war, als der Heldengesang in Übung kam, und würden, wenn wir sie nach unsrer mythologischen Einsicht verstehen und übersetzen wollten, den Gedanken des Dichters eher trüben als deutlich machen. So ist es zwar gewiß richtig und für den Mythenforscher eine fruchtbare Erkenntnis, daß unter den Gestalten des troischen Krieges

viele einst als übermenschliche Wesen verehrt waren und erst dadurch, daß die schöpferische Phantasie des äolischen Stammes eine auserlesene Schar persönlicher Götter um den Olymp versammelte, von ihrer Höhe herabgedrückt worden sind. Doch für unsere Auffassung des Epos kann sich dieser Gedanke nur insofern wirksam erweisen, als dadurch der Hintergrund, vor dem es steht und in den es den ahnenden Blick einzudringen lockt, mehr und mehr, ja ins Unendliche vertieft wird. Usener, wo er die Sage vom Siege des Neliden Melanthios über den Böoterkönig Xanthos, des »Schwarzen« über den »Blonden«, auf die Vorstellung vom siegreichen Einzuge des Winters zurückführt, fügt hinzu: »Die Konzeption dieser Sage reicht in eine Zeit zurück, wo die Gestalt »des Poseidon noch nicht geschaffen war« (Rhein. Mus. 53 S. 367). Unverständene Einzelzüge der Sage, mehr doch Kulthandlungen und vor allem Namen geben dem Forschen nach der frühesten Bildung religiöser Begriffe einen Anhalt; die Entstehung unserer mit vollem Bewußtsein aufs Menschliche gerichteten Epen hängt mit jenem Wachstum nicht mehr zusammen.

Eher können wir hoffen, und kehren damit zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurück, falls unter den griechischen Heroen neben herabgesunkenen Göttern auch erhobene Menschen sind, hiervon in der Dichtung oder mit ihrer Hilfe Spuren zu finden. Daß in der Tat auch diese Entwicklung stattgefunden habe, daß vielfach menschliche Vorfahren unter die Götter versetzt worden seien, meinte Beloch (GrG. I 421); und mit Entschiedenheit hat Erwin Rohde diese Ansicht vertreten¹⁴). Ebenso entschieden widersprach ihr Eduard Meyer (GA. II § 277 Anm.; Herm. 30 S. 284 f.). Er begründete seine schroffe Ablehnung damit, daß ihm kein Fall der Vergötterung eines Sterblichen bekannt sei; Zeugnisse, wie sie in den Anschauungen eines Pindar (Pyth. V 94) oder Euripides (Alkest. 1002) vorliegen, ließ er nicht gelten. Aber durch Homer gewinnen wir, die Richtigkeit früherer Beweisführung vorausgesetzt, ein objektiv gesichertes Beispiel. Agamemnon und Menelaos wurden in Sparta als Gottheiten verehrt (GA. II § 421 Anm., 277); und dies ist der Grund, weswegen Ed. Meyer als Heimat der

14) Psyche I² 175 ff. und wieder, auf Ed. Meyers Widerspruch scharf antwortend, Rhein. Mus. 50 (1895) S. 29. Speziell mit Bezug auf Achill Psyche I² 183.

troischen Sage, der ja Achill ursprünglich fremd gewesen sein soll, den Peloponnes annimmt (s. oben S. 203 f.). Uns aber hat sich herausgestellt, daß Agamemnon mit den Seinen von rechts wegen nach Thessalien gehört und nur durch Irrtum der ionischen Sänger, die den überlieferten Grundstock der äolischen Sage weiter entwickelten, in den Peloponnes versetzt worden ist. Wenn also er und sein Bruder in historischer Zeit im Peloponnes göttliche Verehrung genossen, so kann diese erst aufgekommen sein, nachdem jener Irrtum eingedrungen war und sich festgesetzt hatte; und die Menschen oder die Generationen, die den Heerkönig der Ilias als Gott anzusehen sich gewöhnten, haben in ihrer Anschauung eben den Wandel vollzogen über den gestritten wurde: Heroisierung sterblicher Menschen und Aufnahme solcher Heroen in den Kreis der Götter.

Fünftes Kapitel.

Der Götterapparat im Epos.

4. Den Götterstaat haben wir uns bisher als ein Ganzes gedacht; und doch macht das Treiben der Olympier keineswegs den Eindruck einer in sich geschlossenen Einheit. Feindschaften spalten ihn: Here, Poseidon, Pallas Athene stehen auf Seiten der Griechen, Phöbos Apollon hilft, solange er darf, den Troern; und mit seinem Herzen neigt auch Zeus ihnen zu (Δ 44 ff. O 234 ff. 596. X 468 ff.). Er heißt zwar der Olympier; und dort, auf uraltem Götterberge thronend, entläßt er Here und Athene zum Kampfe gegen Ares, dort empfängt er die Klagen des Unterlegenen, gegen den der sterbliche Diomedes die Hand zu erheben gewagt hat (E 753 ff. 868 ff.). Aber er hat auch auf dem Ida eine vielbesuchte Kultstätte (Θ 48), als Ἰδηθεν μεδέων wird er von Priamos (Ω 308) wie von Agamemnon (Γ 276) angerufen; und vom Ida aus waltet er wirklich während der μάχος μάχη (Θ 47. 54), während all der Kämpfe des dritten Schlachtages (Λ . Ξ . O. II). In der Gestalt des homerischen Zeus sind also zwei ursprünglich verschiedene Elemente zusammengeflossen; und die Frage wird einmal gründlich untersucht werden müssen, wie das geschehen ist: ob so, daß der Idäische von alters her der Schutzgott des Volkes war, das die übers Meer gekommenen Äoler in Kleinasien bezwungen haben, oder ob spätere Dichter, die hier lebten, mehr und mehr den Ida als Göttersitz anstatt des schattenhaft gewordenen Olympos eingeführt haben. Für die erste Möglichkeit entscheidet sich van Leeuwen, indem er kurz einige Gesichtspunkte für die Beurteilung des Problems andeutet. Damit ist ein Gedanke weiter geführt, den mit bezug auf Apollon Wilamowitz wirksam vertreten hat¹⁾.

1) v. Wilamowitz, Apollon. Herm. 38 (1903) S. 575—586. — van Leeuwen, De Iunone Troianis infesta. Mnemos. 34 (1906) p. 292—306.

Er hält ihn für einen Lykier, und weist darauf hin, wie entwickelt der Glaube des Volkes, von dem die Griechen ihn übernahmen, schon gewesen sein müsse, weil er in der Mutter, der Zwillingsschwester verwandtschaftliche Verhältnisse auf die Götter übertragen gehabt habe.

Bedenken im einzelnen bleiben genug; aber darüber kann kein Zweifel sein, daß wir hier eine Art von Veränderungen, vor allem Bereicherungen des Götterkreises berührt haben, auf welche das Epos mit seiner Entwicklung bestimmenden Einfluß geübt hat. Ein weiteres, und zwar völlig durchsichtiges, Beispiel bietet Hermes, der, wo er bei Homer mit Menschen verkehrt, als Jüngling auftritt, *πρῶτον ὑπηγήτης τοῦ περ χαριστάτη ἦβη* (κ 279; vgl. Ω 425. 433); und dies ist ein der altionischen Kunst eigentümlicher Typus²⁾. Die Erzählungen, die von ihm handeln, sind also erst in der ionischen Periode des Epos aufgekommen und eingefügt worden. Ähnlich späten Ursprung hat Wilamowitz in einer recht aus dem Vollen schöpfenden Untersuchung für Hephästos wahrscheinlich gemacht, dessen das Lachen herausfordernde Gestalt doch gar zu wenig von göttlicher Würde besitzt, und bei dem sich, wie glücklich vermutet wird, ein Bewußtsein davon, daß er eigentlich nicht auf den Olymp gehört, noch in seiner eignen Erinnerung erhalten hat, daß Zeus (A 591) oder, wie er ein andermal (Σ 395 f.) sagt, Hera ihn einst hinuntergeworfen habe³⁾. Die Szenen, in denen er mitwirkt, zeigen alle jenes übermütige Spiel mit den Personen der Götter, das wir als Äußerung der Geistesart des ionischen Stammes schon kennen gelernt haben, und in dessen Betätigung dem Epos durch die lustig weiterbildende Phantasie der Sänger manch gutes Stück seines Inhaltes erst hinzugewachsen ist.

Die Ergiebigkeit dieser Quelle und der mächtige Umfang der aus ihr geflossenen Sagenschicht, die man lange Zeit ganz ver-

2) Furtwaengler, Antike Gemmen III (1900) S. 97. Ove Jørgensen Herm. 39 (1904) S. 374.

3) v. Wilamowitz, Hephästos. Nachrichten von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1895 S. 217 ff.; s. besonders S. 233. 238. Im Anschluß an ihn hat dann Friedrich Marx aus der Lahmheit des Gottes und aus dem Umstande, daß Lemnos seine Heimat ist, die geistreiche Vermutung abgeleitet, daß Philoktet, der ebenfalls fest an Lemnos gebunden erscheint, eine poetische Umgestaltung des Feuergottes sei; »Philoktet-Hephästos« Njb. 13 (1904) S. 673 ff.

kannt hatte, ist zuerst durch Niese kräftig hervorgehoben worden; ein Verdienst, das dadurch nicht geschmälert wird, daß er nach der andern Seite übertrieben hat. Wie er die ganze Nekyia aus dem echten Homer streicht (oben S. 320), so hält er in der Ilias »alle olympischen Szenen für nicht ursprünglich« (EHP. 405). Eben dies hat kürzlich in einer besonderen Schrift Finsler aufs neue zu beweisen unternommen, ohne sich auf seinen Vorgänger zu stützen und, wie er selber sagt (S. 55), in anderem Sinne⁴⁾. Finslers Beweisführung, in vielen Einzelheiten höchst anfechtbar, bezeichnet auch in der Methode keinen Fortschritt, da sie nur wieder mit Beziehungen und Widersprüchen in der Komposition arbeitet und die fruchtbare Anregung, die Niese gegeben hatte, unbenutzt läßt. Dieser hatte gefragt, ob sich nicht in der inneren Beschaffenheit der Götterszenen eine Entwicklung erkennen lasse, so daß diejenigen die jüngeren wären, »wo die göttliche Einwirkung zur Handlung selbst gehört«, älter die, welche ohne Störung für den Gang der Ereignisse ausgeschieden werden können, und hatte diese Frage allerdings etwas zu schnell und sicher bejaht (S. 404). Daß er aber so fragte, war entschieden richtig, und hier wird eine Untersuchung, die weiter kommen will, einsetzen müssen. Denn wenn das Epos in seinen historischen Voraussetzungen, in dem Kulturbilde das vorschwebt, in Sprache und Stil eine Entwicklung durchgemacht hat, so natürlich auch in der Art, wie die Sänger den olympischen Apparat handhaben; und wenn jene Entwicklung erkennbar ist, so dürfen wir glauben, daß es diese auch sein wird. Die Schwierigkeit der Aufgabe, die sich im Zusammenhange des allgemeinen Problem hier ergibt, ist doch kein Grund, auf ihre Lösung im voraus zu verzichten.

2. Der eigentliche Ursprung religiöser Gesinnung liegt darin, daß der Mensch Unbegreiflichem gegenübersteht, das er nun doch, um es in seine Vorstellung einzuordnen, irgendwie erklären möchte; da bietet sich zur Ausfüllung der Lücke die Annahme dar, daß es ein höheres Wesen gebe, das hier mit unwiderstehlicher Gewalt gewirkt habe. Ein Stück der Entwicklung dieses Glaubens muß sich bei Homer verfolgen lassen. Daß Zeus den furchtbaren Krieg gewollt hat, ist einer der ersten Gedanken, die der Dichter aus-

4) Finsler: Die olympischen Szenen der Ilias. Ein Beitrag zur homerischen Frage. Bern (Gymn.-Progr.) 4906.

spricht (A 5); Helena meint zu erkennen, weshalb (Z 357). Von ihm werden Erfolg und Mißerfolg, Leid und Glück verteilt; auf seine Hilfe hoffen die Griechen, um Troja zu nehmen (A 128 f.), und ihn klagt der König an, daß er sein Versprechen nicht gehalten habe (B 111 ff.): Ζεός με μέγας Κρονίδης ἄτη ἐνέδησε βαρείη. Nach derselben Seite meint Agamemnon auch die Verantwortung für seinen Streit mit Achill abwälzen zu können (Γ 90 f.): ἀλλὰ τί κεν βέξαιμι; θεός διὰ πάντα τελευτᾷ, πρέσβα Διὸς θυγάτηρ Ἄτη, ἥ πάντας ἄῃται. Die übermäßige Stärke, auf die Achill pocht, hat ein Gott ihm verliehen (A 178). Menelaos hält es P 101 nicht für schimpflich vor Hektor, ἐπεὶ ἐκ θεόφιν πολεμίζει, zurückzuweichen; daß er seinerseits den Paris besiegt hat, schreibt dieser Athenens Hilfe zu (Γ 439). Aias fordert seinen Bruder auf, den Bogen zu gebrauchen, den Phöbos Apollon ihm gegeben habe (O 444); wie nachher im entscheidenden Augenblick die Sehne zerreißt — der Dichter weiß, daß Zeus den Hektor beschützt hat —, da erkennt Teukros: μάχης ἐπὶ μῆδεα κείρει δαίμων ἡμετέρης (O 408 f.). Eine Krankheit, die ohne äußeren Anlaß den Körper befällt, muß von Zeus gesendet sein (ι 411); für plötzlichen Tod eines Menschen suchen Verstand und Phantasie eine Ursache und finden sie in den sanften Geschossen des Geschwisterpaares Apollon und Artemis. Aber auch die unerwartete Genesung kommt von den Göttern (ε 397). Sie sind es, die wohl einem Sterblichen den Sinn betören, daß er Dinge sagt und tut, die ein anderer sich nicht zu erklären vermag: wenn Glaukos seine goldne Rüstung gegen die eherne des Diomedes weggibt, so muß Zeus ihn verblindet haben (Z 234); Telemachs Reise nach Pylos führt der treue Diener darauf zurück, daß ihm τις ἀθανάτων βλάβε φρένας ἔνδον εἴσας (ξ 178). Ein Krieger, der auf Feldwache gezogen ist, hat seinen Mantel vergessen: παρά μ' ἤπαφε δαίμων οἰοχίτων' ἵμεναι (ξ 488 f.). Aus Erwägungen dieser Art ist Bedeutung und Gebrauch der Anrede δαίμονι entstanden. Wie Odysseus als Bettler verkleidet mit seinem Sohn und dem Sauhirten zusammensitzt und das Gespräch auf die Bedrängnis kommt, in der sich Telemach befindet, da fragt jener (π 95 f.):

εἰπέ μοι, ἦ ἐ ἐκὼν ὑποδάμνασαι, ἦ σέ γε λαοὶ
ἐχθαίρουσ' ἀνά δῆμον ἐπισπόμενοι θεοῦ ὄμφῃ,
ἦ τι κασιγνήτοις ἐπιμέμφεαι, κτλ.

Irgend einen Grund müßte die feindliche Stimmung des Volkes doch haben; und wenn äußerlich nichts vorliegt, wodurch sie entstanden sein könnte, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ein Gott nach seiner Willkür sie erregt habe. Aber auch Gutes wird den himmlischen Mächten verdankt. Dem Schiffbrüchigen hat Zeus selber den Mastbaum in die Hände gegeben, daß er sich retten konnte (ξ 310); wie er dann gefesselt hilflos im Schiffe lag, δεσμὸν ἀνέγκραμψαν θεοὶ αὐτοῖ (ξ 348 f.). Staunend blicken die Leute auf den Redner, der sicher, doch mit wohlthuender Zurückhaltung spricht: θεὸς μορφῆν ἔπεισι στέφει (θ 170). Wie Telemach von Menelaos Abschied nimmt, fliegt ein Adler der eine Gans geraubt hat nach rechts über sie hinweg; der König zweifelt, was das zu bedeuten habe, doch Helena weiß schnellen Rat (ο 172 f.): κλυτὲ μέν, αὐτὰρ ἐγὼ μαντεύσομαι, ὡς ἐνὶ θυμῷ ἀθάνατοι βάλλουσι καὶ ὡς τελέεσθαι δῖω.

Wir empfinden die Berufung auf die Götter, die ihr das erklärende Wort eingegeben haben, hier wie eine stereotype Formel; und schwerlich hat es der Verfasser von ο anders gemeint. Aber ursprünglich muß doch in solchen Äußerungen ein bestimmter, kraftvoller Sinn gelegen haben. Wir verstehen ihn besser, wenn wir an den Unterschied denken, der schon in dem Beispiel von Teukros hervortrat, der sich aber durch beide Epen als herrschender Gebrauch hindurchzieht: der Dichter erzählt, wer von den Himmlischen eingreift, seine Personen aber, die eine auffallende Wirkung bemerken und sich zu erklären suchen, läßt er nur unbestimmt von einem Gotte (θεός, δαίμων) oder den Göttern oder von dem Höchsten unter ihnen, Zeus, sprechen. Im Seesturm stehen Leukothea (ε 333 ff.) und Athene (382 ff.) dem Odysseus bei, er aber glaubt dem Zeus die Rettung zu danken (409). Als er endlich gelandet ist, senkt ihn Athene in Schlaf (ε 494); wie er dem Alkinoos davon erzählt, heißt es (η 286): ὕπνον δὲ θεός κατ' ἀπείρονα χεῖεν⁵). Dieses Gesetz hat Ove Jørgensen erkannt und in einer ausgezeichneten Untersuchung — »die Götter in ι—μ der Odyssee« (Herm. 39 [1904] S. 357 ff.) — dazu benutzt, zu zeigen wie sorgsam vom Dichter nicht nur in ι sondern auch in χμ die Selbsterzählung stilisiert sei. Davon wird später, im dritten Buche, noch zu reden sein. Hier kam es darauf an, deutlich zu machen,

5) Weitere Beispiele bei Jørgensen S. 366 f.; Ausnahmen, die sich finden, sind dort S. 368 f. besprochen.

wie im Zusammenhang einer poetischen Weltanschauung und ihrer fortgesetzten Pflege durch das Epos allmählich immer mehr von dem, was Sterbliche auch innerlich erleben, als unmittelbare göttliche Schickung sich darstellte. Wünsche, Vermutungen, Erkenntnisse stiegen in der Seele auf, ohne daß man sagen konnte, woher sie kamen; Homer wußte, was in unserer Zeit erst wieder entdeckt werden mußte, daß der Mensch nicht immer denkt, was er will, sondern oft Gedanken sich einstellen und Beachtung fordern, als ob sie von einer unbekanntem fremden Macht geschickt werden. Vor anderen sind es natürlich die Seher und Dichter, die solche innere Wirkung erfahren, wie denn Phemios sein Verhältnis zur Poesie treffend erklärt (χ 347 f.): $\alpha\upsilon\tau\omicron\delta\iota\delta\alpha\chi\tau\omicron\varsigma \delta' \epsilon\iota\mu\iota, \theta\epsilon\omicron\varsigma \delta\acute{\epsilon} \mu\omicron\iota \acute{\epsilon}\nu \varphi\rho\epsilon\sigma\iota\nu \omicron\iota\mu\alpha\varsigma \pi\alpha\nu\tau\omicron\iota\alpha\varsigma \acute{\epsilon}\nu\acute{\epsilon}\varphi\upsilon\sigma\epsilon\nu$. Er dankt der Gottheit, die ihn gelehrt habe, und bezeichnet sich doch zugleich als $\alpha\upsilon\tau\omicron\delta\iota\delta\alpha\chi\tau\omicron\varsigma$: ein sprechendes Zeugnis dafür, wie konventionell zuletzt der Gedanke geworden war, aus einer Betrachtungsart zu einer Redeweise. Da muß eine lange Entwicklung vorhergegangen sein; und wir dürfen hoffen etwas von ihren früheren Stufen auch bei Homer noch zu unterscheiden.

3. Dafür bietet einen gewissen Anhalt Vergil, der in seiner Nachahmung des griechischen Epos auch die Götter und ihre Tätigkeit reichlich verwendet, aber ohne rechtes Verständnis für die Feinheit der homerischen Kunst. Übertreibungen und Verkehrtheiten, zu denen er dabei gelangt ist, habe ich vor Jahren bei Gelegenheit einer Untersuchung⁶⁾ erörtert, die der Charakteristik Vergils dienen sollte, zugleich aber schon damals den Gewinn angedeutet, der sich von hier aus für die Beurteilung der homerischen Poesie ergeben könnte. Durch Vergleichung von Homer und Vergil erkennen wir die Züge, die jedem von beiden eigentümlich und wesentlich sind, und dürfen dann sagen: je deutlicher in einem einzelnen Beispiel göttlicher Einwirkung bei Homer die einen hervortreten, desto wahrscheinlicher ist es, daß die Stelle zum ursprünglichen Bestande des Epos gehört; und je mehr eine Götterszene in Ilias oder Odyssee dem vergilischen Charakter sich nähert, desto tiefer muß sie herabgerückt werden, wenn wir die Teile der Dichtung ihrer Entstehungszeit nach ordnen wollen. Inzwischen hat

6) Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil. Kiel 1885. S. besonders S. 23. Einzelne Sätze daraus sind hier wörtlich benutzt.

Richard Heinze im Rahmen seiner Monographie über »Virgils epische Technik« (1903) auch dessen Theologie behandelt, deren eigenartige Züge er aus dem Geiste römischer Poesie, aus der Weltanschauung des augusteischen Zeitalters, aus persönlichem künstlerischen Wollen und Können zu erklären und zu würdigen sucht. Auf seine Ausführungen wird im folgenden mehrfach Bezug zu nehmen sein.

Der ganze Gang der Handlung, den die Äneïde darstellt, ist ohne fortwährendes Eingreifen der Himmlischen überhaupt nicht denkbar: der Held macht sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin er gelangen will; die Götter leiten ihn von Ort zu Ort und lassen nur sehr allmählich erkennen, wo das Land liegt, in dem ein neues Troja gegründet werden soll. Eine wunderbare Verkündigung schließt sich immer an die andere an, erläuternd, ergänzend, aber nie vollständig aufklärend. So viele Stationen der Reise aufgezählt werden, beinahe ebenso oft muß Äneas den Entschluß fassen weiter zu fahren; und nirgends ist dieser Entschluß menschlich erklärbar, nirgends gewinnen wir den Eindruck, daß er auch ohne höheren Befehl hätte zustande kommen können. Wenn man aus der Äneïde das fortnimmt, was die Götter sagen und tun, so bleibt nichts als eine Reihe zusammenhangloser, unverständlicher Bruchstücke übrig. Ganz anders bei Homer. Daß Niese in der Ilias alle Götterszenen für spätere Zusätze hält, wurde erwähnt; und die Tatsache dieser Hypothese reicht allein aus, um den tiefen Unterschied zu bezeichnen, der hier besteht. Wie sich die Wunderlichkeiten in Vergils Darstellung aus der Aufgabe ergeben mußten, die er sich gestellt hatte, das stoische Dogma von der alles lenkenden Vorsehung mit der homerischen Sagenwelt zu vereinigen, hat Heinze gut entwickelt (S. 285 f. 289 ff.).

Vollends deutlich wird der Unterschied zwischen beiden Dichtern, wenn man zusieht, in welcher Art der aus dem Reiche der Götter kommende Anstoß in das Getriebe der menschlichen Dinge eingefügt ist. Den Plan nach Sparta und Pylos zu reisen faßt Telemach, weil Athene es ihm geraten hat, die in Gestalt des Taphierfürsten Mentos zu ihm gekommen ist; aber denselben Rat hätte auch ein wirklicher Gastfreund geben können. Ebenfalls Athene ist es, die in Δ den unglücklichen Pandaros verleitet, daß er die günstige Gelegenheit benutzt gegen Menelaos einen Pfeil zu senden; ein Zuhörer, der etwa an die Götter nicht glaubte, könnte annehmen, daß in Wahrheit Antenors Sohn Laodokos der

Anstifter gewesen sei und nur die Phantasie des Dichters in ihm eine verkleidete Gottheit gesehen habe. Dieses Verhältnis läßt sich nun in besonders lehrreicher Weise da beobachten, wo ein bei Vergil erzählter Vorgang einem homerischen nachgebildet oder doch ähnlich ist.

Wie Äneas bei Dido so verweilt Odysseus, wenn auch gezwungen, bei der Nymphe auf Ogygia; beide werden durch diesen Aufenthalt dem eigentlichen Ziel ihrer Fahrt ferngehalten, und für beide bringt erst der Götterbote den entscheidenden Befehl zur Abreise. Von Anfang bis zu Ende begreiflich ist die Erzählung in *ε*. Die Göttin fügt sich dem Willen des höchsten Gottes; aber was sie dabei tut und sagt, ist vom Dichter menschlich empfunden und geht uns menschlich nahe. Odysseus seinerseits erfährt nichts Genaueres über das was zwischen den Göttern verhandelt ist, so daß er später (*η* 263) den Zweifel äußern kann, ob Kalypso auf Befehl des Zeus ihn entlassen oder von selbst ihren Sinn zum Mitleid gewandt habe. Völlig anders bei Vergil. Äneas wünscht gar nichts anderes als in Karthago bei der Geliebten zu bleiben; da tritt, während er beschäftigt ist die Arbeiten am Bau der Stadt zu leiten, bei hellem Tage Merkur vor ihn, mit scheltenden Worten, und befiehlt ihm in Jupiters Namen, seiner Pflichten zu gedenken und Italien aufzusuchen (IV 260 ff.). Heinze meint zwar (S. 304 f.), auch hier sei »das natürliche Substrat« gegeben; man brauche nur »statt des als Person gedachten von außen herantretenden göttlichen λόγος den in der Brust jedes Menschen wohnenden göttlichen λόγος als die erinnernde Macht einzusetzen«, und es sei »ein sehr feines Motiv, daß gerade beim Anblick der erstehenden Burg Karthagos plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt den Helden die Erinnerung an die Stadt überfällt, die ihm vom Schicksal bestimmt war zu gründen.« Das wäre recht schön, wenn der Held durch Merkur überzeugt und innerlich gewonnen wäre, wie der tobende Achill in *A*, woran Heinze erinnert, durch Athene; aber davon sehen wir nichts. Erschüttert durch die gewaltige Autorität, die zu ihm gesprochen hat, entschließt er sich einem Befehle nachzukommen, der ihn von außen drängt (340 ff. 361), während ihm selbst die klägliche Rolle bewußt ist, die er dabei der Königin gegenüber spielt (337. 349 f.). Hier ist kein menschlich erklärlicher Verlauf: die göttliche Macht tritt störend dazwischen; und wenn wir sie wegdenken, so bleibt uns nicht, wie bei Homer, die Möglichkeit den Zusammenhang der Ereignisse auch als einen

natürlichen anzusehen. — Auch Merkurs Auftreten an einer früheren Stelle, Aen. I 297 ff., hat in der Ilias ein Gegenstück. Jupiter schickt ihn nach Karthago hinab, um dafür zu sorgen, daß Aneas dort freundlich aufgenommen wird; und er entledigt sich dieses Auftrages, ohne daß wir im geringsten erfahren, wie er es gemacht habe, um auf die Stimmung der Punier und ihrer Königin einzuwirken. Es heißt nur (302 ff.):

*et iam iussa facit, ponuntque ferocia Poeni
corda volente deo; in primis regina quietum
accipit in Teucros animum mentemque benignam.*

Hier findet auch Heinze Mangel an Anschaulichkeit. Und damit vergleiche man den psychologischen Takt, mit dem selbst in einem späten Gesange wie Ω das Erscheinen des Gottes behandelt ist. In Gestalt eines Jünglings, der zum Gefolge des Achilleus gehört, begegnet er dem troischen König, wie er durch das Dunkel der Nacht in das griechische Lager fahren will; neugierig und teilnehmend wie ein sterblicher Mensch spricht er zu ihm, führt ihn durch das Tor der Befestigung bis zum Zelte des Peliden und gibt sich erst beim Abschied (460) zu erkennen. Um Achill im voraus freundlich zu stimmen, haben sich die Götter der Vermittlung seiner Mutter bedient. Und wie nun der Vater seines toten Feindes bittend vor ihm kniet, verstehen wir, was in den Herzen beider vorgeht, und denken nicht mehr daran, daß diese Szene durch fremde Veranstaltung herbeigeführt ist.

Ein beliebtes Mittel, um auf die Entschließung der Menschen einzuwirken, ist die Erscheinung im Traume. Auf diesem Wege gibt Zeus (B 23) dem Führer des griechischen Heeres den Plan zu einem entscheidenden Angriff ein; im Traum tröstet Athene (δ 804) die unglückliche Mutter des Telemach, ein Traumbild schickt sie (ζ 25) der Nausikaa, um sie zu veranlassen daß sie am folgenden Tage mit ihren Mägden zur Wäsche hinausfährt. In all diesen Fällen könnte der Traum auf die natürlichste Weise so stattgefunden haben, wie er erzählt wird: dem Agamemnon erscheint als Mahner und Berater Nestor, Penelope glaubt ihre Schwester zu sehen, Nausikaa eine vertraute Gespielin; und so wenig wunderbar wie die Person ist das was sie sagt, vielmehr wird jedesmal nur ein Gedanke ausgesprochen, der auch aus der eigenen Seele des Träumenden hätte aufsteigen können. Auch Vergil weiß von

Träumen zu erzählen; aber immer sind es wunderbare Erscheinungen und unerwartete Botschaften, die er in dieser Form einführt. Noch am wenigsten gilt dies von Hektors Schatten, der (II 270) in der Unglücksnacht dem Äneas die Nachricht bringt, daß die Danaer in der eroberten Stadt wüten. Aber so recht den Eindruck eines künstlichen Apparates haben wir im folgenden Buche, wo Äneas schon längere Zeit auf der Insel Kreta verweilt, die er für das ihm bestimmte Land hält, plötzlich durch Mißwachs darauf hingewiesen ist, daß die Götter es anders wollen, und nun im Traum von den Penaten Auskunft erhält, wohin er sich wenden soll (III 148). Noch unnatürlicher ist die Weise, wie Turnus (VII 449 ff.) zum Zorn gegen die phrygischen Ankömmlinge aufgeregt wird. Die Furie Allekto naht dem Schlafenden in Gestalt einer alten Priesterin der Juno und macht ihn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm drohe; aber die Sorge darum liegt seinem eigenen Denken so fern, daß er die Warnerin spöttisch zurückweist, bis sie, darüber empört, ihr wahres Wesen offenbart, mit ihrer Geißel den Verwegenen peitscht und ihm eine brennende Fackel gegen die Brust schleudert. In Schweiß gebadet erwacht er, und ist nicht etwa froh daß die Spukerscheinung entflohen ist, sondern tut jetzt, was sie ihm befohlen hat. Heinze meint (S. 299), »ohne übernatürlichen Einfluß würde der Umschwung von ruhiger Unbekümmertheit zu rasender Kriegswut kein so plötzlicher sein; an sich aber« sei er »aus natürlichen Voraussetzungen wohl begreiflich«. Wo sind diese Voraussetzungen? Ich vermag keine zu entdecken, und muß dabei bleiben, daß hier die psychologische Entwicklung unterbrochen ist, ein Anstoß der dadurch nicht gemildert wird, daß man den Vorgang, der ihn ersetzen sollte, einen »symbolischen« nennt. Etwas mehr innerlich vermittelt ist der Traum, den Äneas kurz vor der Abfahrt von Karthago, schon an Bord seines Schiffes, hat (IV 554); wenn doch einmal Merkur in eigener Gestalt den Wachenden besucht und genötigt hat Dido zu verlassen, so ist es verständlich, daß er jetzt, wo alles zur Fahrt bereit ist, im Traume den Gott zu erblicken und seine Mahnung zur Eile zu nehmen glaubt.

Leise angedeutet ist von Homer ein göttlicher Eingriff γ 280: Apollon tötet mit seinen sanften Geschossen den Steuermann des Menelaos, *πηδάλιον μετὰ χειρὶ θεούσης νηὸς ἔχοντα*. Was hat Vergil daraus gemacht? Dem Palinurus nähert sich, allerdings in

menschlicher Verkleidung, der Schlafgott und redet ihm zu, sich ein wenig Ruhe zu gönnen. Jener widersteht der Versuchung. Da ergreift der Gott einen in lethäisches Naß getauchten Zweig und schwingt ihn über dem Haupte des Unglücklichen, daß er einschläft; aber damit ist es nicht genug, er greift selber zu um sein Werk zu vollenden (V 858 ff.):

*et superincumbens cum puppis parte revolsa
cumque gubernaculo liquidas proiecit in undas
praecipitem ac socios nequiquam saepe vocantem;
ipse volans tenuis se sustulit ales ad auras.*

Heinze (S. 300) erkennt auch hier »nur eine Übersetzung des natürlichen Vorgangs ins Mythische, des unsichtbaren Vorgangs ins anschaulich Bildliche«. War das Vergils Absicht? Daß Palinurus den Griff des Steuerruders, an dem er sich im Sturze noch zu halten sucht, mit sich reißt, wäre, so gut wie das Rufen um Hilfe, an sich verständlich; was aber erzählt wird, ist, daß der Schlafgott, indem er sich anstemmt um den Unglücklichen hinabzuwerfen, das Ruder — das ja auch Phrontis Onetors Sohn μετὰ χερσίν hatte — mit abbricht. Palinurus selbst berichtet (VI 349): *multa vi forte revolsum*. Ein harter Zug im Bilde des sanften, gliederlösenden Gottes, und ein besonders deutliches Zeugnis dafür, welche Freude der Dichter und gewiß auch seine Leser empfanden, wunderbare Vorgänge ins Prodigienhafte gesteigert zu sehen.

Wie in dem Verlauf dieses letzten Beispiels, so ist es anderwärts von vornherein: die Götter greifen unmittelbar in das natürliche Geschehen ein, nicht bloß durch das Mittel eines menschlichen Entschlusses, den sie herbeiführen. Auch dabei unterscheiden sich Homer und Vergil in höchst charakteristischer Weise. Wie Odysseus aus dem Bade kommt, sich gesalbt und reine Gewänder angelegt hat, macht ihn Athene (ζ 230 f.)

*μείζονά τ' εἰσιδέειν καὶ πάσσανα, καὶ δὲ κάρητος
οὔλας ἦκε κόμας δακινθίνῳ ἄνθει ὁμοίας,*

eine Verwandlung, die dem Dichter der Odyssee zu einem seiner schönsten Vergleiche den Anlaß gegeben, also jedenfalls lebhaft seiner Phantasie vorgeschwebt hat. Aber der wunderbare Vorgang ordnet sich aufs beste in die natürliche Folge der Ereignisse ein: was für den nüchternen Verstand eine Wirkung des Bades und der glänzenden Kleider ist, erscheint dem poetischen Sinn als

üermenschliche Gabe. Auch an einer späteren Stelle, wo die entsprechenden Verse aus anderem Grunde für interpoliert gelten müssen (ψ 157 ff.), sind sie doch ohne Schaden für die innere Wahrscheinlichkeit angebracht. Vergil hat das nicht empfunden; er läßt den Äneas von seiner göttlichen Mutter in dem Augenblick verschönert werden, wo er den Puniern überhaupt zuerst sichtbar wird (I 589). Diese Stelle ist noch aus einem anderen Grunde bemerkenswert; denn hier tritt Äneas mitten in der Versammlung des karthagischen Hofstaates plötzlich aus der Wolke heraus, die ihn, nach homeischem Muster, bei seinem Eintritt in die Stadt verdeckt hat. Zuerst erwähnt wird sie I 411, wo Venus am Morgen im Walde dem Irrenden begegnet ist und ihn auf den Weg zur Stadt gewiesen hat. Mehrfach wird dann erwähnt, daß Äneas und sein Begleiter aus der sicheren Umhüllung heraus beobachten, was um sie her vorgeht (439. 516), bis zuletzt, wo sie Zeugen der Aufnahme sind, die ihre Genossen bei Dido finden, der schützende Nebel ihnen selbst anfängt lästig zu werden (579 f.):

*his animum arrecti dictis et fortis Achates
et pater Aeneas iam dudum erumpere nubem
ardebant.*

Ein seltsames Bild: da steht am lichten Tage die Nebelsäule mit den beiden Männern; diese vor Eifer brennend sich bemerklich zu machen, aber außerstande das zu tun, bis der Zauber von selbst verschwindet. Homer hatte es anders gemeint. Als Odysseus in die Stadt der Phäaken eintritt, ist es später Abend (η 13. 138); und wenn jetzt der Dichter erzählt, daß Athene ihn mit Nebel umgeben habe (46), so mutet er damit dem Hörer keine schwer vollziehbare Vorstellung zu. Auch nachher, als der Gast in den Saal eingetreten ist, durch die schmausenden Phäaken unbemerkt hindurchgeht und auf einmal, indem die Wolke zurücksinkt (143), vor der Königin kniet, wird es unserer Phantasie nicht schwer der Schilderung zu folgen; denn denselben Hergang können wir als einen ganz natürlichen, ohne Göttin und ohne Nebelhülle, uns denken.

Der Grund des geschilderten Unterschiedes liegt zum guten Teil in der Weltanschauung beider Dichter; so urteilt auch Heinze (S. 293). Treffend erinnert er an den breiten Raum, den die Prodigien in Livius' Geschichtserzählung einnehmen (S. 296): Ähnliches mußte natürlich auch der Dichter seinem Publikum bieten. So

konnte — oder mußte? — er dazu kommen, die künstlerischen Mittel, die er bei Homer benutzt fand, zu steigern. Daß ihm solche Absicht nicht fern lag, zeigt, als ein Beleg für viele, die Angabe der Tiefe des Tartarus⁷⁾. Τόσσον ἔνερθ' Ἀΐδεω, ὅσον οὐρανός ἐστ' ἀπὸ γαίης, hatte Homer gesagt (Θ 16); Vergil machte daraus: *bis patet in praeceps tantum tenditque sub umbras, quantus ad aetherrimum caeli suspectus Olympum* (VI 578 f.). Ob er daneben auch die innere Bedeutung des Einwirkens der Götter bei Homer verstanden und zu vertiefen sich bemüht hat, bleibt mir trotz Heinzes Versicherung (S. 298) zweifelhaft. Zwar bei dem Bilde der Fama (IV 473 ff.) ist der Sinn klar: »statt des 'Gerüchtes', das als solches keine anschauliche Schilderung verträgt«, sollte »ein darstellbares Symbol« geschaffen werden; und das ist hier, in einer für sich stehenden Allegorie, vorzüglich gelungen. Wo aber göttliche Wesen mit Menschen in Verkehr zu bringen waren, da mußte sich die starke Hervorhebung des Übermenschlichen in einer für unser Gefühl störenden, den psychologischen Zusammenhang leicht zerstörenden Weise bemerkbar machen. Zwar Vergil mochte getrost etwas übertreiben; daß sie dergleichen wie etwas wirklich Geschehenes hinnähmen, würde er von Lesern der augusteischen Zeit auch mit gemilderter Darstellung wohl kaum erreicht haben. Heinze meint allerdings, er habe solches Element der Dichtung aus dem Glauben seiner Zeit geschöpft, und weiß diesen Glauben als einen die Tradition der Altvordern treu festhaltenden zu schildern (S. 296 f.). Aber wo es gilt aus dieser Voraussetzung einen Schluß zu ziehen, da nimmt er statt ihrer unwillkürlich die entgegengesetzte, richtigere. »Virgil hat empfunden«, so schreibt er (S. 304), »daß das Auftreten der Götter in eigener Person weitaus die stärksten Ansprüche an die Gläubigkeit des Lesers stelle, und wendet »es infolgedessen nur an, wo es unvermeidlich ist.« Im folgenden gibt es allerdings wieder starke Einschränkungen; »unvermeidlich« ist ein dehnbarer Begriff. Doch halten wir uns an den Grundgedanken. Wie steht es in dieser Beziehung bei Homer?

7) Hesiod Θεογ. 720 ff. hatte den homerischen Gedanken übertreibend ausgemalt; Vergil hält ihn fest, überbietet aber den Ausdruck. Daß dies seine eigene Zutat sei, vermutet Norden in seinem Kommentar zum VI. Buch der Aeneide (1903), und erinnert an *linguae centum oraque centum* (VI 625) nach δέκα μὲν γλῶσσαι δέκα δὲ στόματα (B 489). Ähnlich ist Aen. XII 899, verglichen mit E 303.

4. Für meinen Versuch — in erster Auflage dieses Buches —, in der Art der Erscheinung der Götter eine chronologische Abfolge aufzustellen, fordert Heinze mit Recht bessere Begründung. Auch Berichtigung konnte er fordern. Wenn es bewußterem Denken und verminderter Gläubigkeit entspricht, göttliche Wesen nur in die Gestalt bestimmter Menschen gekleidet auftreten zu lassen, so dürfen wir diese Weise, einerlei wie sehr sie in der römischen Dichtung bevorzugt wird, bei Homer als die jüngere ansprechen. So urteilten unter anderen Polak und Robert⁸⁾, und ich habe schon in einem Bericht über ihre Arbeiten (JbA. 112 [1902] S. 115) die Vermutung ausgesprochen, daß sie mehr recht hätten als ich. Seitdem ist ein wesentliches Moment hinzugekommen durch unser Bekanntwerden mit ältesten Götterdarstellungen der bildenden Kunst⁹⁾. Schon Reichel hatte erkannt, daß solche Darstellungen, und zwar in rein menschlicher Gestalt, bereits in einer Zeit geläufig gewesen sind, die noch keine Kultbilder kannte. Genauer und unter reichlicher Mitteilung von Beweismaterial hat dann Georg Karo den Gedanken durchgeführt, daß bildloser Kultus und anthropomorphe Göttervorstellung in mykenischer Zeit nebeneinander bestanden haben. Zwar kann ich auch hier, im Anschluß an das früher (S. 259. 276) über die Schrift und über den Palastbau Gesagte, ein Bedenken nicht ganz unterdrücken, ob es erlaubt ist, alles was für Kreta feststeht ohne weiteres auf Mykene und seinen Kulturkreis zu übertragen; Gemmen und Goldringe, die zum Teil dort gefunden wurden, könnten leicht importiert sein. Doch ist hier ein ernsterer Irrtum nicht zu befürchten. Daß die Schöpfer des epischen Gesanges ihre Götter in menschlicher Gestalt dachten, wird durch die für alle späteren Geschlechter grundlegende Vorstellung von den olympischen Göttern, die in Thessalien zu Hause ist, bestätigt. Und indem sie solche Vorstellung nährten, scheinen sie geradezu — eine Beziehung, auf die Löscheke mich aufmerksam machte — Bildwerke vor Augen gehabt zu haben.

8) Polak in der früher (S. 115. 125 f.) zitierten Abhandlung (1896) S. 380. Robert, Studien zur Ilias (1904) S. 353. — In ähnlichem Sinne widersprach Wecklein, Studien zur Ilias (1905) S. 34.

9) Reichel, Vorhellenische Götterkulte (1897) S. 54. 74—76; gegen ihn, doch nur mit prinzipiellem Einwand, de Visser in der früher (S. 309) angeführten Dissertation S. 255. — Karo, »Alt-kretische Kultstätten«, Archiv für Religionswissenschaft 7 (1904); besonders S. 142. 152 ff.

Auf dem Schilde des Achilleus führen den Trupp, der einen Ausfall macht, Ares und Athene, schön und groß ὤς τε θεῶ περ, ἀμφις ἀριζήλω, λαοὶ δ' ὕπ' ἄλλ' ἕκαστος ἔσαν (Σ 518 f.). Ähnliche Darstellungen mußte der Dichter gesehen haben¹⁰). Es ist also nicht eine vereinzelte Kühnheit der Erfindung, wenn von Ares gesagt wird, daß er, am Boden liegend, sieben Plethra bedeckte (Φ 407), oder von Aphrodite, daß sie den von schwerem Steinwurfe getroffenen Sohn samt seiner Rüstung in ihre Arme genommen und mit ihrem Peplos verhüllt habe (E 314 f.). Kolossalstatuen wie die des Apollon von Delos und Naxos zeigen, daß die Kunst diesen Typus zunächst auch dann noch festhielt, als Götterbilder in den Kultus eingeführt waren. Agamemnon wird (B 477 ff.) beschrieben, wie er an Haupt und Antlitz dem Zeus gleicht, um die Hüften dem Ares, mit der Brust dem Poseidon. Ob hier Bilder von ungeheurer Größe dem Dichter vor Augen gestanden haben, läßt sich nicht sagen; Bilder wohl jedenfalls. So auch wenn Hektors Blick mit dem der Gorgo oder des Ares verglichen wird (Θ 349), die Erscheinung einer schönen Frau mit Aphrodite oder Artemis (I 389. δ 122. ρ 37, u. ö.). Die Beschreibung des Apollon, wie er, Bogen und Köcher auf der Schulter, zürnend vom Olymp herabsteigt, oder die berühmten Verse, in denen Zeus eine Bitte während sein Haupt neigt, würden einem Dichter nicht gelungen, ja nicht in den Sinn gekommen sein, dessen Phantasie nicht durch den Anblick verwandter Bilder — sei es gemalter oder in Silber getriebener oder eingelegter — belebt gewesen wäre. Der Vergleich des zum Kampfe schreitenden Aias mit dem gewaltigen Kriegsgotte, ὅς τ' εἰσιν πόλεμόνδῃ μετ' ἀνέρας (H 208 f.), oder der beiden, Idomeneus und Meriones, mit Ares und seinem Sohne Phobos, die von Thrakien zum Kriege ausziehen (N 298 ff.), deutet wieder unmittelbar auf Abbildung einer ganzen Szene hin. All solche Beispiele zusammengenommen erheben es über jeden Zweifel, daß es den Dichtern schon der Ilias etwas Vertrautes war, sich Götter in menschlicher Gestalt anschaulich vorzustellen.

¹⁰) Reichels Vermutung (Hom. Waffen² 162), daß der Verfasser von Σ zwei Gestalten auf einem wirklichen Bildwerke falsch als Götter gedeutet habe, steht nicht entgegen. Sollte sie zutreffen, so würde damit um so sicherer bewiesen sein, daß dem Dichter riesenhafte Götterdarstellungen vertraut waren. Auch hat er selbst (Vorh. Götterk. 51) das Beispiel mit verwertet.

Aus den bisherigen Ausführungen ergeben sich die Gesichtspunkte für die Vergleichung: in welcher Gestalt treten die Götter auf? und wie wirken sie? Allerdings läßt sich keine der beiden Beziehungen mit einem einfachen Entweder — Oder abtun. In bezug auf die Art des Wirkens ist besonders noch zu unterscheiden: ob körperlich oder geistig, mit persönlicher Anwesenheit oder aus der Ferne. Durchweg aber wird darauf geachtet werden müssen, inwiefern eine Erzählung den Eindruck macht ernst gemeint zu sein und nicht etwa schon der Stufe anzugehören, auf der eine ausgelassene Phantasie sich daran ergötzte, das menschliche Wesen der Götter ins Allzumenschliche weiterzubilden.

5. Das letzte gilt sogleich von einem Teil der Szenen, durch die uns der Dichter ganz in den Kreis der Himmlischen, ohne Berührung mit den Erdenbewohnern, versetzt. Welch ein Abstand zwischen der in aller Kürze prächtigen Beschreibung des Apollon in A, deren wir soeben gedachten, oder dem glänzenden Zuge Poseidons durch das beherrschte Element (N 20 ff.), und den in ihrer Art ja auch köstlichen Schilderungen des Familienlebens der Olympier! Auf der einen Seite alte mythische Bilder, das von Poseidon als ein überkommenes noch daran erkennbar, daß der Dichter von N, der es zu verwerten wünschte, den Gott von Samothrake nach Tenedos über Ägä (in Achaia) den Weg nehmen läßt⁴¹). Auf der andern Seite nicht bloß in ϑ sondern doch auch am Schluß von A, am Anfang von Δ , von Θ und, obwohl harmloser, in Σ Proben einer Götterburleske, die eigentlich den Spöttern späterer Jahrhunderte nicht mehr viel zu steigern übrig ließ. Wenn wir aus der Odyssee erfahren (σ 6 f.), daß die Junker für den Bettler, der Botengänge verrichtete, einen Spitznamen von der windschnellen goldbeschwingten Ἴρις entlehnt hatten, so läßt auch dies erkennen, was für Geschichten von einem ionischen Publikum gern gehört wurden. Freilich müssen wir uns hüten, daß wir nicht unwillkürlich zu sehr auf das, was uns schön und würdig erscheint, den Blick einstellen, und so die Züge der Dichtung auch da verzerrt sehen, wo den griechischen Hörer nichts in ernsthafter

⁴¹) Darauf hat Diétr. Mülder BphW. 1908 S. 870 treffend hingewiesen.

Auffassung störte¹²⁾. Und wenn in N ein Stück alter Poesie oberflächlich eingearbeitet ist, so könnte Ähnliches anderwärts in der Weise geschehen sein, daß der Rest einer Sage, der ein tieferer Sinn innewohnt, durch die neue Umgebung ins Komische herabgezogen wird. Sicher trifft dies zu für den Mythus von der heiligen Hochzeit des Himmelsgottes, den, wie Theodor Bergk (Griech. Literaturgesch. I [1872] S. 610) erkannte, der Verfasser des Ξ keck und doch zugleich anmutig für den Mechanismus der epischen Handlung benutzt hat. Nicht unwürdig aber unverständlich verwendet erscheint ein Zug, der früher greifbare Bedeutung gehabt haben muß, an den beiden Stellen, die von der Wage des Schicksals in der Hand des Göttervaters berichten, X 208 ff. — wo doch längst (179. 185) die Entscheidung feststeht — und noch mehr Θ 70 ff. Auch die Götterkämpfe in Φ , für die menschliche Handlung ohne Erfolg und in ihrem eignen Verlaufe teils übermäßig zart empfunden (462 ff. 500 f.) teils possenhaft (489 ff.), sehen so aus, als habe der Dichter mit dem ererbten Motiv nichts Rechtes mehr zu machen gewußt; vielleicht sind sie durch die knappe Schilderung der streitenden Parteien zu Anfang von Υ (33 ff.) und diese wieder durch ein wirkliches Bildwerk, das der Erinnerung vorschwebte, hervorgerufen worden. Der Olymp bildet an beiden Stellen den Hintergrund, doch tritt auch der Ida und die troische Landschaft ins Bewußtsein (Υ 53. 59 ff. Φ 442 ff.).

Daß ein Stück als Teil des vorliegenden Epos ganz jung und dabei in sich selber sehr alt sein kann, davon haben wir ein umfangreiches Beispiel in der *Διομήδους ἀριστεία*. Die Herkunft des Helden, die Anschaulichkeit der Beziehung zum Olymp als Göttersitz (360. 367 ff. 398. 750 ff. 867 f.) sprechen für ihr hohes Alter (vgl. oben S. 494. 234 f.). Dazu stimmt nun auch das urwüchsig Unge-schlachte in den Götterkämpfen dieses Gesanges, vor allem die Begegnung von Ares und Athene. Diese macht dem Diomedes die Augen hell, daß er Götter und Menschen unterscheiden kann (127 f.); später steigt sie selbst zu ihm auf den Wagen, dessen hölzerne Achse (838) unter dem Gewichte der Göttin kracht¹³⁾; dem verhaßten Gegner

12) Hier Merkmale der Entscheidung zu finden ist das Thema der lesenswerten Studie von Wilhelm Nestle, »Anfänge einer Götterburleske bei Homer«, NJb. 15 (1905) S. 161 ff.

13) Eine echte und weitverbreitete mythische Vorstellung; s. z. B. Usener, Sintflutsagen S. 135. 190.

macht sie sich durch den Helm des Hades unsichtbar (845): lauter Züge von kraftvoller Ursprünglichkeit. In dieser Umgebung, wo Diomedes von seiner Beschützerin ermutigt ist Aphrodite nicht zu schonen (131 f. 330 f.), dann in eignem Übermut mit vollem Bewußtsein gegen Apollon anstürmt (433 ff.), dieser auf der Höhe von Pergamos seinen Platz wählt (460), da stört es etwas, daß Ares, wie er die Troer ermuntert, sich dem Akamas ähnlich macht (462), Here den Achäern in Stentors Gestalt — oder nur mit seiner Stimme? — zuruft (785). Man wird kaum umhin können, hierin später eingeschlichene Milderungen zu sehen. Umgekehrt scheint der Dichter in Ξ eine Versgruppe von altertümlichem Gehalt verwertet zu haben, wenn er den Poseidon unverhüllt die Griechen zum Kampfe führen läßt (384). Im vorhergehenden Gesange war er erst als Kalchas, dann als Thoas aufgetreten, in diesem selbst hatte er einem alten Manne gleichend (Ξ 136) den Agamemnon aufgesucht und ermutigt, dann aber anscheinend die Maske abgeworfen und ein Schlachtgeschrei erhoben so stark wie 9000 oder 10 000 Männer (148). Der Dichter hat die Verkleidung, die er dem Gott gegeben hatte, vergessen; daß dies geschah, war wohl eben eine unwillkürliche Folge des Wunsches, eine vorhandene Schilderung wirksam zu verwerten. Wie er hier beschrieben wird:

385 δεινὸν ἄορ τανύηκες ἔχων ἐν χειρὶ παχείῃ
 εἴκελον ἀστεροπῆ· τῷ δ' οὐ θέμις ἐστὶ μιγῆναι
 ἐν δαί λευγαλέῃ, ἀλλὰ δέος ἰσχάνει ἄνδρας,

das kann doch nicht von demselben erfunden sein, der ihn kurz vorher vorsorglich dreimal unter verschiedener menschlicher Gestalt verborgen hatte. Hier ist er der Gott, der Herr des Meeres, das mächtig aufwogt (392), als wolle es mit ihm in den Kampf eingreifen. — Auf derselben Stufe des altertümlich Riesenhaften steht es, wenn Apollon von der Burg herab (ähnlich wie Δ 460) den Troern zuruft, während Zeus' Tochter Tritogeneia durch die Menge der Achäer geht, sie anzutreiben $\theta\theta\iota$ μεθιέντας ἴδοιτο (Δ 507 ff.): vielleicht wieder ein aus wirklicher Abbildung übernommenes Motiv. Und wenigstens eine von dort genährte Kraft der Anschauung glaubt man zu spüren, wenn erzählt wird, daß Apollon mit seinen Füßen den Wall der Achäer niedertritt, wie ein Kind die im Spiel errichtete Strandburg (O 355 ff.), oder, in demselben Gesange, daß Zeus den Führer der Troer ὡσεν ὀπισθεν χειρὶ μάλα μεγάλῃ,

ὄτρυνε δὲ λαὸν ἄμ' ἀτῶ (694 f.), die einzige Stelle an der von einem unmittelbaren Eingreifen des obersten Gottes berichtet wird.

In all diesen Fällen, die vereinzelt Abweichung in E angenommen, war es dem Dichter selbstverständlich, die Götter menschenähnlich sich zu denken. Wo dies ausdrücklich erwähnt wird, da verrät sich schon ein Beginn reflektierten Denkens und leises Nachlassen an naiver Zuversicht. So an einer Stelle in der μάχη παραποτάμιος. Prachtvoll anschaulich ist das Wüten des Flusses beschrieben; und er selbst ist der Gott: ἐξ ἐμέθεν γ' ἐλάσας πεδίον κάτα μέγμερα ῥέζει, ruft er dem Peliden zu (217). Nur, daß er sprechen kann, scheint eben von dieser Vorstellung aus unglaublich; und so wird erläutert: προσέφη ποταμὸς βαθυδίνης ἀνέρι εἰσάμενος, βαθέης δ' ἐκ φθέγγετο δίνης (212 f.). Das soll heißen: er sprach wie ein Mensch. Doch die Art des Vorganges verschiebt sich unwillkürlich zur Eigenschaft des Handelnden, wie wir es oft finden (s. S. 340) und deshalb auch in E für Here vermutet haben. Wer soll denn die Gestalt des Gottes sehen, wenn er aus tiefem Strudel heraus die Stimme ertönen läßt? Nein, er hat sich so wenig in einen Menschen verwandelt, wie bald nachher Achill, als er einem Adler gleich vorstürmt — τῶ εἰκῶς ἦϊξεν (254) — in einen Vogel. Aber der Nachfahr, der sich gedrängt fühlte nachher durch Poseidon und Athene eine Diversion eintreten zu lassen, der er doch, um den gegebenen Verlauf nicht zu stören, keine Wirkung beilegen durfte, scheint das εἰσάμενος anders verstanden zu haben: δέμας δ' ἀνδρῶσιν εἴκτην, an Körperbau gleichen sie Menschen, bemerkt er (285), was für die Form ihres Zuspruches (286) auch unerlässlich ist. Daß der Gott wie ein Mensch ausgesehen habe, erzählt Odysseus in χ von Hermes: νεηνίη ἀνδρὶ εἰκῶς κτλ. (278 f.), der ionischen Vorstellung, wie wir gesehen haben, entsprechend, doch abweichend von der Regel, daß eine erzählende Person, wenn ein Gott vorkommt, allgemein von θεός oder δαίμων spricht (S. 334). Ähnlich wird er in Ω eingeführt, nur daß dort die Worte βῆ δ' ἰέναι κούρω αἰσυμνητῆρι εἰκῶς πρῶτον ὑπηνήτη κτλ. (347 f.) auf eine Umwandlung deuten, weil er vorher doch nicht in dieser Gestalt vom Himmel herabgekommen ist; auch der Zusatz αἰσυμνητῆρι führt in bestimmtere menschliche Verhältnisse ein.

Dies ist nun schon in der Ilias die gewöhnliche Wendung. Unter wechselnden Masken verkehren hier besonders Athene, Apoll

und Poseidon. Zuweilen schimmert die übermenschliche Natur hindurch; so bemerkt Helena bei Aphrodite, die als alte Dienerin gekommen war, περικαλλέα δειρήν στήθεά θ' ἱμερόντα καὶ ὄματα μαρμαίροντα (Γ 397). Der Lokrer Aias, den Poseidon in Kalchas' Gestalt aufmunternd angesprochen und mit zauberkräftigem Stabe (N 59) berührt hat, sieht und fühlt, daß das nicht Kalchas ist (74 ff.):

ἴχνια γὰρ μετόπισθε ποδῶν ἠδὲ κνημῶν
 ῥεῖ' ἔγνων ἀπίοντος· ἀρίγνωτοι δὲ θεοὶ περ.
 καὶ δ' ἐμοὶ αὐτῷ θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι φίλοισιν
 μᾶλλον ἐφορμᾶται πολεμιζέμεν ἢθὲ μάχεσθαι,
 75 μαϊμάουσι δ' ἔνερθε πόδες καὶ χεῖρες ὕπερθεν.

Die ursprüngliche Voraussetzung (E 127 f.), daß ein Mensch göttlicher Hilfe bedarf um Götter und Menschen zu unterscheiden, ist aufgegeben; daß sie gelegentlich, wie es dem Dichter paßt, wieder aufgenommen wird (Γ 131), hat nichts Befremdendes. Im ganzen überwiegt schon die Vertraulichkeit mit dem Auftreten der Olympier. Iris kommt, von Zeus gesendet, in Gestalt des Priamos-Sohnes Polites mit der Mahnung das Heer zu ordnen, Ἐκτωρ δ' οὐ τι θεᾶς ἔπος ἠγνοίησεν (B 807). Phöbos, der als Agenor erscheinend und fliehend den Peliden von den bedrängten Troern abgezogen hat, gibt sich endlich zu erkennen und spottet, daß jener ihn nicht erkannt hat (X 9 f.). Die kräftigen Scheltworte, mit denen der Dichter den Getäuschten — freilich den Peliden, den Sohn der Göttin, — antworten läßt (θεῶν ὀλοώτατε πάντων — — ἦ σ' ἄν τισαίμην, εἴ μοι δύναμις γε παρσίη, 15. 20), zeigen doch deutlich, wie weit wir hier schon von echtem religiösem Empfinden entfernt sind. Dazu stimmt es, wenn in P (333 f.) Aeneas den Apollon, der als Herold Periphas zu ihm gesprochen hat, ohne weiteres erkennt und sich dabei nicht im geringsten wundert.

Auf dieser fortgeschrittenen Stufe steht durchweg die Odyssee. In einzelnen Erinnerungen taucht die frühere Scheu vor göttlicher Gegenwart wohl noch auf: ὄσατο γὰρ θεὸν εἶναι heißt es α 323 (vgl. 420); das Nahen der Göttin in π spüren die Hunde, während Telemach sie nicht sieht und nicht merkt (160 ff.). Das sind geschickt und wirksam verwendete Züge. Im ganzen aber schaltet der Dichter nicht nur frei mit der allzeit hilfreichen Pallas Athene, läßt sie bald als Mentor bald als Mentos, hier als Wasserträgerin

dort als Herold ihren Lieblingen zu Diensten sein¹⁴), sondern er bemüht sich auch gar nicht mehr dies als etwas Besonderes hinzustellen. Ὡ φίλος, οὐ σε ἔολπα κακὸν καὶ ἀναλκιν ἔσεσθαι, εἰ δὴ τοι νέφ' ὧδε θεοὶ πομπῆες ἔπονται, sagt Nestor, als der scheinbare Mentor entschwebt, zu seinem Gast (γ 375 f.), nicht viel anders als wenn heute jemand einen jungen Menschen beglückwünscht, weil ein bedeutender Mann ihm schon seine Gunst zugewendet hat. Das Gespräch zwischen Odysseus und Athene in ν ist geschickt und psychologisch fein ausgeführt, doch von der Anschauung aus, daß hier Gleichberechtigte miteinander verhandeln. Die Göttin stellt sich dem Helden mit freundlicher Schätzung seines Verdienstes gleich in Rat und Rede (297 f.), hört seine Vorwürfe ruhig an und erwidert sie fast mehr als bescheiden (417 ff.). Wenn sie nachher von ihm während des Kampfes mit den Freiern (χ 240), obwohl sie wieder Mentors Gestalt angenommen hat, sofort erkannt wird, wenn gar der Herold Medon den Ithakesiern berichten kann, daß die Göttin als Mentor erscheinend dem Könige geholfen habe (ω 446), oder in δ (654) Noëmon von der Möglichkeit, daß in Mentor der ihm begegnet war die Göttin verborgen gewesen sei, wie von einer ganz natürlichen Sache spricht, wenn die Freier argwöhnen, in dem Bettler stecke vielleicht ein Gott (ρ 484), so sind das alles Zeugnisse für den späten Charakter dieser ganzen Gattung von Poesie¹⁵).

Unter solchen Umständen ist es höchst auffallend, daß einmal (ο 9. 43) Athene in eigener Person zu Telemach kommt und ihm einen Rat erteilt, den er sogleich befolgt, ohne auch nur ein Wort wo nicht des Dankes, doch der Anerkennung, der Erkennung zu sagen. So müßten wir die Erzählung verstehen, wenn wir es mit dem Dichter streng nähmen. In Wahrheit ist es doch wohl so, wie Kirchhoff es ansah, daß der, welcher hier die klaffende

14) Mülder, der mehrfach (z. B. in seinem Programm »Homer und die altionische Elegie« [1906] S. 5) auf die Leichtigkeit, mit der sich der Dichter des »Götterapparates« bedient, hingewiesen hat, vermutet weiter, daß er solche Verkleidung manchmal benutzt habe, um beim Zusammenarbeiten mehrerer Quellen Personen, deren Auftreten sich mit dem anderer nicht vertrug, unterzubringen (NJb. 17 [1906] S. 33 f. 44). In anderem Zusammenhang (Buch III Kap. 4) wird hierauf zurückzukommen sein.

15) Vgl. Benno Diederich, Quomodo dei in Homeri Odyssea cum hominibus commercium faciant (Kieler Dissert. 1894) p. 27. 30 sq.

Lücke überbrücken und Telemachs Reise mit seiner beim Freierkampf notwendigen Anwesenheit vermitteln wollte, flüchtig gearbeitet und seiner Phantasie nicht erst zugemutet hat, die Szene anschaulich vorzustellen. Die Göttermaschine hatte so oft funktioniert, daß sie ohne Bewußtsein ihres inneren Baues kurzerhand für einen rein äußerlichen Zweck eingestellt werden konnte. Ist dies aber für das eine Mal zugegeben, so kann die Frage nicht umgangen werden, ob nicht Ähnliches auch sonst vorkommt. Mehrfach haben wir ja dies beobachtet, daß Züge, die sich von ihrer Umgebung abheben, von einigen Gelehrten für älter von andern für jünger als die übrige Masse gehalten wurden. Es ist wie wenn in einer perspektivischen Zeichnung bei wechselndem Standpunkt, zuweilen schon bei geändertem Willen der die Auffassung bestimmt, dieselben Teile bald vertieft bald hervortretend erscheinen. In unserm Falle stehen beide Möglichkeiten objektiv nebeneinander, und es kommt darauf an für die Wahl einen Anhalt zu gewinnen. Mit voller Sicherheit wird das nicht gelingen; doch möchte ich glauben, daß die kurzen Szenen in Υ (375—380) und X (244 ff.), wo Apoll an Hektor, Athene an Achill herantritt, um sie, den einen zurückzuhalten den andern zu ermutigen, sehr viel eher mit dem Besuch in σ als mit altertümlichen Göttererscheinungen wie in der Aristie des Diomedes gleichgestellt werden können. Auch daß Iris in Ω nicht, wie in B , Menschengestalt annimmt, sondern sich bei Priamos, der freilich bei ihrem Flüstern erzittert, ohne Umschweife als Botin des Zeus einführt (173), scheint ein Beispiel wieder unterlassener, nicht noch unterlassener Verwandlung zu sein. Zweifelhafter bin ich in bezug auf Apollon O 243 ff. und Athene A 194 ff. Jener wird von Hektor, den er in Zeus' Auftrag mit neuer Kraft erfüllen soll, gefragt, wer von den Göttern er sei; der Pelide erkennt die Göttin — $\delta\epsilon\iota\omega\ \delta\acute{\epsilon}\ \sigma\acute{\iota}\ \delta\acute{\iota}\sigma\sigma\epsilon\ \varphi\acute{\alpha}\nu\theta\epsilon\nu$ —, während sie keinem sonst unter den Anwesenden sichtbar wird: hier wie dort zeigt sich, daß der Dichter wußte, was er tat, in A besonders schön, wie er das übermenschliche Wesen der Gottheit empfand und zum Ausdruck zu bringen wußte. So wird über die größere oder geringere Ursprünglichkeit beider Szenen das Urteil anderswoher zu suchen sein. Die Art, wie die Götter in die Handlung eingreifen, könnte dazu einen Beitrag liefern.

6. Daß Götter da, wo sie körperlich tätig sind wie in E , auch körperliche Wirkungen von wunderbarer Stärke hervorbringen,

versteht sich von selbst. Den Kämpfen, in denen Diomedes sich hervortut, ist die Patroklie an altertümlicher, roher Kraft verwandt, nur daß hier der Held erliegt, von Apollon, den anzugreifen er sich vermißt, mit wuchtiger Hand zu Boden geschlagen (II 791 ff., ohne 804). Wie derselbe Gott den Wall der Griechen niedertritt, gehört ebenfalls hierher (O 355 f.). Auf der andern Seite stehen heilsame Eingriffe, auch sie zunächst anschaulich gedacht. Apollon haucht dem eben wieder (nach Ξ 448) zum Bewußtsein gekommenen Hektor Kraft ein: so dürfte diese Stelle, die vorher im Unentschiedenen gelassen war, einer älteren Schicht zuzurechnen sein (O 262). Mehrmals werden Krieger vom Schachtfelde entrückt. Wie Kypris den Sohn mit ihrem Gewande bedeckt und davonträgt (E 314 ff.), ist leibhaft beschrieben, ganz anders als gleich nachher seine Rettung durch Apollon (445) oder in Γ die Hilfe, die Aphrodite dem Paris leistet; den entführt sie durch die Luft und bringt ihn in seine Wohnung, ῥεῖα μάλ' ὥστε θεός (384), ohne daß wir erfahren, ob und wie sie selber zugreift: so ist die ursprüngliche Vorstellungsweise weitergebildet. Ebenso entraft Apoll ῥεῖα μάλα den Hektor, dessen erstes Zusammentreffen mit Achill abgebrochen werden soll (Υ 443 f.), Poseidon den vom Peliden verdrängten Äneas so, daß dieser viele Reihen von Männern und Rossen überspringt — θεοῦ ἀπὸ χειρὸς ὁρούσας, heißt es allerdings (Υ 327), aber das ist kaum anders als wenn wir sagen »durch den Eingriff des Gottes«; denn nachher erst (330) tritt dieser an den Geretteten heran. Daß Phöbos auf Zeus' Befehl den gefallenen Sarpedon vom Schlachtfelde trägt, in den Wellen des Flusses wäscht und den Zwillingsgöttern übergibt, damit sie ihn nach der Heimat tragen, wird kurz erzählt (II 667 ff.); aber hier ist der Anlaß der Erfindung, aus dem Grabe in Lykien, so deutlich, daß er den späten Ursprung verrät. — Χεῖρὶ καταπρηνεῖ, wie Patroklos geschlagen wurde, soll auch Poseidon das Schiff der Phäaken getroffen haben, um es zu Stein zu machen (ν 463 f.); und das ist sicher, obwohl es in der Odyssee steht, altertümlicher gedacht, als wenn in der Ilias zweimal Versteinerungen ohne diesen greifbaren Zug erwähnt werden (B 349. Ω 644). Aber eine poetische Denkweise, der es so, wie wir zu Anfang (S. 333 f.) durch einige Beispiele uns erinnern haben, geläufig war, in jedem irgendwie auffallenden Vorkommnis göttliche Machtäußerungen zu sehen, konnte leicht auch übernatürliche Wirkungen aus einem bloßen Willensakte der Gottheit erklären.

Die stärksten Fälle der Art sind es, daß Here in Σ (239) die Sonne zur Eile treibt, damit die Achäer zu Atem kommen, Athene in ψ (242 ff.) die Morgenröte zurückhält, um nach männermordender Arbeit Ruhe zu gewähren, kindlich gläubige Erfindungen, die im Alten Testament ein berühmtes Gegenstück haben (Josua 10, 12), bei Homer übrigens wohl an den beiden Stellen, wo sie vorkommen, nicht erst entstanden sind. Für die Odyssee bedarf das keines Beweises; ihr Reiz beruhte ja zum guten Teile darin, daß der ererbte Stil des Heldenepos auf die Erlebnisse einer Familie angewandt wurde. In der Ilias aber konnte kein Tag weniger als der mit $\Lambda 1$ begonnene, an dem es schon zweimal Mittag geworden war, von sich aus Anlaß geben auf ein beschleunigtes Ende zu sinnen. — Blitze von Zeus sind ein gegebenes Mittel den Willen des herrschenden Gottes kund zu tun. Unmittelbar motivierend in die Handlung eingefügt sind sie in Θ , wo dadurch zuerst (76 ff.) eine allgemeine Flucht der Griechen bewirkt wird; als trotzdem durch Diomedes und Nestor die Troer hart bedrängt werden, erschreckt Zeus diese besonders durch Blitz und Donner (133 f.), muß aber, da Diomedes von Hektor verspottet den Kampf wieder aufnehmen will, noch dreimal donnern um ihn zurückzuhalten (169 f.). Nimmt man dazu, daß bald darauf durch ein Vogelzeichen die Achäer wieder zum Vordringen ermutigt werden (251 f.), so sieht man an dem Hin- und Herspringen, wie hier ein später Dichter mit überliefertem Apparat verschwenderisch gearbeitet hat. Zuletzt ist es ihm selbst leid geworden; die entscheidende Wendung, deren dieser Gesang bedurfte, um auf die *προσβεία* vorzubereiten, wird aufs kürzeste dadurch herbeigeführt, daß $\alpha\psi$ $\alpha\upsilon\tau\iota\varsigma$ Τρώεσσιν Ὀλύμπιος ἐν μένος ᾤρσεν (335). Auch der Nebel in P ist schon Formel: Zeus sendet ihn, um den Leichnam des Patroklos zu retten (269 ff.), und zuletzt betet Aias, daß er ihn entferne, damit ein Bote gesucht werden kann, der den Peliden zu Hilfe ruft (640 ff.); dazwischen steht eine Beschreibung der durch die Wolkenhülle abgetrennten Kämpfergruppe (366 ff.). Wie geschickt der Verfasser von η , einer der jüngsten Mitarbeiter am Epos, das Nebelmotiv in die abendliche Stimmung eingefügt hat, wurde bei Besprechung Vergils erwähnt.

Eben dort ist darauf hingewiesen, daß in ζ das Wunderbare der Verschönerung des Helden durch die Situation gemildert ist, auch dies ein überlegter Zug reifer Kunst; denn daß Götter die

Fähigkeit haben auf die Körperbeschaffenheit eines Menschen einzuwirken, ist alter Glaube. Wie er in frühester Zeit für die Einbildungskraft vermittelt war, haben wir gesehen: ἔμπνευσε μένος μέγα hieß es O 262. Dem Ursprünglichen nahe bleibt der Zauberstab, durch dessen Berührung Poseidon die beiden Aias mit gewaltiger Kraft erfüllt, γυῖα δ' ἔθθηκεν ἐλαφρά, πόδας καὶ χεῖρας ὑπερθεῖν (N 59 ff.). Aber schon in E bringt Athene dieselbe Wirkung durch ihre bloße Gegenwart, das Gebet des Tydiden erhörend, hervor (122 f.). Und nicht einmal der Anwesenheit, so lernte man, bedarf es. Wie Hektor die dem Patroklos geraubte Rüstung seines großen Gegners anlegt, nun dem Tode verfallen ist, sieht ihn Zeus und empfindet Mitleid; zum Ersatz dafür, daß er nicht mehr heimkehren soll, beschließt er ihm noch einmal erhöhte Kraft zu leihen, P 209 ff.:

ἦ, καὶ κυανέησιν ἔπ' ὀφρούσι νεῦσε Κρονίων·
 210 Ἐκτορι δ' ἤρμωσε τεύχε' ἐπὶ χροῖ, δῦ δέ μιν Ἄρης
 δεινὸς ἐνυάλιος, πλῆσθεν δ' ἄρα οἱ μέλε' ἐντὸς
 ἀλκῆς καὶ σθένεος.

Daß ein Gott auch aus der Ferne Gebete erhören kann, weiß Glaukos (Π 515); und Phöbos belohnt das Vertrauen, heilt aus der Ferne seine Wunde (527 ff.). Wo Ähnliches dem Äneas geschieht, den Apoll in seinen Tempel auf Pergamos gebracht hat, sind Leto und Artemis um ihn beschäftigt (E 448), während Troer und Achäer um ein εἶδωλον des Helden kämpfen. Man könnte hier in der Hervorhebung unmittelbar körperlicher Pflege etwas Altertümliches sehen; nur bleibt sie gar zu sehr im allgemeinen: ἐν μεγάλῳ ἀδύτῳ ἀκρόντῳ τε κούδαινόν τε, wo doch die schwere, anatomisch genau beschriebene Verwundung (305 ff.) sehr bestimmte Hilfe verlangte. Dazu kommt der verräterische Tempel (446) und nötigt uns, diese Partie — deren Grenzen zu suchen wären — unter diejenigen zu rechnen, die der Gesang vom Heldentume des Diomedes im Laufe seiner Fortbildung erst in sich aufgenommen hat.

Wie auf eine Stufe naiver und voller Gläubigkeit eine andere folgt, die sich bemüht das ihr unwahrscheinlich Gewordene durch rationalistische Zutat glaublicher zu machen, haben wir bei Betrachtung der göttlichen Gestalt gesehen. Es zeigt sich auch in bezug auf die Art des Wirkens. Die Macht, einen Leichnam vor Verwesung zu schützen, mochte kindlicher Sinn den Göttern zutrauen.

Von Hektor erzählt der Dichter einmal (Ψ 185 ff.), daß Aphrodite ihn durch Salbung mit ambrosischem Öl, Apoll durch Umhüllung mit einer Wolke geschützt, an anderer Stelle, daß Apoll ihn gegen Achills Mißhandlung mit der Ägis gedeckt habe (Ω 20 f.); Patroklos soll dadurch vor den Würmern bewahrt worden sein, daß Thetis ihm Nektar und Ambrosia in die Nase träufelte (Τ 38 f.). Dieses letzte ist aus der Sitte des Einbalsamierens anschaulich übernommen, im Verein mit den ähnlichen Angaben jedoch wohl ein Zeichen des Bedürfnisses nach Erklärung. Daneben hält sich das Einfachere. Von Thetis und Achill heißt es an derselben Stelle (37) ὤς ἄρα φωνήσασα μένος πολυθαρσές ἐνῆκεν; aber wie bald nachher Athene ihn zum Kampfe stärkt, müssen wieder Nektar und Ambrosia herhalten (Τ 352 f.). Nur scheinbar ein Widerspruch zu so nüchterner Verständigkeit war es — Vergil zeigte uns, wie beides zusammenwohnt — wenn, ebenfalls in jüngerer Zeit, die Phantasie sich überbot und für ein Publikum, das ja doch nichts davon glaubte, wundersame Ereignisse erfand, die in keinen irgendwie als wirklich gedachten Verlauf sich einordnen ließen. Dahin gehört es, wenn Poseidon die Lanze Achills aus dem Schilde des Äneas reißt und jenem wieder vor die Füße legt (Τ 323 f.), wenn Athene im Kampfe mit Hektor dem Peliden den Speer wiederbringt (Χ 276 f.). Das Stärkste in dieser Richtung leisten die Ἄθλα, wo wir uns gefallen lassen sollen, daß Athene dem auf seinem Wagen dahinrollenden Tydiden nachsetzt, die Peitsche, die ihm durch Apolls bösen Willen aus der Hand gefallen, von ihr dienstfertig aufgehoben worden ist, zurückgibt und dann, persönlich hingehend, den Pferden des Eumelos das Joch zerbricht (Ψ 389 ff.).

Ist die Szene in τ, wo Athene leuchtet, verwandter Art? Früher habe ich das unbedingt geglaubt und Kirchhoffs launiger Charakteristik zugestimmt; vielleicht liegt hier doch Echteres zugrunde. Telemachs Staunen, seine Ahnung daß ein Gott gegenwärtig sei, dann die Mahnung des Vaters:

σίγα καὶ κατὰ σὸν νόον ἴσχανε μηδ' ἐρέεινε·
αὕτη τοι δίκη ἐστὶ θεῶν, οἳ Ὀλυμπον ἔχουσιν,

das sind Äußerungen lebendiger Ehrfurcht vor der unsichtbaren Gottheit. Nur, daß sie einen goldenen Leuchter gebraucht (34) um das Wunder zu vollbringen, stört uns die Illusion, indem es sie stützen will. Und so geht es in den letzten Gesängen der

Odyssee mehrfach. Zum Kampfe mit Iros stärkt Athene dem Helden die Glieder ἄγχι παρισταμένη (σ 70); um ihn zum Betteln unter den Freiern zu ermuntern, ist sie mit denselben Worten heranbemüht worden (ρ 361). Man könnte denken, worauf mich gesprächsweise Lüscke hinwies, dem Dichter schwebe entweder ein Bild vor oder doch die aus Bildwerken bekannte Darstellungsart, von der Athene neben Perseus auf einer Metope von Selinus ein Beispiel ist. Aber ein Vergleich mit der Tätigkeit, die ihr der Dichter σ 492 ff. beilegt, führt eher zu einer anderen Auffassung. Dort ist der Gedanke, daß Athene die Schönheit der Penelope erhöht, realistisch ausgemalt: sie wäscht ihr das Antlitz mit einer sonst von Aphrodite benutzten Salbe, daß es weißer wird als Elfenbein, und geht dann weg (ὡς ἔρξασ' ἀπεβήσεται), ohne doch gekommen zu sein. Hier ist die übel gelungene Absicht des Erzählers, einen konventionell gewordenen Zug wieder greifbar auszugestalten, so deutlich, daß ich danach die andern Fälle, auch in τ den Leuchter, beurteilen möchte.

Weit glücklicher, und das in weitem Umfange, hat sich der gleiche Trieb da betätigt, wo es galt eine geistige Wirkung der Einbildungskraft nahe zu bringen, obwohl es dessen an sich weniger bedurfte; denn solche Wirkung hält sich in dem unsichtbaren Bereiche, dem die Himmlischen selbst angehören. So sind denn Ilias und Odyssee voll von göttlichen Eingebungen guter und schlimmer Art, von kluger Leitung und folgenschwerer Betörung, von Aufmuntern und Zurückhalten, wofür es wieder genügt an die Beispiele zu erinnern, von denen diese Betrachtung ausgegangen ist (S. 333). Andererseits war hier der Phantasie ein um so freieres Feld eröffnet, auf dem sich denn die Dichter teils schöpferisch teils nachahmend bewegt haben, fast überall mit sicherem Gefühl für das, was solchen Erfindungen den Sinn gab und das Maß bestimmte. Vergil hat uns schon — mittelbar — gelehrt, worauf es ankam. Wenn die griechischen Dichter von dem Anteil berichteten, den Götter an den Taten der Helden genommen hätten, so ließen sie deren Tätigkeit nur da eintreten, wo der innere Zusammenhang des menschlichen Wollens der Beobachtung nicht offen lag, doch im Grunde vorhanden war und einer dichterischen Deutung Raum gab; und weil sie aus reicher Kenntnis des Menschenlebens schöpften, geriet es ihnen, die Lücke unmerklich so zu ergänzen daß der ganze Verlauf als ein in sich geschlossener und natürlicher erschien.

Der Traum des Agamemnon im Anfang von B, aus demselben Gesange die Botschaft die Iris-Polites an Priamos und Hektor ausgerichtet (796), wieder Iris als Schwägerin der Helena sie zum Kampesschauspiel rufend (Γ 424 ff.), die Verführung des Pandaros durch Athene in Δ: all solche Szenen haben ein »psychologisches Korrelat«, das der Dichter wohl kaum sich klar gemacht, aber gewiß empfunden hat. Auch von Athenens Besuch in α darf man das sagen. Zwar hat Wilamowitz recht: wer nach Kirchhoffs Beweis »noch bestreitet, daß die Partie des α, die er seinem Bearbeiter zuweist, eine Flickarbeit ist, mit dem ist eigentlich nicht »zu reden« (HU. 6). Aber die Art, wie die Göttin hier auftritt und verschwindet, wie sie in der Seele des Jünglings Gedanken weckt, die unbewußt schon in ihr gelegen haben, die hat der Bearbeiter entweder aus trefflicher Vorlage übernommen oder in deren Geiste geschickt nachgebildet. Soweit diese Vorlage unser β gewesen ist, können wir uns kaum wundern, daß sie den Nachahmer zum Guten angeregt hat: denn auch hier ist die Vorstellung der göttlichen Hilfe, besonders in der Begegnung am Meeresufer (267), so fein wie lebendig durchgeführt. Die Erscheinung in A sollte uns noch beschäftigen. In ihre Umgebung ist diese Szene etwas störend eingefügt, der innere Zusammenhang in ihr aber aufs beste gewahrt. Achill greift ans Schwert, um den Übermütigen zu züchtigen, der ihm seine Ehrengabe rauben will; doch in demselben Augenblicke steigt der Zweifel in ihm auf, ob das, was er tun will, recht und klug gehandelt sei: und er bezwingt sich selbst. Den Wandel, der sich in der Seele des Mannes im Verborgenen vollzieht, wußte die Phantasie des Dichters durch göttlichen Eingriff zu erklären. Dürfen wir eine Leistung so vollendeter Kunst, bloß aus dem Grunde weil Athene auch hier unverwandelt erscheint, mit den Zeugnissen ursprünglichen Götterglaubens, wie E sie bietet, auf eine Linie stellen? Ich glaube nicht, und möchte in dieser ganzen Gruppe psychologisch vertiefter Götterwirkungen eine Höhe sehen, die der Geist des griechischen Epos erst allmählich erreicht hat.

Freilich, um nun doch schon hier und da darüber hinauszugehen und wieder zu fallen. Die Leichtigkeit im Gebrauche der Form verführte dazu, sie zu Hilfe zu nehmen, wo man es sich mit der Motivierung leicht machen wollte. Daß Athene den Sinn der Königin ablenken muß, damit Odysseus von Eurykleia erkannt werden kann (τ 479); daß Apollon der Gegnerin plötzlich den

Vorschlag macht, eine Pause im Kampf eintreten zu lassen (H 28 ff.), weil der Dichter den Zweikampf zwischen Hektor und Aias einschieben will: dies und manches Ähnliche sind wahrlich keine Schönheiten. Und noch störender, weil nicht bloß als Übergang dienend sondern in sich reicher ausgeführt, ist die Wendung, die in Γ das Gespräch zwischen Aphrodite und Helena nimmt, durch das diese bewogen werden soll zu ihrem Buhlen zurückzukehren. Sie sträubt sich, mit rechtschaffenen Gründen, und wird erst durch eine Drohung der Göttin überwunden (418): so ist die innere Wahrheit aufgegeben. Nicht mit Unrecht hat man in dieser Szene eine Verwandtschaft mit vergilischer Art gefunden, das sicherste Zeichen, daß wir damit dem Ende der Entwicklung, die der Name Homer umfaßt, nahe stehen.

Noch einen Fortschritt in der Ausbildung und damit zugleich Vergrößerung des Götterapparates stellen die Hymnen und, soweit sich erkennen läßt, die kyklischen Epen dar. Aus dem »Ratschluß des Zeus«, der in dem Unheil des troischen Krieges sich vollendete, haben die Kyprien einen vollständigen Plan herausgesponnen. Die Sagen von Anchises und Tithonos, und der Gunst die sie von Göttinnen erfahren haben, sind in dem Lied auf Aphrodite breit ausgemalt; als die Tochter des Zeus unter dem Bilde einer Sterblichen dem Anchises begegnet, ist er sogleich bereit sie für eine Göttin zu halten und zählt (93 f.) die Namen derer auf, an die sich etwa denken ließe. Man halte diese Stelle mit der anmutigen Huldigung in Odysseus' Ansprache an Nausikaa (ζ 54 f.) zusammen, und man wird den Unterschied des Stiles mit Händen greifen. Schlichter ist die Behandlung des Göttlichen im zweiten Hymnos: Hermes' wie Apollons Begegnung mit dem Alten in Onchestos (87. 187) hat nichts Wunderbares; in welcher Gestalt Apollon erscheint, ist nicht angegeben, also wieder stillschweigend ihm so gut wie dem Knaben Hermes menschliche Bildung beigelegt. Im Apollon-Hymnos wird erzählt (397 [219] ff.), wie der Gott sich in einen Delphin verwandelt um kretische Schiffer nach Delphi zu bringen. Ganz zauberhaft ist der Inhalt des Hymnos auf Dionysos und der Kern der Erzählung von Demeter. Diese ganze Gattung der Poesie hat das Wunder im späteren, phantastisch entwickelten Sinne recht eigentlich zum Gegenstand.

Völlig fremd ist es ja auch dem älteren Epos nicht, doch mit feinem Takt in das Gesamtbild eingefügt. Von den Pferden des

Achilleus, Sprößlingen des Windgottes und der Harpyie (II 450), tut das eine, von Here dazu befähigt, den Mund auf zu einer Prophezeiung; aber das geschieht einmal, für einen kurzen Augenblick, dann hemmen die Erinnyen seine Stimme (T 448). Das Wunder steht für sich inmitten natürlicher Ereignisse, wie durch eine plötzliche Ahnung öffnet es die Aussicht in eine verborgene Welt und geht vorüber wie ein Traum oder eine Vision. Die fabelhaften Erlebnisse des Odysseus auf seinen Irrfahrten hat natürlich auch der Dichter als solche empfunden; aber er entwaffnet im voraus die Kritik, indem er sie in ein fernes Gebiet verlegt, in das keine Erfahrung wirklicher Menschen hinausreicht. An Kythera vorbei treibt der Nordwind den Unglücklichen dem unbekanntem, unbegrenzten Meere zu; von da an weilt er nicht in der Nähe menschlicher Wohnungen sondern im Reich der Phantasie, in dem andere Gesetze gelten als in der alltäglichen Wirklichkeit, und von wo er schlafend, also ohne Ahnung des Weges den er zurückgelegt hat, wieder in die Heimat gebracht wird, er als letzter den die Phäaken so geleiten. Da draußen gibt es ganze Völker, wie eben diese wunderbaren Seeleute und wie die Kyklopen (235. γ 205 f.), die sich als Verwandte der Olympier fühlen; da stören uns die Märchen nicht: wir glauben an Skylla und Charybdis, an das Riesenvolk der Lästrygonen, an die Zauberin, die Menschen in Tiere verwandelt. Und das hat sich der späte Dichter von ν zunutze machen wollen, indem er, um getrennte Stücke der Sage zu verschmelzen, die Erfindung machte, daß Athene in Ithaka, auf dem steinigen Boden der Wirklichkeit, mitten unter leibhaften, brotessenden Menschen, den männlich schönen Odysseus in einen alten Betler verzaubert.

Blicken wir wieder zurück, so bietet sich dasselbe Bild wie bei der kulturhistorischen Betrachtung. Verschiedenheiten des Alters lassen sich erkennen, auch Wandel und natürliche Weiterbildung von Gedanken und Motiven verfolgen; aber in größerem Umfang Schichten, die übereinander gelagert sind, so zu sondern, daß in sich geschlossene, lesbare Stücke herauskommen, ist nicht möglich. Allzu mannigfaltig sind die Elemente miteinander verschlungen und verschmolzen, allzu fest schon den ältesten Gesängen jüngere Bestandteile hinzugewachsen, allzu reichlich in spätere Dichtung

altüberlieferte Stücke hineingearbeitet. Indem wir uns dies klar machten, mußten wir schon auf die bewußte Tätigkeit der Dichten- den blicken, der mit Kriterien des Widerspruches und der Über- einstimmung nachzugehen früher als einziges Geschäft der »höheren Kritik« galt. Wenn darüber diejenige Art von Analyse, deren Ver- fahren wir hier geprüft haben, lange Zeit vernachlässigt worden war, so wollen wir uns vor dem entgegengesetzten Fehler hüten, vielmehr jetzt planmäßig diejenigen Fugen und Unebenheiten, aber auch die Zusammenhänge und die Wirkungen ins Auge fassen, die von dichterischer Absicht, von dichterischem Schaffen Zeugnis geben. Dabei soll, was wir bisher gefunden haben wie das was wir nicht gefunden haben, der Fragestellung zustatten kommen.
